

# Mitteilungen

des

Oberhessischen  
Geschichtsvereins  
Gießen



2005

90. Band



Mitteilungen  
des  
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:  
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,  
Eva-Marie Felschow und Dagmar Klein

90. Band

Gießen 2005

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss des Landes Hessen  
gedruckt.

### Impressum

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen  
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Redaktion:

Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,  
Eva-Marie Felschow und Dagmar Klein

Titelbild:

Flak von 1939 auf dem Allendorfer Wasserhochbehälter

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

# Inhalt

<b>I.</b>	<b>Philipp Kobusch</b> Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit in Gießen	1
<b>II.</b>	<b>Thomas Euler</b> Die letzten Kriegstage in Allendorf/Lahn - Zeitzeugenberichte	45
<b>III.</b>	<b>Thomas Euler</b> Wappen von Allendorf an der Lahn	57
<b>IV.</b>	<b>Hans Reeh</b> Der Name Dünsberg	73
<b>V.</b>	<b>Heinz P. Probst</b> Zweites Steinkreuz in Grünberg-Queckborn aufgefunden	93
<b>VI.</b>	<b>Heinz P. Probst</b> Waldordnung der Grafen Solms-Braunfels für das Amt Hungen, von 1608 ff.	103
<b>VII.</b>	<b>G. Heinrich Melchior</b> Alte handgezeichnete Karten im gräflichen Archiv: Die „Beilegung“ des Wetterfelder/ Laubacher Streits um das „Sträuches“ im 17. Jahrhundert	129
<b>VIII.</b>	<b>G. Heinrich Melchior</b> <b>(unter Mitarbeit von Helge Braunroth)</b> Alte handgezeichnete Karten im Gräflich Solms-Laubach'schen Archiv: Die Wetterfelder Waltung 1714/1737	147
<b>IX.</b>	<b>Friedrich Karl Azzola</b> Eine Grabplatte des frühen Spätmittelalters mit einem Wappen von Buseck und einem Lebensbaum/arbor vitae in der Basilika auf dem Schifftenberg bei Gießen	167

<b>X.</b>	<b>Hans-Joachim Weimann</b>	
	Neustadt 32 - Bildfunde zu Wohnung, Fabrik und Park der Familie Gail	173
<b>XI.</b>	<b>Berichte</b>	
	Ein frühmittelalterlicher Einbaum aus Gießen (Udo Recker)	213
	Eine archäologische Entdeckung in Gießen: Der Liebig-Brunnen zum Liebig-Jahr 2003 (Manfred Blechschmidt)	217
	Die Ausgrabungen am Marktplatz in Gießen 2005 - Ein Vorbericht (Dieter Neubauer)	221
	WANTED! Verschollene Objekte aus der Antikensammlung der Universität Gießen (Matthias Recke)	231
<b>XII.</b>	<b>Rezensionen</b>	251
<b>XIII.</b>	<b>Aus dem Vereinsleben</b> (Dagmar Klein)	285
<b>XIV.</b>	<b>Presseberichterstattung</b>	289
<b>XV.</b>	<b>Autoren des Bandes</b>	315

# Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit in Gießen\*

Philipp Kobusch

## 1. Einleitung

In den letzten 20 Jahren sind Denkmäler - im Rahmen des fächerübergreifenden Diskurses über die Erinnerungskultur oder das kulturelle Gedächtnis<sup>1</sup> - mehr und mehr in den Blickpunkt der historischen Forschung gerückt. In diesem Diskurs nehmen die Denkmäler in all ihren Ausformungen als Erinnerungsorte eine wichtige Stelle ein.<sup>2</sup> Insbesondere diejenigen, die erst in der jüngeren Vergangenheit oder Gegenwart errichtet wurden, sind zunehmend zum Gegenstand der Untersuchung geworden.<sup>3</sup>

Denkmäler werden dabei nicht nur als Kunstwerke aufgefasst, sondern als ein „Medium politischer Artikulation“,<sup>4</sup> mit dem spezifische Meinungen der Öffentlichkeit präsentiert werden können. Gleichzeitig werden Denkmäler aber auch als Quellen für gesellschaftliche Ent-

---

\* Für förderliche Kritik und weiterführende Anregungen danke ich Prof. Dr. W. Speitkamp und Dr. L. Brake.

- 1 Ausgelöst wurde der Diskurs Ende der 80er Jahre durch die Überlegungen des Ägyptologen Jan Assmann zu Formen der Erinnerung in einer Gesellschaft. Er griff Thesen des französischen Soziologen Maurice Halbwachs aus den 20er Jahren auf (Neudruck: Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a.M., 1991) und entwickelte die grundsätzliche Unterscheidung zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis. Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München, 2000, 48 ff. Eine kurze Zusammenfassung des Diskurses gibt Speitkamp, Winfried: Vom Ersten Weltkrieg zum Nationalsozialismus, in: Wolfrum, Edgar (Hg.): Die Deutschen im 20. Jh., Darmstadt, 2004, 195 ff.
- 2 Der Begriff Erinnerungsort bezeichnet allerdings nicht nur reale Orte, sondern wird in diesem Zusammenhang übergreifend für alle Fixpunkte, an die sich Erinnerungen hängen können, verstanden. So können auch einzelne Ereignisse, wie z.B. Feiertage oder Begriffe oder Personen als Erinnerungsort bezeichnet werden. François, Etienne; Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München, 2001.
- 3 Zum Denkmalsbegriff allgemein, vgl. Lipp, Wilfried (Hg.): Denkmal - Werte - Gesellschaft: Zur Pluralität des Denkmalsbegriffs, Frankfurt, 1993. Speziell zur Erweiterung des Begriffs, Sauerländer, Willibald: Erweiterung des Denkmalsbegriffs?, in: Lipp, Wilfried (Hg.): Denkmal - Werte - Gesellschaft: Zur Pluralität des Denkmalsbegriffs, Frankfurt, 1993, 122 ff.
- 4 Westheider, Rolf: Altstoff der Geschichte oder notwendige Erinnerungsobjekte? Denkmäler von gestern in der politischen Landschaft von heute, in: Sekretariat für Kulturelle Zusammenarbeit Nichttheatertragender Städte und Gemeinden in NRW (Hg.): Deutsche Nationaldenkmale 1790 - 1990, Gütersloh; Bielefeld, 1993, 132.

wicklungen hinzugezogen, ausgehend von der Prämisse, dass die Personengruppen, die als Stifter auftreten, immer auch Erfahrungen und Vorstellungen ihres gesellschaftlichen Umfelds in die Konzeption eines Denkmals einfließen lassen.<sup>5</sup> Durch diese Auffassung erhält die Beschäftigung mit Denkmälern über die ästhetische und künstlerische Dimension hinaus also neue methodische Impulse.

Ein wichtiger Bereich ist dabei die Erforschung der Geschichte der Errichtung von neuen Denkmälern.<sup>6</sup> Die Untersuchung der zeitgenössischen Stellungnahmen und Diskussionen, der Verlauf des Entscheidungsprozesses über Standort und Gestalt des Denkmals, aber auch die Art der Finanzierung können zum Verständnis des Denkmals selbst sowie der gesamten sozialen und politischen Situation, in der das Denkmal entstand, beitragen.

Die Darstellung solcher näheren Umstände ist auch das grundsätzliche Ziel der vorliegenden Untersuchung zur Errichtungsgeschichte der Gießener Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit.

Besondere Brisanz erhalten diese Denkmäler durch die allgemeine Lage nach Ende des Ersten Weltkriegs. Durch die Ausmaße des Massensterbens wurde der Tod der Soldaten in viel größerem Maße in allen Bevölkerungsschichten wahrgenommen, als dies je zuvor der Fall gewesen war, hatte doch nahezu jede Familie den Tod mindestens eines Angehörigen zu beklagen. Hinzu kam, dass durch die Anonymisierung des Todes, die einerseits in den neuen Kriegstechnologien und ihrer enormen Wirkung begründet lag, andererseits in der Tatsache, dass ein Großteil der Soldaten im Ausland begraben worden war, der Bevölkerung ein Ort des Gedenkens an ihre Toten fehlte. Gleichzeitig wurde durch die Niederlage und den darauf folgenden Systemwechsel der Sinn des Todes so vieler Soldaten in Frage gestellt.

---

5 Winter, Jay: Topoi und Erleben. Eine Interpretation der gesellschaftlichen Wirkung von Kriegsdenkmälern, in: Akademie der Künste (Hg.): Denkmale und kulturelles Gedächtnis nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation. Dokumentation der internationalen Fachtagung vom 18. - 22. November 1998 in Berlin, Berlin, 2000, 28.

6 Der zweite wichtige Bereich ist der allgemeine Umgang mit bereits bestehenden Denkmälern. Dies umfasst zum einen Fragen der Denkmalpflege - zur Denkmalpflege in der Zwischenkriegszeit, vgl. Speitkamp, Winfried: Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871 - 1933, Göttingen, 1996, - zum anderen aber auch das Phänomen des Denkmalsturzes und der Umwidmung, bzw. Umgestaltung von Denkmälern. Zum Denkmalsturz, Speitkamp, Winfried (Hg.): Denkmalsturz: Zur Konfliktgeschichte politischer Symbolik, Göttingen, 1997. Ein gutes Fallbeispiel für die Umgestaltung eines Denkmals und die damit verbundenen Kontroversen stellt das Denkmal für das Infanterieregiment Nr. 76 in Hamburg dar, vgl. M. Hütt, Alfred Hrdlicka's Umgestaltung des Hamburger Denkmals für das Infanterieregiment Nr. 76, in: M. Hütt u. a. (Hg.), Unglücklich das Land, das Helden nötig hat (1990), 112 ff.

Umso mehr wuchs in der Bevölkerung der Wunsch, die Gefallenen zu ehren. Die Diskrepanz zwischen diesem kollektiven Begehren auf der einen Seite und der „semantischen Leere“<sup>7</sup> des Todes auf der anderen Seite führte dazu, dass neue Erklärungsmodelle zur Rechtfertigung des Todes entwickelt wurden, mit denen sich die Überlebenden identifizieren konnten<sup>8</sup>: Besonderer Wert wurde auf den Einsatz und die Opferbereitschaft der Gefallenen für das Vaterland gelegt, das als Bezugspunkt nun an die Stelle des Kaisers trat. Nicht mehr die Leistung im Krieg, sondern das Opfer an sich wurde zum Gegenstand des Gedenkens gemacht und in diesem Sinne wurden die Gefallenen vielfach stark heroisiert. Damit einher ging aber auch die prinzipielle Leugnung der Niederlage, die in den Schlagworten „Dolchstoßlegende“ und „Im Felde unbesiegt“ ihren Ausdruck fand.

Die nachträgliche Sinnstiftung fand in großem Maße über das Medium der Denkmäler statt, die zu Ehren der gefallenen Soldaten überall in Deutschland errichtet wurden. In nahezu jeder Stadt, jedem Dorf und jeder Gemeinde existieren noch heute ein oder mehrere Denkmäler für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, die immer von den einzelnen Gemeinden oder von verschiedenen privaten Stiftergruppen errichtet wurden.<sup>9</sup> Entsprechend unterschiedlich ist die Ausgestaltung der jeweiligen Denkmäler. Das Spektrum des Ausdrucks erstreckt sich von reiner Trauer, oftmals durch christliche Trauersymbolik angedeutet, bis hin zu national-militaristischen Darstellungen mit eindeutig revan-chistischem Charakter.<sup>10</sup>

Dabei entspricht der allgemeinen Veränderung der subjektiven Einstellung gegenüber dem Geschehenen auch die im Vergleich zu früheren Kriegerdenkmälern veränderte Ikonographie: Die Siegeszeichen, die noch Denkmäler für den Krieg von 1870/71 schmückten,<sup>11</sup> waren der Niederlage nicht mehr angemessen. Auch wurden die vorher üblichen Darstellungen von Generälen und Offizieren durch den ein-

---

7 Lurz, Meinhold: Kriegerdenkmäler in Deutschland 4. Weimarer Republik, Heidelberg, 1985, 11.

8 Koselleck, Reinhart: Kriegerdenkmäler als Identitätsstiftung der Überlebenden, in: Marquard, Odo; Stierle, Karlheinz (Hg.): Identität, München, 1979, 257 ff.

9 Am häufigsten treten Kriegervereine und kirchliche Organisationen als Stifter auf, vgl. M. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland 4. (1985), 15 f.

10 Dabei gibt es keine Denkmäler, die offen gegen den Krieg Stellung beziehen. Eine Ausnahme stellt vielleicht Ernst Barlachs Denkmal im Güstrower Dom dar, Vgl. Schuster, Peter: Die Nation und ihre Toten. Denkmale des 20. Jahrhunderts, in: Sekretariat für Kulturelle Zusammenarbeit Nichttheatertragender Städte und Gemeinden in NRW (Hg.), Deutsche Nationaldenkmale 1790 - 1990, Gütersloh; Bielefeld, 1993, 118 ff.

11 So stellte beispielsweise das auf dem Marktplatz in Gießen für diesen Krieg errichtete Kriegerdenkmal eine Figur in einer eindeutigen Siegerpose dar.

fachen Soldaten abgelöst. Typisch wurde die Forderung nach Einfachheit bei Erhaltung der Eigenständigkeit des Denkmals: Dutzenderzeugnisse sollten vermieden werden.<sup>12</sup> Dem Anspruch nach sind also die meisten Kriegerdenkmäler dieser Zeit Unikate, die die spezifischen Wünsche und Vorstellungen der Stiftergruppen und Künstler widerspiegeln.

Dieser starke regionale Bezug der Denkmäler und die Eigenständigkeit eines jeden Denkmals sind Gründe, die eine weitere Einzeluntersuchung, trotz einiger ausführlicher Arbeiten über das Phänomen des Kriegerdenkmals dieser Zeit sowohl in Überblickswerken<sup>13</sup> als auch in Einzeluntersuchungen,<sup>14</sup> dennoch lohnend machen.

Ein weiterer Grund liegt in der besonderen Bedeutung, die den regionalen Denkmälern in der Weimarer Republik als Orte des Erinnerns auch auf nationaler Ebene zukommt. Denn trotz angestrebter Versuche war es nicht gelungen, in der Weimarer Republik ein allgemeines Denkmal für den Krieg, das so genannte Reichsehnenmal, zu errichten. Die Bemühungen scheiterten unter anderem an den vielen verschiedenen Vorstellungen und Interessen, die die einzelnen Parteien und Institutionen in die Diskussion einbrachten, sowohl was die Form als auch was den Aufstellungsort betraf.<sup>15</sup> In den städtischen Akten Gießens zeugen mehrere Schreiben, in denen die Stadt Gießen gebeten wird, ein bestimmtes Projekt zu unterstützen, von der Vielfältigkeit der Vorstellungen und den regionalen Interessen, die sich jeweils damit verbanden.<sup>16</sup>

Daher bildet die Summe der einzelnen regionalen Denkmäler die einzige monumentale Ausgestaltung des kollektiven Erinnerns an den

---

12 Vgl. Vogt, Arnold: Den Lebenden zur Mahnung: Denkmäler und Gedenkstätten. Zur Traditionspflege und historischen Identität vom 19. Jh. bis zur Gegenwart, Hannover, 1993, 138 f.

13 Maßgebend ist hier die Untersuchung von M. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland 4 (1985).

14 So z.B. Schneider, Gerhard: ... nicht umsonst gefallen?: Kriegerdenkmäler und Kriegerstotenkult in Hannover, Hannover, 1991; Duhme, Thomas: „Unseren tapferen Helden ...“: Kriegs- und Kriegerdenkmäler und politische Ehrenmale; Dortmunder Beispiele, Essen, 1987.

15 Vgl. Ziemann, Benjamin: Die deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort, in: Berding, Helmut; Heller, Klaus; Speitkamp, Winfried (Hg.): Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen, 2000, 68.

16 Stadtarchiv Gießen (StdtAG), Akten-Nr. N1237. Vorgeschlagene Orte in diesen Schreiben sind der Taunussüdrand bei Frankfurt (17.6.1925), der Altkönig bei Friedberg (15.7.1925), die Rheininseln bei Lorch (27.7.1926), der Lichterkopf bei Niederlahnstein (10.8.1926).

Weltkrieg. In diesem Sinne mag die Gesamtheit aller Kriegerdenkmäler zu Recht als „nationales Denkmal dieser Jahre“<sup>17</sup> bezeichnet werden.

So kann eine Einzeluntersuchung neben dem regionalgeschichtlichen Aspekt zusätzlich ein weiteres kleines Steinchen im Puzzle der Betrachtung des nationalen Denkmals dieser Zeit liefern. Im Folgenden sollen die Bemühungen in der Stadt Gießen untersucht werden, Denkmäler für den Ersten Weltkrieg zu errichten. Es wird also sowohl darum gehen, die tatsächlich errichteten Denkmäler in ihrer Form und Aussage zu analysieren, als auch darum, die vorhergehenden Entwürfe und Diskussionen darzustellen. Dabei soll gefragt werden, welche Gruppen oder Parteien beteiligt waren, was ihre Anliegen und Interessen waren und welche Rolle die Stadt spielte. Im Mittelpunkt wird der Plan stehen, ein zentrales Denkmal für die gesamte Stadt zu errichten. Dieser Plan spielte in der zeitgenössischen Diskussion innerhalb der Stadt eine wichtige Rolle und so müssen gleichzeitige Denkmalprojekte immer in Bezug zu diesem Plan gesehen werden.

Jede einzelne Gedenktafel kann allerdings an dieser Stelle nicht behandelt werden. Es werden lediglich die Gedenksteine und -male aufgenommen, die unter Mitwirkung der Stadt geplant oder errichtet wurden und die an öffentlich zugänglichen Orten aufgestellt wurden oder werden sollten. Entsprechend werden ebenfalls die Denkmäler, die in den umliegenden Dörfern entstanden und inzwischen durch Eingemeindung zum Stadtgebiet gehören, außen vor gelassen. Als Datengrundlage dienen in erster Linie die Akten des Stadtarchivs Gießen<sup>18</sup> sowie die Artikel des Gießener Anzeigers.<sup>19</sup>

## 2. Gießen in der Zwischenkriegszeit

Gießen, eine Stadt mit knapp 34.000 Einwohnern,<sup>20</sup> war in der Weimarer Republik<sup>21</sup> in erster Linie bürgerlich geprägt. Die Revolutions-

---

17 Hardtwig, Wolfgang: Der bezweifelte Patriotismus - Nationales Bewußtsein und Denkmal 1786 - 1933, in: Historische Denkmäler. Vergangenheit im Dienste der Gegenwart?, Bensberg, 1994, 118. Problematisch wird diese generelle These, wenn die gleichmäßige Berücksichtigung aller Bevölkerungsgruppen zum Kriterium für ein „nationales Denkmal“ erhoben wird.

18 Im Folgenden werden jeweils die Akten-Nr. und das Datum des betreffenden Schriftstücks angegeben.

19 Zu dieser Zeit war der Gießener Anzeiger (GA) die einzige Gießener Tageszeitung.

20 1919 waren es genau 33.409, vgl. Löw, Karl: Die Stadt Gießen und ihre Umgebung in Siedlungsgeographischer Entwicklung, Gießen, 1937, 91.

21 Grundlage ist im Folgenden, wenn nicht anders bezeichnet, Speitkamp, Winfried: Modernisierung in der Krise: 1918 bis 1945, in: Brake, Ludwig; Brinkmann, Heinrich (Hg.): 800 Jahre Gießener Geschichte 1197 - 1997, Gießen, 1997, 215 – 262.

monate von 1918/19 hatten kaum Spuren in Gießen hinterlassen. Dies lag zum einen daran, dass Gießen als regionales Verwaltungs- und Handelszentrum einen stark ausgebildeten tertiären Sektor aufwies, zum anderen daran, dass die Arbeiter der Gießener Industrie vielfach in den Vororten lebten. So verteilten sich in der Regel bei Reichstagswahlen um die 60 Prozent der Stimmen in Gießen auf die bürgerlichen Parteien, wobei in der zweiten Hälfte der Zwischenkriegszeit eine deutliche Wählerbewegung von den liberalen Parteien weg hin zu national gefärbten Parteien erkennbar ist. Seit 1930 konnte die NSDAP den größten Teil der bürgerlichen Stimmen auf sich vereinigen.<sup>22</sup>

In den Ersten Weltkrieg war die Stadt Gießen in besonderer Weise in ihrer Funktion als Garnisonsstadt involviert. Seit 1868 war das Infanterieregiment 116, das 1891 in „Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116“ umbenannt wurde, in der Stadt stationiert.<sup>23</sup> Im Ersten Weltkrieg wurde es vor allem an der Westfront eingesetzt. Nach Ende des Krieges verzeichnete das Regiment Nr. 116 Verluste von 1736 Gefallenen. Hinzu kamen 6485 Verwundete und 2424 Vermisste.<sup>24</sup>

Leider fehlen entsprechende Gefallenenlisten für die gesamte Stadt Gießen. Es lässt sich jedoch feststellen, dass sich die Stadt Gießen in hohem Maße mit diesem Regiment, dessen Soldaten nicht notwendiger Weise alle aus Gießen stammen mussten, identifizierte<sup>25</sup> und regen Anteil an dessen Verlusten nahm.

Die enge Verbundenheit der Gießener Bürgerschaft mit dem Militär drückte sich auch in der Existenz einer ganzen Reihe von Vereinen ehemaliger Soldaten und Offiziere aus, die als Institution dem gesellschaftlichen Leben eine eigene Prägung verliehen. 1922 zählte der Gießener Anzeiger im Kreis Gießen immerhin 30 Kriegervereine mit ca. 2300 Mitgliedern.<sup>26</sup> Gerade diese Vereine stellten, wie noch zu

---

22 Vgl. W. Speitkamp, *Modernisierung in der Krise* (1997), 228; 231 ff.

23 Zur Geschichte des Regiments bis 1914, vgl. Reck, Hans, Friedrich: *Hessische Heimat* 24, 27.11.1993, 93 ff.

24 Vgl. Hiß, Albert: *Infanterie Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich-Hessisches) Nr. 116*, Oldenburg / Berlin, 1924, Anlage 3.

25 So wurden z.B. in der Zeitschrift „Die aufbaufreudige Stadt. Monatsblätter für die Universitäts- und Garnisonsstadt Gießen an der Lahn“ bereits im Untertitel die Universität und die Garnison als stadtprägend präsentiert. Dass diese Identifikation mit dem Regiment bis weit nach dem 2. Weltkrieg vorhielt, mag ein Artikel im GA zeigen, in dem es um den 60. Jahrestag der Heimkehr des Regiments geht. Dort heißt es: „So hat vor heute 60 Jahren damals unsere Stadt ihre Soldaten, ihre 116er empfangen und begrüßt“. GA, 13.12.1978.

26 GA, 24.5.1922.

zeigen sein wird, eine mächtige Lobby für die Errichtung von Kriegerdenkmälern dar.

In den ersten Nachkriegsjahren war von städtischer Seite Günther Krenzien in besonderem Maße für die Denkmalfrage in Gießen zuständig. Nach seinem abgeschlossenen Architekturstudium und einer Karriere im Bauwesen verschiedener Städte, war Krenzien als Regierungsbaumeister des Kreisamts Gießen 1914 in die Stadt gekommen. Im gleichen Jahr wurde er zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Gießen gewählt. 1921 wurde er zum Bürgermeister ernannt und war damit Stellvertreter des Oberbürgermeisters geworden.<sup>27</sup>

Krenziens Fachausbildung zum einen, zum anderen die Tatsache, dass er vor seinem Studium mehrere Jahre als Offizier gedient hatte sowie seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg und die dort erlittene Verwundung erklären sein enormes Interesse an der Denkmalfrage. So war er nach dem Krieg, bis zu seinem Tod am 24. 2. 1925, auf städtischer Seite die treibende Kraft in der Denkmalfrage. Vom Oberbürgermeister wurde ihm dabei relativ freie Hand gelassen.

Das Amt des Oberbürgermeisters hatte seit 1914 der Linksliberale Karl Keller inne. 1924 wurde er auf Lebenszeit gewählt, trat dann aber 1934 nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zurück. Die Amtszeit des studierten Juristen war geprägt von seiner Bereitschaft, Kompromisse sowohl mit linken, als auch mit rechten Kräften einzugehen.<sup>28</sup>

Nachfolger des zurückgetretenen Oberbürgermeisters Keller wurde 1934 der Nationalsozialist Heinrich Ritter.<sup>29</sup> In seiner Amtszeit wurde 1935 die Stadtverordnetenversammlung, die bis dahin das wichtigste Entscheidungsorgan der Stadt gewesen war, bereits seit 1933 aber gleichgeschaltet worden war, aufgelöst und durch mehrere Ratsherren ersetzt, die direkt von der NSDAP bestimmt wurden.<sup>30</sup> Spätestens zu diesem Zeitpunkt war die komplette Verwaltung Giessens von der NSDAP kontrolliert.

---

27 Zu G. Krenzien, vgl. GA, 25.2.1925.

28 Vgl. W. Speitkamp, *Modernisierung in der Krise* (1997), 229. Allg. zu K. Keller, GA, 3.5.1950.

29 Zu H. Ritter, vgl. Stockhorst, Erich: *Wer war was im Dritten Reich*, Kiel, 1985, 347.

30 W. Speitkamp, *Modernisierung in der Krise* (1997), 237 f.

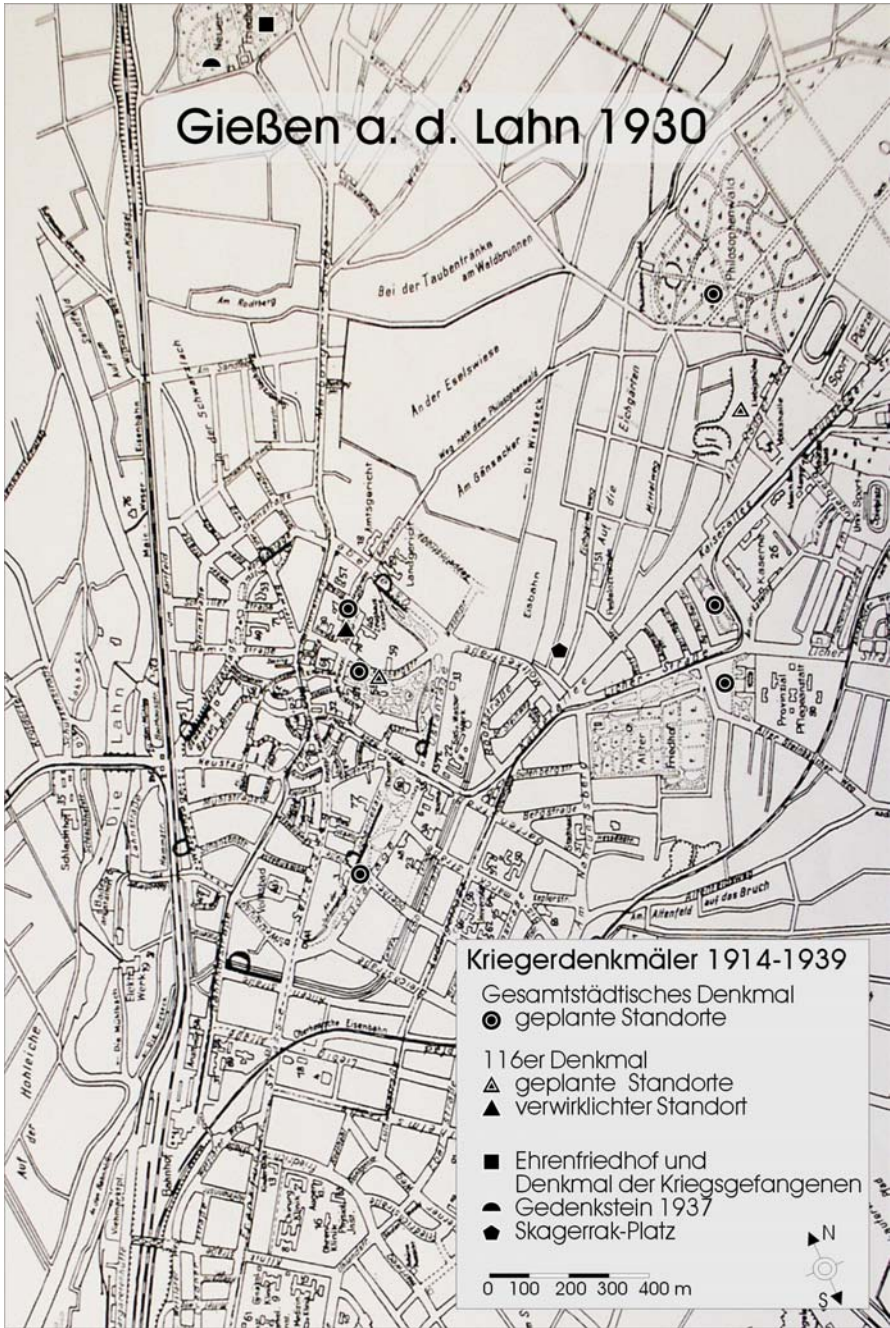


Abb. 1: Topographie der Kriegerdenkmäler



dischen Soldaten, die hier begraben wurden, stammten zum größten Teil aus dem Gießener Kriegsgefangenenlager.<sup>33</sup>

Bereits bei der Anlage dieses Ehrenfriedhofs wurde im westlichen Teil, in der Achse des östlichen Haupteingangs, ein Platz freigelassen, der der Errichtung eines Denkmals dienen sollte. Als im Januar 1916 dann ein Antrag der Insassen des Kriegsgefangenenlagers einging,<sup>34</sup> die ihren verstorbenen Mitgefangenen ein Denkmal errichten wollten, äußerte Oberbürgermeister K. Keller:

“Es ist beabsichtigt, nach Friedensschluss diesen Ehrenfriedhof aus städt. Mitteln künstlerisch auszugestalten und mit einem einzigen Denkmal zu versehen, auf dem die Namen der auf diesem Ehrenfriedhof beerdigten Deutschen und gleicherweise der feindlichen Krieger verzeichnet werden sollen.“<sup>35</sup>

Die Erwähnung des geplanten Denkmals, zu dem nach Ausweis der Akten zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei konkrete Entwürfe vorlagen, diente in diesem Zusammenhang wohl vor allem dazu, das Projekt der Kriegsgefangenen hinauszuzögern,<sup>36</sup> welches der Stadtverwaltung nicht gefallen konnte. Schließlich wollte man nicht, dass auf diesem Weg den ausländischen Kriegsgefangenen noch vor den eigenen Soldaten ein Denkmal errichtet werde. Das Zitat zeigt aber darüber hinaus, dass schon 1916 die Stadtverwaltung von der Notwendigkeit eines Denkmals für ihre Soldaten überzeugt war und auch bereit war, Mittel für ein solches bereitzustellen. Zugleich bringt es zum Ausdruck, dass die Stadt entschlossen war, sich selbst die Planungshoheit bei einem solchen Projekt vorzubehalten.

Da die Kriegsgefangenen aber nicht von ihrem Vorhaben abließen und bereits konkrete Entwürfe vorlegen konnten (Abb. 3), außerdem die Finanzierung durch Sammlungen unter den Insassen gesichert war und die Arbeiten durch Facharbeiter aus den Reihen der Kriegsgefangenen durchgeführt werden konnten, genehmigte die Stadtverordnetenversammlung schließlich am 11. 5. 1916 die „Errichtung eines besonderen Denkmals“.<sup>37</sup> Acht Tage später wurde auch der Entwurf durch die zuständige Baudeputation in Gemeinschaft mit dem Kunstbeirat genehmigt, aber nur unter der Bedingung, dass das Denkmal die Höhe

---

33 Heute sind nur noch der östliche Teil des Ehrenfriedhofs mit überwiegend russischen Gräbern sowie das Denkmal der Insassen des Gefangenenlagers erhalten.

34 StdtAG, Akten-Nr. L1317 (7.1.1916).

35 StdtAG, Akten-Nr. L1317 (30.3.1916).

36 Vgl. L. Brake; J. Friedel, *Der Gießener Friedhof auf dem Rodtberg* (2003), 89 f.

37 StdtAG, Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der Stadtverordnetenversammlung, Akten-Nr. L1317 (11.5.1916).

von 2,4 m nicht überschreite.<sup>38</sup> Auch war der zugewiesene Platz neben dem nördlichen Nebenzugang wenig prominent. Auf diese Weise wollte man vermutlich eine allzu starke Prägung des Platzes durch das Kriegsgefangenenendenkmal verhindern und die dominante Rolle eines noch zu errichtenden städtischen Denkmals sicherstellen.

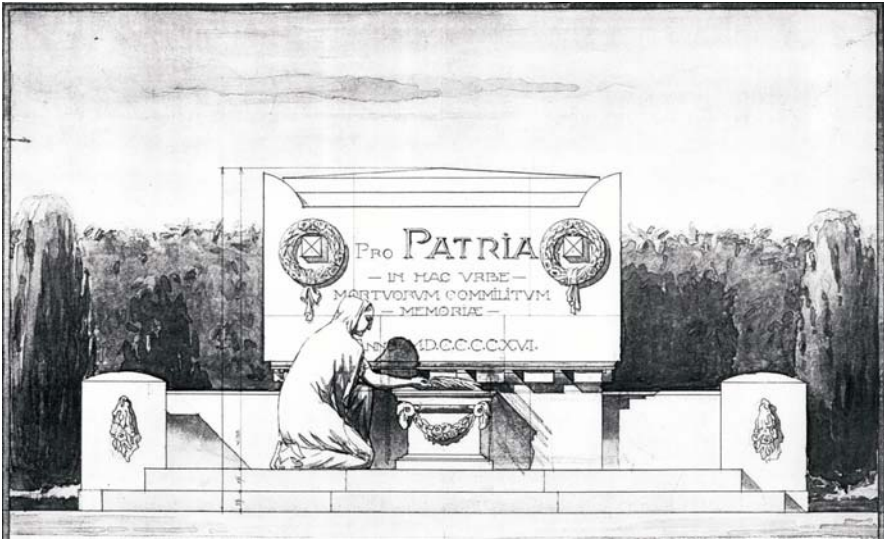


Abb. 3: Entwurf des Denkmals der Kriegsgefangenen (1916)

Damit ist das Denkmal für die verstorbenen ausländischen Kriegsgefangenen das erste Erinnerungsmal für Soldaten des Ersten Weltkriegs in Gießen<sup>39</sup> (Abb. 4): In der Mitte des Denkmals befindet sich auf einer zweistufigen Krepis ein Altar. Neben diesem kniet eine Frau, die auf dem Altar opfert. Die Krepis ist an drei Seiten von einem niedrigen Mäuerchen eingefasst. Hinter dem Altar erhebt sich eine große Tafel mit der von zwei Kränzen flankierten Inschrift:

“PRO PATRIA  
IN HAC URBE MORTUORUM COMMILITUM MEMORIAE  
ANNO MDCCCXVI“

38 StdtAG, Auszug aus dem Sitzungsbericht der Baudeputation und des Kunstbeirats, Akten-Nr. L1317 (19.5.1916).

39 Es wurde 1918 dann auch der Stadt zum Schutz und Unterhalt übergeben.



Abb. 4: Denkmal der Kriegsgefangenen (heutiger Zustand, 2005)

Vor allem das Motto „pro patria“, unter das der Tod der hier Begrabenen gestellt wurde und das sich auch in der Darstellung wieder findet – lässt sich der Altar doch als Altar des Vaterlandes interpretieren - ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass dieses Denkmal von Gefangenen verschiedener Nationen im Feindesland errichtet wurde und zunächst an einem Ort stand, an dem gleichzeitig auch der Gefallenen der Gegner gedacht wurde.

Ein städtisches Denkmal auf dem Ehrenfriedhof dagegen wurde auch nach dem Krieg nicht verwirklicht. Dabei hatte im Oktober 1921 das I. Bataillon R.J.R. 222 einen Antrag bei der Stadt eingereicht, ein bereits während des Krieges errichtetes Denkmal bei Heuchelheim nun auf den Gießener Friedhof umzusetzen.<sup>40</sup> Dieses Denkmal war 1915 vor dem im Krieg als Lazarett dienenden Windhof bei Heuchelheim<sup>41</sup> vom 222er Bataillon aufgestellt worden (Abb. 5). Es handelte sich hierbei um eine Stele in Form eines antiken Naiskos. Im Tympanon waren ein eisernes Kreuz und die Inschrift „1915“ angebracht. Zwischen den Säulen war ein sitzender Adler abgebildet. Darüber befand sich die Inschrift:

„Unseren gefallenen Kameraden“

40 StdtAG, Akten-Nr. L1317 (18.10.1921).

41 Allg. zum Windhof: Haus, Rainer, Die Biebentalbahn. Ein Beitrag zur Montangeschichte des Lahn-Dill-Gebietes und Oberhessens, Biebental, 1998, 128 f.

Ob aber dieses Denkmal auf dem freigelassenen Platz am Ehrenfriedhof aufgestellt werden sollte, wird in dem Antrag nicht erwähnt. Die Stadt reagierte auf diesen Antrag nur zögernd, indem in einer Sitzung der Baudeputation die Entscheidung zurückgestellt wurde, bis geprüft sei, ob das Denkmal nur für die Angehörigen der 222er errichtet worden sei oder ob es auch für andere Einheiten stünde und welche Wirkung das Denkmal in künstlerischer Hinsicht auf die Gestaltung des Ehrenfriedhofs haben würde.<sup>42</sup> Auch hier behielt sich also die Stadt die Entscheidung gerade über die künstlerische Gestaltung vor.

Zu einem Beschluss in dieser Angelegenheit kam es dann aber nicht, da am 24.11.1921 der Antrag von Seiten der 222er zurückgezogen wurde, weil inzwischen auch der Heuchelheimer Friedhof als Aufstellungsort in Betracht kam. Auch dies wurde jedoch nie verwirklicht. Heute gilt das Denkmal als verschollen.



*Abb. 5: Skizze des Denkmals am Windhof (1921)*

---

42 StdtAG, Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der Baudeputation, Akten-Nr. L1317 (25.10.1921).

Zur Errichtung eines Denkmals auf dem Ehrenfriedhof kam es also nach dem Krieg nicht. Ebenso spielte der Friedhof als Aufstellungsort bei der Diskussion um die Errichtung eines allgemeinen Erinnerungszeichens für die Gefallenen der Stadt Gießen keine Rolle mehr.

### **3.2. Die Planung eines allgemeinen Erinnerungszeichens für die Gefallenen der Stadt Gießen**

Obwohl bereits seit Kriegsbeginn das Vorhaben bestand, ein Denkmal für die Gefallenen des Krieges zu errichten, dauerte es bis 1921, bis erste Schritte in diesem Zusammenhang unternommen wurden. Die Initiative hierfür ging bezeichnender Weise zunächst nicht von der Stadt, sondern von den Kriegervereinen Gießens aus.

In einem Schreiben vom 11.10.1921<sup>43</sup> richtete der „Offizier-Verein Gießen 1914“ im Auftrag verschiedener anderer Vereine<sup>44</sup> die Bitte an den Oberbürgermeister Keller, die Angelegenheit eines „Erinnerungszeichens für alle Gefallenen, die zuletzt in Gießen gewohnt oder dem Inf.Regt.116 oder einer von diesem aufgestellten Feldformationen angehört haben“, in die Hand zu nehmen und zu einer Besprechung über dieses Thema einzuladen. „Um dabei Zersplitterung und Sonderbestrebungen vorzubeugen“, wünschten die unterzeichnenden Kriegervereine, dass „die Anregung hierzu von einer neutralen Stelle ausgeht.“ Mit dieser Formulierung und der Erwähnung, dass „weite Kreise der Bevölkerung“ ebenfalls daran interessiert seien, ein solches Erinnerungsmal zu errichten, wurde gleich zu Anfang von Seiten der Kriegervereine festgehalten, dass das Projekt den Anspruch habe, ganz Gießen zu repräsentieren. Gleichzeitig wurde versucht, die Stadt unter Zugzwang zu stellen, indem man darauf hinwies, dass an vielen anderen Orten bereits Denkmäler errichtet worden seien.

Ein direkter Zusammenhang zwischen dieser Initiative der Gießener Kriegervereine und dem einige Tage später erfolgenden Antrag der 222er, das Denkmal vor dem Windhof nach Gießen umzusetzen, lässt sich nicht finden, schließlich waren die 222er nicht an dem früheren Vorschlag beteiligt, und sie werden vermutlich auch keine Kenntnis davon gehabt haben. Möglicherweise aber lässt sich auf diese Weise

---

43 StdtAG, Akten-Nr. N221 (10.10.1921).

44 Dies sind: Artillerie-Verein; Garde-Verein; Kameradschaftl. Vereinigung ehem. Leibgardisten; Kavallerie-Verein; Krieger-Verein; Vereinigung ehem. Kriegsgefangener Oberhessen, Ortsgr. Gießen; Deutscher Offiziersbund; Vereinigung Landwehr Inf. Rgt. 116; Verein ehem. Offiziere des Inf.Rgt. 116; Verein ehemaliger 116 er; Veteranen-Verein; Volksbund der Kriegsgräberfürsorge, Ortsgr. Gießen; Freier Hess. Landesverband Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebener.

das Zögern der Stadtverwaltung bei einer Zusage an die 222er erklären, da sie sich zunächst nicht festlegen wollte.

Nach einem weiteren Schreiben vom 31.12.1921, in dem der „Offiziersverein Gießen 1914“ noch einmal an den Antrag erinnerte, berief schließlich Oberbürgermeister Keller für den 31.01.1922 eine Sitzung ein, zu der neben dem Kunstbeirat der Stadt und der städtischen Baudeputation auch Vertreter von verschiedenen Vereinen hinzugezogen wurden. Im Vorfeld dieser Sitzung fand eine informelle Besprechung des Oberbürgermeisters mit Prof. Dr. Rauch vom Institut für Kunstwissenschaft der Justus-Liebig-Universität statt, in der vier Punkte erarbeitet wurden, die als Grundlage für die Diskussion am 31.01.1922 dienen sollten<sup>45</sup>: 1. Das Denkmal soll nicht auf dem Friedhof aufgestellt werden. 2. Es wird als Aufstellungsort ein Platz in der Stadt befürwortet. 3. Es soll kein Wettbewerb stattfinden, sondern ein Künstler direkt beauftragt werden. 4. Eine Kommission soll gebildet werden, die sich mit der Angelegenheit befasst.

Letzterer Punkt wurde in der betreffenden Sitzung am 31.01.1922 dann auch umgesetzt und ein städtischer Ausschuss gebildet, nachdem sich bereits in dieser ersten Sitzung die Schwierigkeiten angedeutet hatten, die die Errichtung eines allgemeinen Denkmals für ganz verschiedene Interessengruppen mit sich bringen musste. Denn zwar waren sich alle Anwesenden darin einig, dass ein solches Denkmal errichtet werden sollte, und ebenso stimmten sie zu, den Ehrenfriedhof als Aufstellungs-ort nicht zu berücksichtigen, doch ansonsten gingen die Meinungen bei der Platzwahl bereits in der Frage, ob dieser Ort in oder außerhalb der Stadt zu suchen sei, weit auseinander. Der Ausschuss, zu dessen Vorsitzenden Bürgermeister Krenzien, Stellvertreter des Oberbürgermeisters Keller, gewählt wurde, sollte sich daher primär mit dieser Frage beschäftigen.<sup>46</sup>

Über diese erste städtische Sitzung berichtete eine kurze Lokalnotiz in der Zeitung, die von Keller verfasst wurde.<sup>47</sup> In dieser heißt es: „Die beabsichtigte Errichtung eines Ehrenzeichens für die gefallenen Giessener wird sicher in allen Kreisen der Bevölkerung lebhaftes Interesse wachrufen“, und die Bevölkerung wird um Anregungen gebeten. Hier wurde also versucht, das Projekt, das auf Initiative der Kriegervereine begonnen worden war, nun zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen und die Bevölkerung zu mobilisieren.

---

45 StdtAG, Akten-Nr. N221 (28.01.1922).

46 StdtAG, Sitzungsprotokoll: Akten-Nr. N221 (31.01.1922).

47 StdtAG, Akten-Nr. N221 (2.2.1922).

Gleichzeitig ging die Stadt in besonderer Weise auf die Interessen der Kriegervereine ein. Das zeigt die Tatsache, dass nachträglich auf Bitten des „Vereins ehemaliger 116er (Kaiser-Wilhelm-Regiment) in Gießen“, also des Regiments, das in Gießen stationiert gewesen war, ein Mitglied dieses Vereins in den Ausschuss nachberufen wurde.<sup>48</sup>

Als Reaktion auf diese Zeitungsnotiz gingen dann tatsächlich zwei Vorschläge aus der Bevölkerung ein: So legte am 14.2.1922 Major a. D. Lindenau einen groben Entwurf vor.<sup>49</sup> Darin forderte er grundsätzlich: „Ein Denkmal für unsere Helden im Weltkriege muss einerseits wuchtig, dann aber dem Ernst der Zeit entsprechend einfach und möglichst billig sein.“ Daher schlug er als Ort den Philosophenwald vor: In diesem sei ein Heldenhain einzurichten. Der Hain solle eine rechteckige Form besitzen und durch Hecken begrenzt werden. Zentral sei eine Halle anzulegen, deren Wichtigkeit durch sternförmig darauf bezogene Wege hervorgehoben werden könne. In der Halle solle eine Tafel aus Stein stehen. Im hinteren Teil der Halle plante Lindenau ein durch mehrere Stufen erhöhtes Podest, auf dem ein „einfaches Denkmal“ stehen solle, z.B. ein sterbender Krieger. Die Beleuchtung des hinteren Teils solle durch ein Oberlicht geschehen. Der Eingang zu diesem Hain solle von einem Löwen und einem Stein mit der Inschrift „1914-1918“ flankiert werden. Auf diesem Wege könne man „schönes leisten“ und gleichzeitig die Finanzierung erleichtern, da man durch den Holzverkauf der für die Wege abzuholenden Bäume Geld einnehmen könne.

Der zweite Vorschlag aus der Bevölkerung kam vom Gießener Mieterverein.<sup>50</sup> Dieser schlug die Errichtung von Heimstätten für Kriegsverwehrte vor. In der Mitte der Anlage solle ein Ehrenhof mit Gedenkstein errichtet werden. Auf diese Weise könne man ein einfaches und schlichtes, aber „sinniges Denkmal“ errichten, das der Not der Zeit gerecht werde.

Beide Vorschläge gingen also auf die schlechte damalige Situation ein und stimmten in der Forderung nach Einfachheit überein. Inhaltlich aber hätten die Vorschläge kaum unterschiedlicher sein können. Lindenau schwebte eine Gesamtanlage vor, die einen quasi sakralen Charakter haben sollte und auf diese Weise die Gefallenen und ihren Tod ehren sollte. Das figürliche Denkmal war nicht nur erhöht geplant, sondern durch das Oberlicht sollte auch eine weihevollere Stimmung

---

48 StdtAG, Akten-Nr. N221 (12.2.1922; 16.2.1922).

49 StdtAG, Akten-Nr. N221 (14.2.1922).

50 StdtAG, Akten-Nr. N221 (24.2.1922).

erzeugt werden.<sup>51</sup> Lindenau benutzte dann auch in seiner Beschreibung der Anlage für die zentrale Halle den Begriff „Kapelle“.

Ebenfalls sakral lässt sich auch die Konzeption des Hains deuten. Denn in der zeitgenössischen Diskussion in Deutschland über angemessene Denkmalsformen spielte der Hain als „Lebensmal“ eine wichtige Rolle und wurde immer wieder mit Tacitus Beschreibung der germanischen Götterverehrung in heiligen Hainen in Verbindung gebracht.<sup>52</sup> Der zweite Vorschlag legte mehr Wert auf eine soziale Lösung, bei der das direkte Erinnern durch Denkmäler an zweiter Stelle stand.

Hier lässt sich eine Diskrepanz der verschiedenen Vorstellungen über ein angemessenes Erinnern feststellen, wie sie typisch für die Zeit ist und an vielen Orten diskutiert wurde. Den nationalen Kräften, vor allem ehemaligen Militärs, denen eine Heldenverehrung vorschwebte, standen Ideen gegenüber, die die finanziellen Mittel lieber für soziale Zwecke ausgeben sehen wollten. Letztere Vorschläge kamen zumeist aus dem linken Lager.<sup>53</sup>

Bei einer ersten Sitzung des „Ausschusses für Errichtung eines Erinnerungszeichens für die Gefallenen“ am 13.04.1922 wurden diese beiden Vorschläge vorgestellt und zur Grundlage der Diskussion gemacht. Dabei fällt auf, dass nach Ausweis des Sitzungsprotokolls<sup>54</sup> die Idee des Mietervereins in keinem Rednerbeitrag eine Rolle spielte. Das Konzept von Lindenau dagegen wurde zwar nicht in genau der Form akzeptiert, aber zumindest der Grundgedanke wurde mehrfach aufgenommen: So wurde in der Diskussion sowohl ein Hain vorgeschlagen, wenn auch an anderer Stelle (nämlich am sog. Schließplatz, unterhalb der Liebigshöhe), als auch der Gedanke eines sakralen Ortes, jetzt in Form eines Säulentempels, aufgegriffen.

Schließlich wurde die Frage nach dem Entwurf vertagt, ebenso wie die Frage nach dem Aufstellungsort, da sich weiterhin keine Einigung abzeichnete, vielmehr eine ganze Reihe von Orten zur Diskussion gestellt wurde. Vorgeschlagen wurden z.B. der Landgraf-Philipp-Platz, die Senckenbergstraße (vor der alten Kaserne), der Schließplatz und die Plockstraße. Festgehalten wurde nur, dass ein Platz in der Stadt befürwortet werde, da es, wie Bürgermeister Krenzien es ausdrückte, das

---

51 Vgl. Behrenbeck, Sabine: Denkmale einer Niederlage. Architekturdenkmale zwischen 1926 und 1936 und ihre Symbolsprache, in: Historische Denkmäler. Vergangenheit im Dienste der Gegenwart?, Bensberg, 1994, 88 f.

52 Tac.Germ. IX.2. Zum Typus des Heldenhains, vgl. M. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland 4 (1985), 197 f.

53 Vgl. M. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland 4 (1985), 402.

54 StdtAG, Akten-Nr. N221 (13.04.1922).

Ziel des Projektes sei, „eine Anlage zu schaffen, die nicht so leicht in Vergessenheit geraten könne wie die Schiller- und Luthereiche (...). Das Erinnerungszeichen müsse dem Volke stets gegenwärtig bleiben.“

Stattdessen beschloss man, sich zunächst um die Finanzierung zu kümmern. Einen Teil der Kosten sollte die Stadt übernehmen, der Rest des Geldes sollte durch Spenden aufgebracht werden. Zu diesem Zweck wurde beschlossen, einen allgemeinen Opfertag zu veranstalten, mit Haussammlungen und einer Volksversammlung im Stadttheater, wobei in die Vorbereitungen hierfür auch die örtlichen Schulen einbezogen werden sollten. Außerdem sollte die Unterstützung der Kirchen der Stadt gesichert werden. Nahezu die gesamte Stadtbevölkerung sollte also integriert werden.

Tatsächlich bewilligte die Stadtverordnetenversammlung ca. 3 Monate später, am 28.07.1922, 200.000 RM.<sup>55</sup> Der Opfertag scheint aber nicht stattgefunden zu haben. Jedenfalls gibt es keine Hinweise hierfür in den Akten, sowie in der Zeitung (Gießener Anzeiger).

Trotz der Bewilligung der Mittel wurde in den folgenden Monaten das Projekt nicht mehr entscheidend vorangetrieben. Der Hauptgrund hierfür wird in der schlechten Wirtschaftslage zu sehen sein. Die Inflation wird nicht nur das Interesse der Stadtverwaltung primär auf wirtschaftliche Fragen gelenkt haben, sondern sie bewirkte auch, dass die bereits bewilligten Mittel völlig wertlos wurden.

Deshalb wurde auf der nächsten Sitzung des Ausschusses, die erst am 9.07.1923 stattfand, die Frage nach der Finanzierung verschoben.<sup>56</sup> Stattdessen wurde die Frage nach dem Aufstellungsort erneut erörtert. Krenzien brachte dabei einen neuen Vorschlag ein: Er befürwortete nun einen Platz auf dem Lutherberg, im Anschluss an den alten Friedhof und legte einen bereits im Mai dieses Jahres ausgearbeiteten Plan zur gärtnerischen Umgestaltung des Areals vor (Abb. 6). Das Denkmal würde danach zwischen der Schiller- und Luthereiche zu stehen kommen und hätte zu dieser Zeit damit noch außerhalb der Stadt gelegen. Hauptargument für diesen neuen Platz war die gute landschaftliche Lage. Wie das dort zu errichtende Denkmal genau aussehen sollte, wurde nicht näher besprochen. Dies erscheint umso merkwürdiger, als der Plan für die Umgestaltung des Platzes recht weit fortgeschritten war.

Außerdem fällt auf, dass Krenzien eine völlige Kehrtwendung in der Standortfrage vollzogen hatte. Immerhin hatte er in den früheren

---

55 StdtAG, Sitzungsprotokoll, Akten-Nr. N221 (28.7.1922).

56 StdtAG, Sitzungsprotokoll, Akten-Nr. N221 (9.7.1923).

Sitzungen die Meinung vertreten, ein Denkmal dürfe nicht außerhalb der Stadt angelegt werden, und hatte dabei explizit auf die unbedeutende Lage von Schiller- und Luthereiche verwiesen.<sup>57</sup> Auch diese Sitzung brachte aber keine endgültige Entscheidung, obwohl kein größerer Widerspruch gegen den Lutherberg als Aufstellungsort laut wurde.



Abb. 6: Gärtnerischer Entwurf am Lutherberg (1923)

Nach dieser Sitzung geschah wieder eine ganze Zeit lang nichts, bis schließlich die inzwischen gegründete „Arbeitsgemeinschaft der Militär- und ehemaligen Regimentsvereine in Gießen“, der eine ganze Anzahl von Vereinen angehörte, in einem Brief an Krenzien vom 29.03.1924<sup>58</sup> nach dem Stand der Vorarbeiten fragte und bat, dass sie, falls sie im Moment ruhen sollten, wieder aufgenommen werden

---

57 StdtAG, Akten-Nr. N112 (13.04.1922).

58 StdtAG, Akten-Nr. N221 (29.03.1924).

sollten. Wieder ergriffen hier also die Kriegervereine die Initiative, nachdem sie ja bereits das ganze Projekt eingeleitet hatten, und versuchten, Druck auf die Stadt auszuüben, unter anderem durch den Hinweis, dass in anderen kleineren Gemeinden bereits Denkmäler vorhanden seien und so „sollte es für eine Stadt wie Gießen keine Schwierigkeit geben [ebenfalls ein Denkmal zu errichten]“.

Im Antwortschreiben<sup>59</sup> verwies die Stadt vor allem auf ihre schwierige finanzielle Lage, die im Moment keine neuen Ausgaben zulasse. Weiterhin wehrte sich die Stadtverwaltung gegen die Gleichsetzung mit kleineren Gemeinden, da die Anforderungen an ein Denkmal in Gießen viel größer seien.

Daraufhin erhöhte die Arbeitsgemeinschaft ein weiteres Mal den Druck auf die Stadt. In einem zweiten, sehr scharf formulierten Schreiben<sup>60</sup> beantragte sie bei der Stadtverordnetenversammlung Mitspracherecht im Denkmal-Ausschuss und drückte ihren Ärger über die Antwort der Stadt aus. Betont wurde in diesem Zusammenhang die Größe der Arbeitsgemeinschaft, der 22 Vereine mit über 3000 Mitgliedern angehörten. Eine klare Machtdemonstration also. Weiter führte sie aus, dass die Arbeitsgemeinschaft in keiner Weise mit dem geplanten Aufstellungsort zufrieden sei. Dieser sei außerhalb der Stadt und abseits des Verkehrszentrums gelegen, zudem ungeschützt vor Vandalismus. Sie halte dagegen die Ecke Plockstraße - Südanlage für den einzig geeigneten Aufstellungsort. Schließlich drohte sie damit, „daß die Arbeitsgemeinschaft und sämtliche angeschlossenen Vereine sich jeder Beteiligung enthalten“, sollte dieser Platz nicht gewählt werden.

Die finanziellen Argumente der Stadt wurden als „Verlegenheitsantwort“ abgetan und es wurde darauf verwiesen, dass, „wenn die Stadt allein das Denkmal nicht errichten könnte, die Bürger und Einwohner mit vaterländischer Gesinnung mithelfen“ würden.

Wichtiger aber noch ist der in diesem Schreiben zum Ausdruck kommende Anspruch, dass die Arbeitsgemeinschaft und damit die Kriegervereine die „eigentlich Beteiligten“ sind. Weiter heißt es: „Die Feldzugsteilnehmer haben nach unserer Ansicht nicht nur die Pflicht nach jahrelangen Entbehrungen und Hinwegreissen vieler treuer Kameraden nur Steuern zu zahlen, sondern auch ein Recht darauf, daß für die Tausende ein Ehrenmal gesetzt wird und die Kameraden der Gefallenen einen Einfluss auf die Ausgestaltung dieses Ehrenmals erhalten.“

---

59 StdtAG, Akten-Nr. N221 (17.4.1924).

60 StdtAG, Akten-Nr. N221. Der Brief ist mit dem Datum 10.5.1924 versehen, der Eingangsstempel der Stadt gibt jedoch das Datum 17.6.1924 an.

Die Stadtverwaltung reichte diesen Antrag allerdings nicht an die Stadtverordnetenversammlung weiter, sondern überließ dem Denkmal-Ausschuss die Entscheidung hierüber.<sup>61</sup> Trotzdem hatte die Initiative der Arbeitsgemeinschaft Folgen: Auf der nächsten Sitzung des Denkmal-Ausschusses wurde die seit der letzten Sitzung als nahezu geklärt geltende Platzfrage erneut zur Debatte gestellt.<sup>62</sup> Von mehreren Mitgliedern des Ausschusses wurde nämlich nun doch auch der Platz an der Ecke Plockstraße - Südanlage präferiert. Im Laufe der Debatte verhärteten sich schließlich die Positionen, so dass keinerlei Einigung in der Platzfrage getroffen werden konnte. Außerdem wurde das Fehlen jeglicher konkreter Entwürfe für das eigentliche Denkmal kritisch angemerkt. Selbst über die Frage, ob es denn ein großes oder kleines Denkmal werden sollte, war man sich nicht einig. Ebenfalls völlig ungeklärt blieb die Finanzierungsfrage. Am Ende der Sitzung stand schließlich kein Ergebnis. Man einigte sich lediglich darauf, dass der Ausschuss „sich in keinerlei Weise festlegen sollte“ und erst einmal weitere Meinungen aus der Bevölkerung eingeholt werden sollten.

In Bezug auf den Antrag der Arbeitsgemeinschaft wurde ein Schreiben an diese verfasst, in dem der Ausschuss bedauerte, keine endgültige Stellungnahme in Bezug auf die Platzfrage treffen zu können, solange die Verhältnisse nicht besser geklärt wären.

Daraufhin berief die Arbeitsgemeinschaft ein Treffen für den 10.10.1924 ein und bat, der Ausschuss möge Vertreter schicken, die vor der Arbeitsgemeinschaft über die Fortschritte der Planungen berichten sollten. Dies muss man wohl als Versuch werten, die Arbeit des Ausschusses nun der Kontrolle der Arbeitsgemeinschaft zu unterstellen, bzw. die Arbeitsgemeinschaft als eine Instanz ins Spiel zu bringen, vor der der Ausschuss Rechenschaft ablegen musste.

Entsprechend sagte Krenzien als Vorsitzender des Ausschusses auch ein Erscheinen bei dem anberaumten Treffen ab, woraufhin die Arbeitsgemeinschaft einen Brief verfasste, in dem sie sich „befremdet“ über das Fernbleiben von Ausschuss-Mitgliedern zeigte. Sie teilte weiterhin mit, dass die Arbeitsgemeinschaft nun ihrerseits einen „Ausschuss zur Prüfung der Denkmalfrage“ gegründet habe und sprach zu einer neuerlichen Sitzung die Einladung an die Mitglieder des städtischen Denkmal-Ausschusses aus, „damit diese Frage einer baldigen Lösung entgegengeführt werden kann“.<sup>63</sup>

---

61 StdtAG, Akten-Nr. N221 (20.6.1924).

62 StdtAG, Sitzungsprotokoll, Akten-Nr. N221 (27.6.1924).

63 StdtAG, Akten-Nr. N221 (30.10.1924).

Die Antwort von Krenzien war kurz und scharf<sup>64</sup>: Er lehne prinzipiell ein Kommen ab, weil der Ausschuss so zusammengesetzt sei, dass verschiedene Interessengruppen entsprechende Stimmzahl hätten. Ein Treffen außerhalb des Ausschusses würde seiner Meinung nach „eine verschleierte Umgehung dieser Zusammensetzung sein“. Die Mitglieder könnten lediglich als Einzelpersonen eingeladen werden.

Auf der betreffenden zweiten Sitzung der Arbeitsgemeinschaft war dann vom Ausschuss nur Professor Rauch anwesend.<sup>65</sup> Er stellte hier den Entwurf der Anlage auf dem Lutherberg vor und verteidigte ihn bei der anschließenden Diskussion. Bei einer schließlich erfolgenden Abstimmung votierte die Mehrzahl der Anwesenden jedoch noch immer für den Platz an der Plockstraße - Südanlage. Zum Ende des Treffens sprach man die Hoffnung aus, dass die beiden Ausschüsse gemeinsam im Verlauf des Winters zu einer Einigung kommen würden. Diese Bemühungen aber verliefen offensichtlich im Sande. Das Denkmal wurde schließlich nie errichtet. Auch zwei Anträge auf Wiederaufnahme der Planungen 1927 und 1931<sup>66</sup> wurden jeweils aufgeschoben.

Gründe für das Scheitern dieses Projektes sind zum einen in der Wirtschaftslage zu sehen, zum anderen darin, dass die beteiligten Parteien sich nicht auf ein gemeinsames Denkmal einigen konnten, weil jeweils zu unterschiedliche Interessen und Vorstellungen zu Grunde lagen. Vor allem die Kriegervereine erhoben einen enormen Mitspracheanspruch. Insgesamt dominierten die nationalen Kräfte die Diskussion um die Form des Denkmals, während ein sozialer Ansatz keine größeren Reaktionen hervorrief.

## **4. Das Denkmal des Infanterie-Regiments 116**

### **4.1. Die Planungsphase**

Während die Planungen für das allgemeine Erinnerungszeichen noch im Gange waren, begann der „Verein ehemaliger 116er (Kaiser-Wilhelm-Regiment) in Gießen“ mit Planungen für ein eigenes Denkmal für seine Gefallenen. Zunächst hatte er im Januar 1922 eine abwartende Haltung gegenüber den Bemühungen der Stadt eingenommen,<sup>67</sup> hatte sich schließlich aber doch auch am Ausschuss beteiligt.<sup>68</sup> Als sich 1923 aber abzeichnete, dass aus finanziellen Gründen die Errichtung dieses

---

64 StdtAG, Akten-Nr. N221 (ohne Datum).

65 Vgl. GA, 20.11.1924.

66 StdtAG, Akten-Nr. N221 (28.6.1927; 12.12.1931). Außerdem gab es am 16.6.1928 einen entsprechenden Aufruf im GA.

67 Vgl. GA, 4.1.1922.

68 Vgl. StdtAG, Akten-Nr. N221 (12.2.1922; 16.2.1922).

Denkmals sich noch eine Weile hinauszögern werde, beschloss der Verein auf einer Vertreterversammlung am 6.5.1923, einen Gedenkstein für die Gefallenen des Regiments und der angeschlossenen Formationen zu errichten in der Überzeugung, „dass die Ehrenschild an unsere Helden so schnell wie möglich abgetragen werden müsse“.<sup>69</sup> Der Stein sollte im Lärchenwäldchen vor der Bergkaserne errichtet werden. Die Stadt wurde gebeten, die gärtnerische Gestaltung des Platzes zu übernehmen.<sup>70</sup> Unter anderem sollte ein „Baumdom“ entstehen, unter dem der Stein stehen solle, sowie ein aus Bänken bestehender Ruheplatz. Besonders betont wurde in diesem Schreiben, dass dieser Gedenkstein „in keiner Weise einem Giessener Kriegerdenkmal vorgreifen soll“, und im Folgenden versprach der Verein seine weitere Mitarbeit an diesem Projekt.

Letzteres ist als Reaktion auf die Bedenken von anderen Kriegervereinen zu verstehen, die fürchteten, dass mit Errichtung des 116er Steines die Stadt den Plan eines allgemeinen Erinnerungszeichens aufgeben könnte.<sup>71</sup>

Die Stadt genehmigte am 10.7.1923 den Aufstellungsort am Lärchenwald, ebenso die prinzipielle Übernahme der gärtnerischen Arbeiten,<sup>72</sup> nachdem auch von städtischer Seite betont worden war, dass der Gedenkstein kein allgemeines Erinnerungsmal ersetzen könne, da Gedenksteine „mehr der Erinnerung an die Beteiligung der betreffenden Körperschaft, Vereinigung gewidmet [sind], als der Erinnerung an die Gefallenen selbst“.<sup>73</sup>

In der Folgezeit wurde dann ein Entwurf der 116er bei der Stadt eingereicht, der sowohl vom Ausschuss für das allgemeine Erinnerungszeichen, als auch von der Baudeputation abgelehnt wurde. Dies wurde dem Verein in einem Schreiben mitgeteilt. Unter anderem wurden der verfehlte Maßstab und der Mangel an Bedeutung des Denkmals kritisiert. Ebenso war man der Meinung, dass der Namenszug des Kaisers auf dem Denkmal, auch wenn dies nun einmal der Name des Regiments sei, „zur dauernden Beunruhigung der Einwohnerschaft“ werden könne.<sup>74</sup> Leider ist dieser erste Entwurf nicht erhalten, so dass eine Beurteilung der Vorwürfe nicht mehr möglich ist.

---

69 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (28.6.1923).

70 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (28.6.1923).

71 So geäußert von Ehemaligen des 222er Bataillons, StdtAG, Akten-Nr. N5095 (4.6.1923).

72 StdtAG, Sitzungsprotokoll der Baudeputation, Akten-Nr. N5095 (10.7.1923).

73 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (9.7.1923).

74 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (29.8.1923).

Aus dem Vorgang kann man ersehen, dass die Stadt sich zwar nicht an den direkten Planungen und Entwürfen beteiligte, dass sie sich aber die letzte Entscheidung über das Aussehen dieses privaten Denkmals vorbehalten. Dies wurde vom Verein der 116er auch klaglos akzeptiert.

Daraufhin begann der Verein über einen neuen Aufstellungsort nachzudenken und fragte bei der Stadt an, ob auch eine Aufstellung auf dem Landgraf-Philipp-Platz oder an der Senckenbergstraße möglich sei. Die Stadt gab ihr Einverständnis für beide Orte.<sup>75</sup> Das bedeutet, dass die Stadt zu diesem Zeitpunkt schon keine Rücksicht mehr auf eine Aufstellung des allgemeinen städtischen Denkmals innerhalb der Stadt nahm, obwohl im Ausschuss zwar der Ort am Lutherberg präferiert wurde, aber eben noch kein offizieller Beschluss gefasst worden war und beide Plätze ebenfalls im Gespräch gewesen waren.

Als nächstes wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem die Künstler beide Plätze berücksichtigen durften. Zu dieser Zeit war auch erstmals von einem „Denkmal“<sup>76</sup> die Rede im Gegensatz zum vorher immer benutzten Begriff eines Gedenksteins.

An diesem Wettbewerb beteiligten sich fünf Künstler mit ein bis zwei Entwürfen, unter ihnen auch W. H. Arnold aus Beuern,<sup>77</sup> der später den Auftrag bekommen sollte. Leider fehlen auch von diesen Entwürfen alle Unterlagen in den städtischen Akten. Lediglich das erste Gutachten des Preisgerichts vom 13.6.1924,<sup>78</sup> dem neben Angehörigen des Vereins auch Bauräte und Bürgermeister Krenzien angehörten, ist erhalten und enthält eine kurze Beurteilung der Entwürfe.

Arnold legte zwei Entwürfe vor. Der später gewählte hockende Krieger war aber noch nicht dabei. Stattdessen schlug er eine nicht näher beschriebene Figurengruppe für die Senckenbergstraße vor sowie einen Löwen für den Landgraf-Philipp-Platz. Beide Entwürfe wurden vom Preisgericht zwar gelobt, weil der Künstler bestrebt sei, „einen tieferen Sinn zum Ausdruck zu bringen“ bzw. „gute Gedanken zum Ausdruck kommen“, jedoch wurde der Löwenentwurf abgelehnt, da in Hessen schon mehrfach Löwen umgesetzt worden seien.<sup>79</sup>

---

75 StdtAG, Sitzungsprotokoll der Baudeputation, Akten-Nr. N5095 (24.1.1924).

76 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (23.5.1924).

77 Zum Gesamtwerk des Künstlers, vgl. Arnold, Christa; Arnold, Heidwolf (Hg.): W. H. Arnold, Bildhauer und Maler, Freiburg, 1982.

78 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (13.6.1924).

79 Einen Überblick über die Kriegerdenkmäler im Kreis Gießen gibt Walbe: Kriegerdenkmäler im Kreise Gießen, in: Heimat im Bild (Beilage zum Gießener Anzeiger 1925), 30; 34, 1925.

Die Entwürfe der anderen Künstler sahen einen weiteren Löwen (J. Ködding, Gießen), eine Siegfriedfigur vor einer mit einem Adler bekronen Stele und einem Wasserbecken zu Füßen (V. H. Seifert, Berlin), St. Georg, bzw. einen verwundeten Krieger oder ein Flammenbecken auf einem Sockel, der von mittelalterlichen Kriegerfiguren gerahmt wurde (E. Unger, Offenbach), vor. Besonders hervorzuheben ist ein Entwurf von Huber aus Offenbach. Dieser schlug für den Landgraf-Philipp-Platz einen schlafenden Helden auf einem quadratischen, mit Reliefs versehenen Sockel in einem kreisrunden Wasserbecken vor. In den formalen Grundzügen also ein ganz ähnliches Konzept wie das später errichtete Denkmal von Arnold. Ausdrücklich lobte das Preisgericht die Form, die für den Platz sehr geeignet sei. Allerdings wurde festgehalten: „der Gedanke jedoch, einen schlafenden Helden als Vorbild für das deutsche Volk aufzustellen - so berechtigt er zur Zeit sein mag - kann nicht zur Ausführung empfohlen werden“.

Alle Entwürfe wurden in einer Ausstellung vom 31.7.1924 - 10.8.1924 am Brandplatz der Öffentlichkeit vorgestellt.<sup>80</sup> Zu diesem Zeitpunkt hatte man sich inzwischen auf den Landgraf-Philipp-Platz als Aufstellungsort geeinigt<sup>81</sup> und am 2/3.8.1924 fand, parallel zur Ausstellung, bereits die Grundsteinlegungsfeier statt.

Zwei Entwürfe waren da noch in der engeren Auswahl. Zum einen der Entwurf von Huber, zum anderen ein neuer Entwurf für den Landgraf-Philipp-Platz von Arnold, dessen erster Entwurf für die Senckenbergstraße zunächst ausgewählt, dann aber wieder fallen gelassen worden war, weil man sich inzwischen für den anderen Aufstellungsort entschieden hatte. Deshalb war ihm gestattet worden, einen neuen Entwurf für den Landgraf-Philipp-Platz vorzulegen.<sup>82</sup> Es dauerte dann noch eine ganze Weile, bis man sich schließlich auf diesen neuen Entwurf von Arnold einigte und ihn am 22.4.1925 der Stadt zur endgültigen Genehmigung zusandte. Am 18.5.1925 genehmigte der städtische Bauausschuss den eingesandten Entwurf, so dass Ende Mai 1925 mit den Arbeiten am Denkmal selber begonnen werden konnte.

## 4.2. Das Denkmal

Von dem Entwurf, der schließlich von der Stadt angenommen wurde, sind sowohl Zeichnungen (Abb. 7) als auch Photos eines Tonmodells (Abb. 8/9) erhalten. Dieser Entwurf weist einige wichtige Unterschiede

---

80 GA, 25.7.1924.

81 GA, 1.8.1924.

82 Ebd. In dem Zeitungsartikel ist nur die Rede davon, dass ein Entwurf noch nicht eingegangen sei. Hier kann es sich aber nur um den Entwurf von Arnold handeln, da sonst nicht zu erklären wäre, wann und wie der später umgesetzte Entwurf vorgelegt wurde.

zum später tatsächlich ausgeführten Denkmal auf (Abb. 10/11). Wann genau diese Änderung stattfand, ist nicht zu klären, es muss jedoch noch vor der Ausarbeitung geschehen sein, da die Statue aus einem Stück gearbeitet ist und keine nachträglichen Veränderungen erkennbar sind.

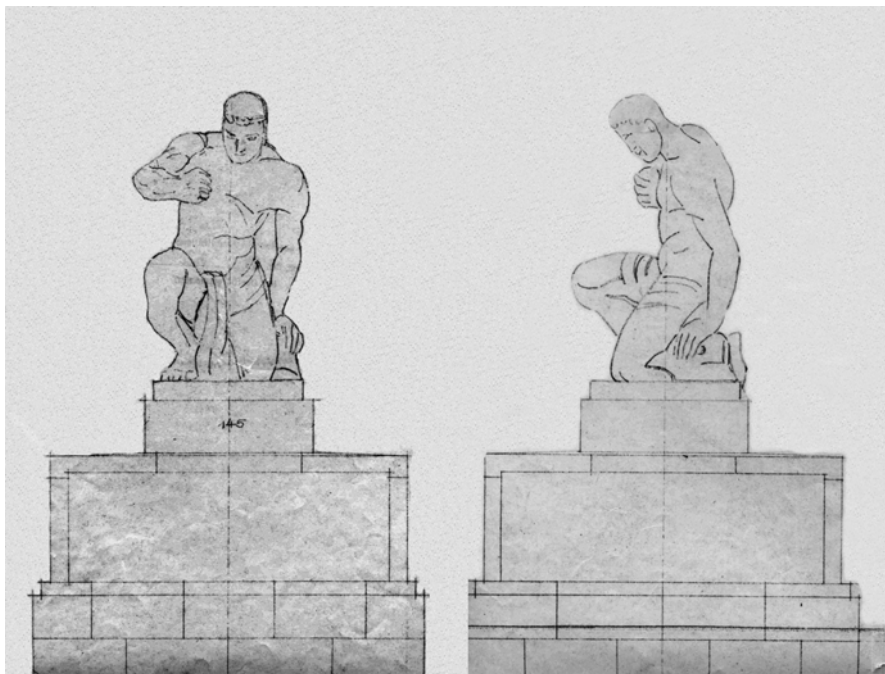


Abb. 7: Entwurf des 116er Denkmals (1925)

Das Denkmal steht vor dem Zeughaus, in einer mit Bäumen bestandenen Grünanlage. Es besteht aus Muschelkalkstein. Dargestellt ist ein auf einer quadratischen Basis kniender, nur mit einem Tuch um die Lenden bekleideter Mann. Die Basis wiederum ist auf einem großen steinernen Sockel angebracht, der in einem runden Wasserbassin steht. Das Denkmal besitzt eine Höhe von 5,2 m, der Durchmesser des Bassins beträgt 11,65 m.

Auf dem Sockel befindet sich auf der Vorderseite, von zwei Löwen flankiert, das Abzeichen des Regiments.<sup>83</sup>

---

83 Das W steht für Kaiser-Wilhelm, dem offiziellen Namen des Regiments seit 1891, Vgl. Lang, Karlheinz: Universitätsstadt Gießen. Kulturdenkmäler in Hessen, Wiesbaden, 1993, 86. Auf diese Weise konnte man das Verbot der Stadt, den Namen des Kaisers abzubilden, umgehen.



Abb. 8: Tonmodell des 116er Denkmals (1925)

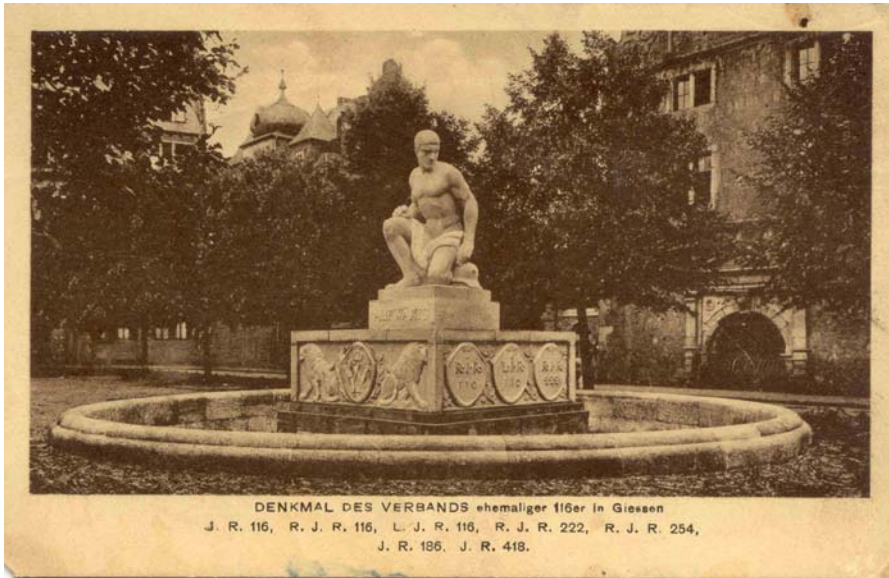


Abb. 9: Tonmodell des 116er Denkmals (1925)

An den Seiten sind die angeschlossenen Formationen des Regiments, von Eichenlaub umrahmt, aufgeführt. Die Rückseite zeigte marschierende Soldaten.<sup>84</sup>

---

84 Diese Reliefs wurden direkt nach Kriegsende 1945 abgeschlagen und erst 1952 wieder angebracht, auf Anregung des Vereins, bezahlt von der Stadt, StdtAG, Akten-Nr N913. Auf der linken Seite wurde dabei eine der Formationen gegen den Schriftzug: „1914 - 1918 / Den Gefallenen / 1939-1945“ ausgetauscht (das Relief auf der Rückseite wurde nicht wiederhergestellt). Hier kommt es also zu einer Umwidmung auch für den 2. Weltkrieg.



*Abb. 10: 116er Denkmal, zeitgenössische Postkarte (Lgr.-P.-Platz )*

Der Mann kniet mit dem linken Bein auf der Erde, während das rechte angewinkelt ist und mit der Sohle aufliegt. Die linke Hand liegt auf einem Stahlhelm, die Rechte ist zur Faust geballt. Der Körper ist sehr muskulös ausgebildet.

Unterschiede zwischen Entwurf und Ausführung bestehen in erster Linie in der Arm- und Kopfhaltung. Im Entwurf ist der rechte Arm angewinkelt, der Unterarm ist waagrecht und schräg nach vorn geführt, so dass sich die Faust vor der Brust befindet. Die linke Hand stützt sich mit der gesamten Fläche auf den Helm. In der tatsächlich ausgeführten Variante ruht die rechte Hand auf dem rechten Knie, während der linke Arm schlaff an der linken Seite herabfällt und nur mit den Fingerspitzen den Helm berührt. Der Kopf des Entwurfes ist frontal ausgerichtet und leicht gesenkt, während bei der Ausführung der Kopf zur linken Seite geneigt ist. Auch weist der Entwurf eine stärkere Torsion des Oberkörpers auf.

Die Figur erhält damit im Entwurf eine stark frontale Ausrichtung mit einer eindeutigen Bewegungsrichtung nach vorne, die nicht nur durch die Beine getragen, sondern durch den Kopf und beide Arme unterstützt wird. Gleichzeitig ist jeder Teil des Körpers angespannt: Der Mann, der durch den Helm als Krieger ausgewiesen wird, scheint sich gerade zu erheben und mit dem rechten Bein und dem linken Arm vom

Boden nach vorne abzustoßen. Seine Körperhaltung zeigt Kraft und zielgerichtete Energie.<sup>85</sup>

In der tatsächlichen Ausführung ist dies stark abgemildert: Der Kopf unterbricht die allgemeine Bewegungsrichtung abrupt. Hat der Blick vorher das Ziel der Bewegung fixiert, schaut er nun ins Leere. Die Arme sind beide viel entspannter und ihnen fehlt die gezielte Bewegung. Auch das rechte Unterbein ist senkrechter geführt und verliert damit an Spannkraft. Dadurch, dass der rechte Arm nun deutlicher neben dem Körper liegt und der Kopf von vorne im Profil zu sehen ist, wird zudem die Flächigkeit der Frontalansicht gesteigert. Hier ist nicht mehr ein aufspringender, sondern ein stärker ruhender Krieger dargestellt. Durch die Kopfhaltung bekommt er einen sinnenden Ausdruck. Trotzdem bleiben die heroische Nacktheit und der muskulöse Körper bestehen. Auch steht die Inschrift „Aufwärts“, die auf der Basis angebracht ist, in gewissem Widerspruch zur Figur, da sie der Figur eine aktive Rolle zuschreibt, eine Bewegung, die in der Anlage der Figur zumindest zurückgenommen ist, auch wenn beispielsweise in den Beinen durchaus noch eine aktive Bewegung angedeutet ist. Trotzdem passt die Aussage der Inschrift wesentlich besser zu dem ursprünglichen Entwurf.

In seiner tatsächlichen Form ist das Denkmal des 116er Regiments also sehr zwiespältig. Seine Darstellung schwankt „zwischen Trauer und Heroismus“,<sup>86</sup> hat weder einen offen aggressiven noch einen deutlich mahnenden Charakter.<sup>87</sup>

---

85 Der Bildhauer hat also anscheinend die Idee des runden Bassins mit eckigem Sockel von Huber übernommen, doch kombiniert er es mit einer aufstrebenden Figur. Damit erfüllt er den Wunsch des Preisgerichts, das ja den schlafenden Krieger Hubers wegen seiner Symbolik abgelehnt hatte.

86 K. Lang, Universitätsstadt Gießen (1993), 86.

87 Ob die Änderung des ursprünglichen Planes aus einer inhaltlichen Intention heraus stattfand, erscheint aufgrund der zeitgenössischen Interpretationen des Denkmals, in denen keine Rede von Trauer ist, unwahrscheinlich. Auch Lang bezweifelt, dass eine solche zwiespältige Aussage intendiert gewesen war und verweist auf die Inschrift „Aufwärts“, vgl. K. Lang, Universitätsstadt Gießen (1993), 86. Möglich wären auch rein formale Gründe, die den Aufstellungsort betreffen. Ist bei der ersten Variante die Frontale oder eine leichte Schrägansicht die Hauptansicht, findet durch die Kopfwendung eine Öffnung der Figur auch nach links statt, wodurch die strenge Seitenansicht aufgewertet wird. Da der Hauptzugang zum Landgraf-Philipp-Platz über den Brandplatz führen dürfte, betritt der Betrachter vornehmlich von der linken Seite der Figur den Platz und erblickt so nach der Änderung gleich eine der Hauptansichten der Figur. Allerdings lassen sich damit kaum die Unterschiede in der Anspannung der Figur erklären, so dass eine inhaltliche Intention trotzdem nicht ausgeschlossen werden kann.



*Abb. 11: Das 116er Denkmal (Lgr.-P.-Platz, heutiger Zustand)*

Die zeitgenössische Interpretation deutete den Krieger als Sinnbild für Deutschland: So hieß es einige Tage vor der Enthüllung im Gießener Anzeiger<sup>88</sup>: „So wird sie [die Figur] in wenigen Tagen als Abbild des wehrhaften Deutschlands vor uns stehen, das erst vor wenigen Jahren auf die Knie gedrückt und fast vernichtet, auch heute noch von seinen Feinden in allen denkbaren Fesseln gehalten wird. Doch gewaltiger als dies Schicksal ist der Mut, der's unerschüttert trägt. Wenn [...] die Hülle des Denkmals fallen wird, dann sehen wir unser Deutschland vor uns, wie es, heute noch in Armut und Elend lebend, gestützt auf sein gutes Recht, bereits wieder alle Kräfte anspannend und in unerschütterlichem Selbstvertrauen den Blick in die Zukunft richtet: Vorwärts! - Aufwärts!“ Eine zweite Beschreibung des Denkmals von Prof. F. Wentzel, Mitglied des städtischen Kunstbeirats, betonte ebenfalls das Moment des sich Wiederaufrichtens in der Figur und seine Bedeutung: „Im nächsten Augenblick wird er aufrecht dastehen, allen Widersachern zum Trotz“.<sup>89</sup>

Folgt man der Interpretation, dass die Figur ganz Deutschland verkörpern soll, erhält das Stützen, bzw. das sich Abstoßen mit Hilfe des Stahlhelms, eines allgemeinen Symbols für das Militär, eine direkt drohende Haltung und einen revanchistischen Zug gegenüber den Siegern des Krieges: Der Aufstieg Deutschlands soll sich demnach auf das Militär stützen.

Das Denkmal wurde also nicht so sehr als ein Gedenkstein für die Verstorbenen verstanden, sondern vielmehr als Träger von national-politischen Aussagen angesehen. Es sollte einerseits die damalige Situation Deutschlands programmatisch zum Ausdruck bringen, andererseits eine für die an der Errichtung beteiligten Zeitgenossen hoffnungsvolle Zukunft eines starken, wehrhaften Deutschlands darstellen.<sup>90</sup>

### 4.3. Finanzierung

Die Finanzierung des Denkmals sollte zunächst komplett aus Spenden von ehemaligen Soldaten geschehen, nachdem die hessische Regierung

---

88 GA, 14.8.1925.

89 GA, 9.9.1925.

90 Auch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten stand das Denkmal im Mittelpunkt des Kriegsgedenkens in Gießen: 1937 wurde in einer Rede des Generals Mohr bei der Feier der Wiedereinführung des 116er Regiments die Figur erneut umgedeutet: „Nicht mehr soll das Denkmal einen nach seinem Heldenkampf zusammengebrochenen Krieger darstellen, sondern die steinerne Gestalt soll von jetzt das Denkmal des wiedererstandenen 116ers bedeuten, der niedergekniet ist, um Gott und dem Führer für die Rettung des Vaterlandes aus Not und Gefahr zu danken.“ Vgl. Die aufbaufreudige Stadt 1937.4, 58.

eine allgemeine Sammlung im Land nicht genehmigt hatte.<sup>91</sup> Darüber hinaus sollten Überschüsse der Grundsteinlegungsfeier sowie die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern von der Ausstellung der Denkmalsentwürfe für das Denkmal verwandt werden.

Im März 1925 gewährte die Stadt zusätzlich auf Antrag des Vereins 2000 RM als Zuschuss.<sup>92</sup> Außerdem übernahm die Stadt die gärtnerische Platzgestaltung des Landgraf-Philipp-Platzes und gewährte darüber hinaus kleinere Unterstützungen, z.B. durch die Bereitstellung von 6 Wagenladungen Bausand.<sup>93</sup>

Als aber der Kostenvoranschlag von 18.000 auf 28.000 RM anstieg, beschloss der Verein zunächst, die Gießener Bevölkerung einzubinden: So wurde von Vereinsseite beispielsweise am 2.6.1925 ein Blumentag organisiert. Die Blumen wurden privat, von Gießener Gärtnern und der Klinik gestiftet und fanden „reißenden Absatz“.<sup>94</sup> Darüber hinaus wurde ein Konzert veranstaltet und vom 2.-7.7.1925 wurden Postkarten des Denkmals von Haus zu Haus verkauft. Eine ausreichende Summe konnte aber nicht gesammelt werden.

Als auch das Fest der Enthüllung nicht genug Geld eingebracht hatte, bzw. die Kosten noch einmal auf insgesamt 36.262 RM angewachsen waren, sah sich der Verein gezwungen, am 11.1.1926 erneut an die Stadt die Bitte um einen Zuschuss von 6.000 RM und ein Darlehen von 5.000 RM zu richten. Die Stadt lehnte diese Bitte, nachdem man die Erkundigung eingezogen hatte, dass andere Garnisonsstädte sich gleichfalls nicht in hohem Maße an der Errichtung von Denkmälern der örtlichen Regimenter beteiligt hatten, mit Verweis auf die eigene Finanzlage ab.<sup>95</sup> Wie der Verein schließlich seine Schulden beglich, muss offen bleiben.

#### 4.4. Öffentliche Wirkung

Bei der Wirkung des Denkmals auf die Öffentlichkeit lässt sich eine deutliche Entwicklung hin zu mehr Anteilnahme feststellen: Wurden die ersten Pläne eines solchen Denkmals z. T. kritisch beobachtet, weil man eine Zersplitterung der Bemühungen um ein Gedenken der Weltkriegstoten fürchtete,<sup>96</sup> oder aber für eine nur den Verein betreffende

---

91 Vgl. GA, 8.5.1924.

92 StdtAG, Sitzungsprotokoll des Finanzausschusses, Akten-Nr. N1230 (30.3.1925).

93 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (15.5.1925).

94 GA, 3.6.1925.

95 Die Stadtverwaltung unterstützte den Antrag nicht, StdtAG, Akten-Nr. N1230 (11.2.1926), woraufhin der Finanzausschuss das Gesuch dann endgültig ablehnte, StdtAG, Akten-Nr N1230 (22.2.1926).

96 Vgl. StdtAG, Akten-Nr. N5095 (4.6.1923).

Angelegenheit gehalten,<sup>97</sup> so begannen mit der Zeit die Bemühungen und Probleme bei der Planung auch auf die Arbeit des städtischen „Ausschusses für Errichtung eines Erinnerungszeichens für die Gefallenen“ auszustrahlen. In den Sitzungen des Ausschusses am 9.7.1923 und 27.6.1924 spielte das Denkmal zunehmend eine gewichtige Rolle in den Diskussionen und es wurde mehrfach die Meinung geäußert, dass man bei den Planungen des Ausschusses auf das 116er Denkmal Rücksicht nehmen müsse.<sup>98</sup>

Schließlich wurden sogar sowohl die Stadt als auch die Bevölkerung an der Finanzierung beteiligt. Mit Aktionen wie dem öffentlichen Konzert oder dem Blumentag, aber auch mit der öffentlichen Ausstellung der Entwürfe trat der Verein an die Bevölkerung heran. Bürgermeister Krenzien und Oberbürgermeister Keller wurden zudem in den „Ehrenausschuss“ des Vereins für die Errichtung des Denkmals aufgenommen.<sup>99</sup> Dadurch wuchsen in der Bevölkerung anscheinend auch das Interesse und die Bereitschaft, sich finanziell zu beteiligen. So schrieb der Gießener Anzeiger einen Tag nach dem Blumentag<sup>100</sup>:

„Die Gießener Einwohnerschaft hat durch ihre starke Beteiligung gezeigt, dass sie die tapferen Helden zu ehren willens und bereit ist, etwas würdevolles für sie zu errichten.“ Hier erscheint das Denkmal also als ein Zeichen, mit dem auch die übrige Bevölkerung die Gefallenen ehren könne.

Auch die Feier der Grundsteinlegung sowie die Enthüllung zeigen, dass das Denkmal nicht mehr nur eine vereinsinterne Angelegenheit war. Die Feiern wurden im großen Maßstab durchgeführt und jeweils unter starker Beteiligung der Bürgerschaft, wie die Zeitungsberichte betonen.<sup>101</sup>

Zudem zeigt die Präsenz des Themas in der Zeitung rund um den Tag der Enthüllung, dass dies ein Ereignis von allgemeinem Interesse war<sup>102</sup> oder zu selbigem hochstilisiert wurde. Schließlich wurde das Denkmal nach der Enthüllung feierlich der Stadt übergeben, die sich seitdem um die Instandhaltung und Pflege kümmerte, so dass das private Denkmal zu einem städtischen wurde.

---

97 Vgl. StdtAG, Akten-Nr. N5095 (9.7.1923).

98 So beispielsweise bei der Verlegung eines Lagerplatzes vom Lutherberg vor die Kaserne, StdtAG, Akten-Nr N221 (9.7.1923).

99 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (18.7.1924).

100 GA, 3.6.1925.

101 GA, 3.8.1924; GA, 7.9.1925.

102 So gab es Berichte im GA am 11.5.1925; 3.6.1925; 21.7.1925; 25.7.1925; 14.8.1925; 15.8.1925; 29.8.1925; 2.9.1925 - 5.9.1925; 7.9.1925; 9.9.1925; 12.9.1925.

Zu einer Zeit, in der die Bemühungen um ein allgemeines Erinnerungszeichen als gescheitert gelten mussten, wurde also hier versucht, das Denkmal der 116er in gewissem Grad zu einem allgemein gültigen zu stilisieren, mit dem sich auch die übrige Gießener Bevölkerung identifizieren konnte. Hierzu gehörte auch die zeitgenössische Interpretation der Figur, die eben nicht davon ausging, dass hier lediglich ein Soldat des Regiments dargestellt sei, sondern dass die Figur Deutschland repräsentiere. Damit wurde dem Denkmal eine übergeordnete Bedeutung zugeschrieben.

Dass eine solche Identifikation der Bevölkerung auch z. T. tatsächlich stattfand, zeigt neben der Beteiligung der Bevölkerung an den Feierlichkeiten ein Zeitungsartikel, der als Reaktion auf den Vorschlag, die Bemühungen um ein allgemeines Denkmal wieder aufzunehmen, darauf hinwies, dass Gießen bereits ein Kriegerdenkmal habe, nämlich das 116er, und dass man zunächst dessen Instandhaltung gewährleisten müsse, bevor man ein neues baue.<sup>103</sup> In gewisser Weise ersetzte also das Denkmal des 116er Regiments das allgemeine Erinnerungszeichen der Stadt.

## **5. Denkmäler der 30er Jahre**

### **5.1. Der Skagerrak-Platz**

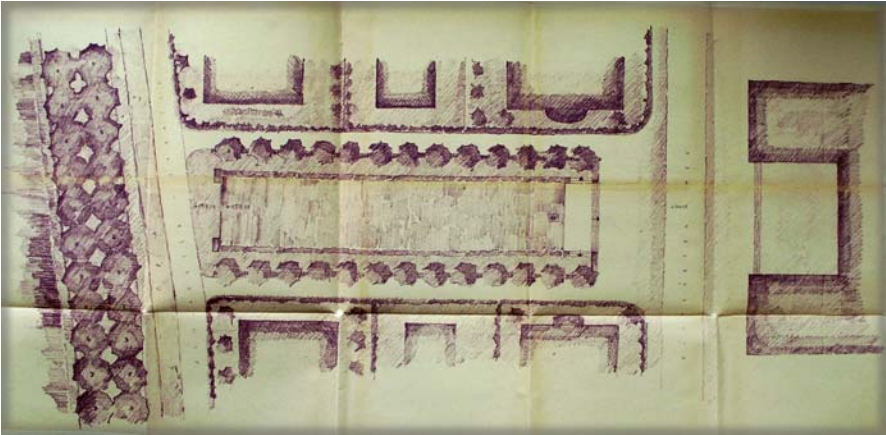
Mitte der 30er Jahre gab es eine neue Phase der Denkmalerichtung in Gießen. So wurde am 6.6.1937 der sog. Skagerrak-Platz eingeweiht (Abb. 12-14).<sup>104</sup> Dieser bestand aus einem gärtnerisch gefassten langrechteckigen Wasserbecken. Die Langseiten wurden von Bäumen gesäumt. Rund um das Becken führte ein Fußweg, der an den Schmalseiten sich zu kleinen Plattformen erweiterte. Breite Treppen führten an den Schmalseiten von dem etwas höheren Straßenniveau auf diesen Fußweg, bzw. die Plattformen herab.

Der ganze Platz lag in der Achse des Eingangs der Pestalozzischule, zwischen der heutigen Eichgärtenallee und der Pestalozzistraße. An den Treppenwangen der Schmalseite, die der Pestalozzischule gegenüber lag, waren zum Wasser hin ausgerichtet Reliefs von Schiffen angebracht: Links befand sich die Abbildung eines Drachenbootes, rechts waren drei U-Boote dargestellt.

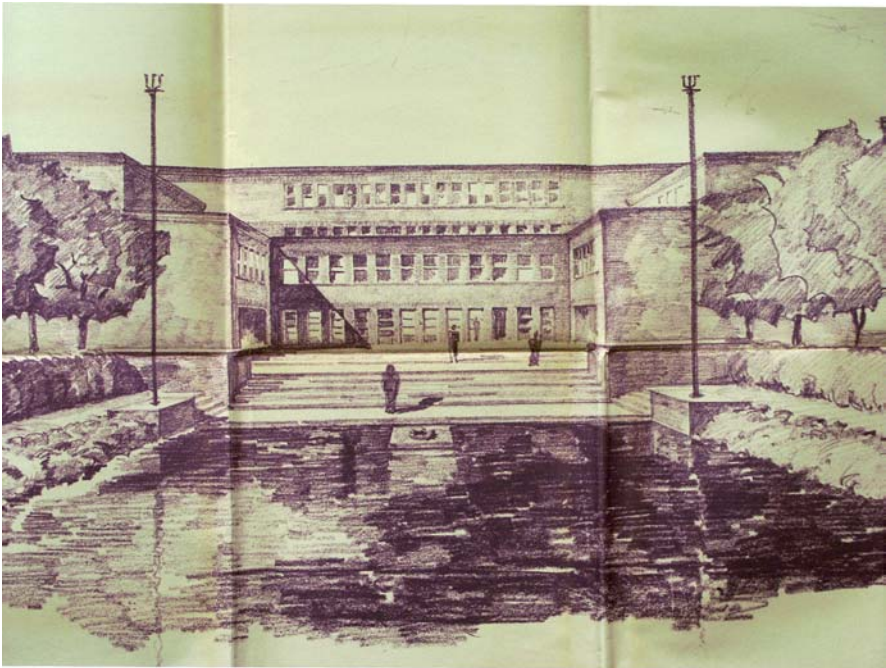
---

103 StdtAG, Akten-Nr. N5095 (23.6.1928).

104 Der endgültige Entwurf wurde am 18.2.1937 vom städt. Hoch- und Tiefbauamt der Bürgermeisterei zugesandt. Hier wurde der Entwurf auch beschrieben, StdtAG, Akten-Nr. N713 (18.2.1937). Zeitgenössische Aufnahmen: K. Lang, Universitätsstadt Gießen (1993), 438; Wilhelm, Hans; Hamann, Peter (Hg.): Gießen wie es war, Gießen, 1966, o. Abb.-Nr.



*Abb. 12: Der Skagerrak-Platz, Grundriss (1936)*



*Abb. 13: Skagerrak-Platz, Skizze (1936)*

Außerdem ragten hier, die Treppen flankierend, zwei lange Masten in die Luft, deren Ende je ein Dreizack bildete und an denen Fahnen mit dem Hakenkreuz vorgesehen waren.

Eine kleine Natursteinplatte, die knapp über die Wasseroberfläche ragte, befand sich ca. 2m vom Ufer der Schmalseite entfernt im Wasser. Hier waren der Name der Schlacht und das Datum eingemeißelt. Außerdem lag ein bronzenener Lorbeerkranz darauf. Bewässert wurde das Becken über den Schlageterteich (heute Schwanenteiche).



Abb. 14: Skagerrak-Platz, Querschnitt (1937)

Das Denkmal erinnerte also zunächst nur an die Schlacht vom 31.5./1.6.1916, in der deutsche und englische Flottenverbände in der Nordsee aufeinander trafen. Durch die Gegenüberstellung von einem historischen und einem modernen Kriegsschiff wurde diese Seeschlacht in eine lange Tradition gestellt. Durch den Lorbeerkranz wurde zudem die Sieghaftigkeit der Flotte heraufbeschworen.

Die Anlage eines Platzes an dieser Stelle war bereits 1929 geplant gewesen,<sup>105</sup> aber erst 1936 wurde ein konkreter Plan vom Hoch- und Tiefbauamt der Stadt ausgearbeitet. In diesem wurde zuerst noch davon abgesehen, in die Platzgestaltung ein direktes Denkmal zu integrieren. Der Platz sollte lediglich durch die Fahnenmasten und die Wasseranlage an die Schlacht erinnern.<sup>106</sup> Im zweiten Entwurf vom 18.2.1937 kam dann erst die Platte mit Kranz hinzu.

An der Planung war von Anfang an die Marine-SA beteiligt, die auch für die Organisation der Einweihungsfeierlichkeiten mitverantwortlich war.<sup>107</sup> 1937 schaltete sich dann auch noch die „Marine-Kameradschaft Gießen 1892 e.V.“ ein, indem sie den bronzenen Kranz spendete.<sup>108</sup>

105 Vgl. K. Lang, Universitätsstadt Gießen (1993), 438.

106 StdtAG, Akten-Nr. N713 (20.3.1936).

107 Vgl. StdtAG, Akten-Nr. N713 (26.4.1937).

108 StdtAG, Akten-Nr. N223 (9.5.1937). In einem Antrag des Marine-Vereins vom 30.3.1957, in dem es um den Wiederaufbau des Platzes geht, wird gesagt, dass das gesamte Denkmal den Planungen des Vereins zu verdanken sei. StdtAG, Akten-Nr. N223 (30.3.1957).

Außerdem beteiligte sie sich wohl auch an den Planungen der Einweihungsfeier. Privat gestiftet wurden zudem die Bäume und der Steinblock. Die sonstige Gestaltung des Platzes wurde von der Stadt finanziert.

An der Einweihungsfeier<sup>109</sup> nahmen Kriegervereine bzw. Marine-Vereine sowie Abordnungen der Kriegsmarine und der städtischen Behörden teil. Unter anderem fand auf dem Platz ein Gedenken an die gefallenen Marinesoldaten statt, begleitet von mehreren Reden, die vor allem in nationalistischem Ton die Bedeutung der Marine für das Reich herausstellten. Über das Denkmal sagte Oberbürgermeister Ritter, „dass dieser Platz nicht allein geschaffen wurde, um das Stadtbild zu verschönern, sondern um dem Willen und der gewaltigen Verpflichtung Ausdruck zu verleihen, im Gedenken an die Toten des Weltkrieges und der Bewegung stets in Treue zum Führer zu stehen“.<sup>110</sup>

Das Denkmal stellte also zunächst einmal nur eine Ausgestaltung des Platzes dar, wurde dann aber benutzt, um gleichzeitig eine nationalistische und Adolf Hitler und den Nationalsozialisten gegenüber loyale Einstellung zu demonstrieren. Das Thema der Schlacht hatte dabei keinerlei Bezug zu Gießen oder der Bevölkerung Gießens.

Bezeichnend für dieses Denkmal ist, dass es anscheinend keinerlei Diskussion in der Öffentlichkeit über Form und Inhalt gab, was sicherlich auch durch die zunehmende Unterdrückung der freien Meinungsäußerung nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bedingt war. Auch wurde die Bevölkerung weder an der Finanzierung, beispielsweise durch Spendenaufrufe, noch an der Entwurfsgestaltung beteiligt. Es steht demnach völlig losgelöst von den früheren Bemühungen und hatte zu keiner Zeit den Anspruch, ein allgemeines Erinnerungszeichen für Gießen zu sein. Auf diese Weise vermieden die nationalsozialistischen Kräfte ganz bewusst auch eine Beziehung des neuen Denkmals mit dem alten Plan, der in der, von ihnen abgelehnten, Republik entstanden war.

1945 wurde das Wasserbecken dann mit Kriegsschutt gefüllt und der ganze Platz in eine schlichte Grünfläche umgewandelt, die aber noch immer die Grundform aufweist.

---

109 Vgl. GA, 7.6.1937; Gießener Stadtnachrichten 7.6.1937.

110 GA, 7.6.1937. Gleichzeitig zur Feier fand in der Pestalozzischule eine Ausstellung des Oberhessischen Kunstvereins statt, in der Bilder des Malers C. Bergen gezeigt wurden, die sich mit der Skagerrak-Schlacht befassten. Diese Ausstellung war schon Teil der Einweihungsfeierlichkeiten des Marine-Ehrenmals in Laboe gewesen, vgl. GA, (7.6.1937). Zum Marine-Ehrenmal in Laboe, vgl. S. Behrenbeck, Denkmale einer Niederlage, in: Historische Denkmäler (1994), 82 f.; 88.

## 5.2. Gefallenen-Gedenkstein auf dem neuen Friedhof

1937 wurde ein zweites Denkmal für die Gefallenen errichtet. Die „Arbeitsgemeinschaft Gießener Soldatenkameradschaften“, ein Zusammenschluss mehrerer Kriegervereine und die gleiche Organisation, die 1924 als „Arbeitsgemeinschaft der Militär- und ehemaligen Regimentsvereine in Gießen“ versucht hatte, Einfluss auf die Errichtung des allgemeinen Erinnerungszeichens zu gewinnen, stiftete einen Gedenkstein auf dem neuen Friedhof am Rodtberg. Der Stein (Abb. 15), ein nahezu unbehauener Findling mit der kurzen und einfachen Inschrift „Unseren Kameraden“, wurde westlich der Friedhofskapelle aufgestellt, auf einem kurz vorher neu angelegten Soldatenfriedhof, der den aufgelösten Ehrenfriedhof des Ersten Weltkriegs ersetzte.

Die Soldatenkameradschaft setzte damit, nachdem die allgemeinen Bemühungen gescheitert waren, ihren Gefallenen einen eigenen Gedenkstein. Die Fundamentierungsarbeiten wurden von der Stadt übernommen.<sup>111</sup>

Dies lässt sich trotz der allgemeinen Inschrift aber wohl nicht als ein Versuch deuten, in Eigenverantwortung doch noch ein allgemeines Erinnerungsmal zu errichten. Dagegen spricht nicht nur der Aufstellungsort, der eben nicht, wie die Arbeitsgemeinschaft wenige Jahre zuvor vehement gefordert hatte, innerhalb der Stadt liegt, sondern auch das Fehlen einer großen Wirkung in der Öffentlichkeit.

So berichtete der Gießener Anzeiger nur in zwei relativ kurzen Artikeln über die Einweihungsfeier,<sup>112</sup> die am 21.11.1937 stattfand.<sup>113</sup> Eine solch ausgeprägte Beteiligung der Öffentlichkeit durch eine Vielzahl von Artikeln, wie im Zuge der Berichterstattung zum 116er Denkmal, gab es nicht.

---

111 StdtAG, Akten-Nr. N224 (19.11.1937).

112 Eine Ankündigung der Feier erschien in GA, 19.12.1937; Der Bericht über die Feier selbst in GA, 22.12.1937. Der Artikel ist deutlich kürzer, als die Berichte über die Einweihung des 116er Denkmals und des Skagerrak-Platzes.

113 Einladungen und Programm, StdtAG, Akten-Nr. N224 (15.11.1937).



*Abb. 15: Gedenkstein (neuer Friedhof am Rodtberg, heutiger Zustand)*

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist die Reaktion von Oberbürgermeister Ritter auf die Rede von Pfarrer Trapp, Leutnant der Reserve, der während der Feier doch wieder den Bezug zum geplanten allgemeinen Erinnerungszeichen für die Stadt Gießen herzustellen versuchte. In der direkt darauf folgenden Festrede sagte Ritter, dass „für unsere Stadt die Errichtung eines monumentalen Gebäudes als würdiges Gedenkzeichen für die, für Deutschland gefallenen Söhne in der Planung begriffen sei“.<sup>114</sup>

Da zu diesem Zeitpunkt die Planungen für ein solches allgemeines Denkmal längst gescheitert waren, kann man diesen Beitrag nur als einen Versuch deuten, entsprechende Ansprüche von Seiten der Arbeitsgemeinschaft von vornherein abzublocken.

Der Grund für Ritters Skepsis dem Denkmal der Arbeitsgemeinschaft gegenüber mag in dem Widerstand des „deutschen Kriegerbundes“ (Kyffhäuserbund) gegen das Vorhaben zu suchen sein. Dieser schrieb am 7.8.1937 einen Brief an den Oberbürgermeister<sup>115</sup> und legte Widerspruch ein, da die Anregung zu diesem Projekt „von einer Seite kommt, deren Sprecher Vorsitzender wilder militärischer Vereine ist, die wohl in den einzelnen Waffengattungsverbänden leichten Zusammenschluss und nichts mit den Kameradschaften des vom Führer anerkannten Deutschen Reichskriegerbundes zu tun haben“. Die Arbeitsgemeinschaft sei eine Vereinigung, die sich „nach dem schmachvollen Frieden von Versailles und unter der roten Regierung“ gebildet habe, sich nun nach der Machtergreifung Hitlers aber erübrigt habe. Außerdem wurde in diesem Schreiben der Arbeitsgemeinschaft vorgeworfen, die noch freien Militärvereine in Gießen am Anschluss an den deutschen Reichskriegerbund zu hindern.

Daraufhin wurden anscheinend die Arbeiten kurzfristig eingestellt, bis die Arbeitsgemeinschaft in einem dreiseitigen Antwortschreiben dazu Stellung nahm.<sup>116</sup> Sie versuchte dabei nachzuweisen, dass ihr Nicht-Anschluss an den Reichskriegerbund legal sei, wehrte sich gegen die Vorwürfe, andere Vereine vom Anschluss abzuhalten und bat den Oberbürgermeister, die Weiterführung der Vorarbeiten zu gestatten, was dieser offensichtlich auch tat.

Ebenfalls boykottierte die „National-Sozialistische Kriegsofopferversorgung e.V.“ (NSKOV) kurzfristig die Einweihungsfeier des Denkmals, da sie an den Planungen nicht beteiligt worden war und der

---

114 GA, 22.12.1937.

115 StdtAG, Akten-Nr. N224 (7.8.1937).

116 StdtAG, Akten-Nr. N224 (22.8.1937).

Arbeitsgemeinschaft gleichfalls die Berechtigung absprach, ein solches Denkmal zu errichten, da sie nicht der Partei angeschlossen sei.<sup>117</sup>

Es gab also reichlich Kritik an dem Projekt, die aber nicht das Denkmal selbst oder seine Gestalt, sondern vielmehr die Stifter mit ihrer politischen Ausrichtung und ihrer Unabhängigkeit von NS-Vereinen betraf. Die späte Errichtung dieses Denkmals in einer solchen Situation wurde anscheinend als ein bewusst gesetztes Zeichen aufgefasst, mit welchem sich die Arbeitsgemeinschaft gegen den Gleichschaltungsanspruch der Nationalsozialisten wehrte und ihre Unabhängigkeit betonte.<sup>118</sup> Entsprechend konnte das Denkmal keine größere Wirkung in der Öffentlichkeit erwarten.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde der Gedenkstein weiterverwendet, indem die Inschrift „1939-1945“ hinzugefügt wurde.<sup>119</sup>

## 6. Zusammenfassung

In Gießen lassen sich zwei Phasen der Denkmalerriichtung feststellen. Die erste Phase, von Kriegsende bis zur Errichtung des 116er Denkmals, ist geprägt durch das Bestreben, ein allumfassendes Denkmal für die gesamte Stadt zu errichten. Seitens der Stadtverwaltung wurde hierbei gezielt versucht, die Bevölkerung einzubinden, zuerst durch die Bildung eines Ausschusses, der verschiedene Interessengruppen vertreten sollte, dann aber auch durch die Aufforderung an die Bevölkerung, eigene Entwürfe vorzulegen. Außerdem wurde von Anfang an die Bevölkerung bei der Finanzierung eingeplant.

Seitens der Bevölkerung blieben allerdings zu jeder Zeit die Kriegervereine die Hauptakteure. Sie hatten das Projekt überhaupt erst ins Rollen gebracht und übten immer wieder Druck auf die Stadt aus, mit den Bemühungen fortzufahren. Dabei traten die Kriegervereine aber nicht als geschlossene Gruppe auf, sondern waren in sich ebenfalls in vielen Punkten uneinig. Grundsätzlich lassen sich zwei Gruppen ausmachen: Einerseits der Verein der ehemaligen 116er, der sehr bald

---

117 StdtAG, Akten-Nr. N224 (19.11.1937).

118 Ist doch nach Koselleck die Errichtung eines Denkmals durch eine politische Handlungseinheit immer gleichzeitig ein Akt, in dem sich diese von anderen absetzt, vgl. R. Koselleck, Kriegerdenkmäler als Identitätsstiftung der Überlebenden, in: O. Marquard; K. Stierle (Hg.), Identität (1979), 268.

119 Durch die Entstehungsgeschichte, die den Vorwurf eines nationalsozialistischen Denkmals trotz der Zeitstellung verhindert, aber auch durch die schlichte Form, die keinen direkten Bezug zum Militarismus oder Nationalismus aufzwingt (allerdings ist der Findling häufig als germanisierende Form verwandt worden, vgl. M. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland 4 [1985], 194 ff.), kann dies gerechtfertigt werden.

eigene Wege zur Errichtung eines Denkmals ging, andererseits die Arbeitsgemeinschaft der Militär- und ehemaligen Regimentsvereine in Gießen, die ihr Hauptinteresse auf das allgemeine Denkmal setzte und erst 1937 einen eigenen Gedenkstein aufstellte, als sie sich gegen die Gleichschaltung mit NS-Verbänden wehrte.

Fast allen Entwürfen und Vorschlägen dieser Zeit war ein nationaler Duktus gemein. Die meisten sahen eine Heldenverehrung oder gar eine Sakralisierung der Gefallenen vor, allerdings immer verbunden mit der Forderung nach einfachen Formen. Die einzige Stimme, die die Erinnerung in den Rahmen einer sozialen Maßnahme stellen wollte, wurde nicht weiter beachtet. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass sämtliche Vorschläge das Denkmal in Verbindung mit einer Grünanlage planten. Selbst wenn das Denkmal an Hauptverkehrswegen zu stehen kommen sollte, wie beispielsweise an der Ecke Plockstraße - Südanlage oder auch am Landgraf-Philipp-Platz, so war eine gärtnerische Gestaltung immer Voraussetzung. Ein Aufstellungsort wie der des Denkmals von 1870/71, welches sich auf dem Marktplatz befand, kam nicht in Frage.<sup>120</sup> Durch einen solchen Grünstreifen konnte eine gewisse Distanz zum täglichen Leben und eine eigene Aura um das Denkmal geschaffen werden.

Neben diesen konzeptionellen Gemeinsamkeiten der Akteure betrafen die Auseinandersetzungen jedoch grundsätzliche Dinge, wie zum Beispiel den genauen Aufstellungsort oder die genaue Form. Auffällig dabei ist, dass keine Diskussion um die generelle Aussage, die zugrunde gelegt werden sollte, geführt wurde. Stattdessen wurden immer neue konkrete Ausarbeitungen vorgestellt. Kompromisse waren dabei nicht sehr stabil und wurden meist zwischen zwei Sitzungen des Ausschusses wieder aufgelöst.

Ein Grund für die z. T. unnachgiebige Haltung der einzelnen Beteiligten, gerade der Arbeitsgemeinschaft, ist sicherlich, dass ein solches Denkmal nicht nur ein Prestigeobjekt war, sondern die einzelnen Gruppen sich damit auch identifizieren können mussten und entsprechend jede Gruppe ihre Vorstellungen so exakt wie möglich umgesetzt sehen wollte. Von daher kann es kaum verwundern, dass ein umfassendes Denkmal schließlich nicht zustande kam.

Mit dem Scheitern dieses Planes spielte sich damit in Gießen ab, was kurz darauf auch auf gesamtdeutscher Ebene stattfand: Die Errichtung eines Reichshrenmals scheiterte ebenfalls an den vielen Einzelinter-

---

120 Diese Tendenz lässt sich auch an fast allen anderen Orten Deutschlands feststellen und ist typisch für die Denkmäler der Weimarer Republik, vgl. M. Lurz, Kriegerdenkmäler in Deutschland 4 (1985), 267.

sen. Allerdings muss man hinzufügen, dass, neben den Meinungsverschiedenheiten, in Gießen die finanzielle Situation als zweiter, sicherlich genauso wichtiger Grund hinzukam.

Die Stadtverwaltung versuchte von Anfang an, sich die Planungshoheit zu sichern. Dies bezog sich nicht nur auf die städtischen Projekte, sondern sie behielt sich ebenso ein Vetorecht bei privaten Entwürfen vor und konnte somit zumindest im Negativen die Gestaltung mitbestimmen.

In der zweiten Phase der Denkmalerriktion in Gießen, Mitte der 30er Jahre, trat die Stadt dann sogar als Initiator eines Denkmals auf. Die Bevölkerung dagegen spielte eine wesentlich geringere Rolle. War sie in der ersten Phase sogar noch an der privaten Stiftung der 116er beteiligt worden, wenn auch z. T. sicherlich aus finanziellen Nöten heraus, so ist bei der Errichtung des Skagerrak-Platzes und des Gedenksteins der Arbeitsgemeinschaft eine Einbeziehung der Bevölkerung nicht mehr auszumachen. Der Hauptgrund hierfür dürfte darin liegen, dass bei beiden Projekten kein ernstzunehmender Anspruch mehr geltend gemacht wurde, ein für die ganze Stadt gültiges Denkmal zu errichten. Es spiegelt aber auch die politische Situation wieder, in der nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten die öffentliche Meinung zunehmend einer zentralen Kontrolle unterworfen wurde.

Anhand der Gießener Kriegerdenkmäler lassen sich demnach nicht nur regionale politische Stimmungen nachvollziehen. Sie spiegeln auch einige grundsätzliche Entwicklungen und Probleme der gesamten Zwischenkriegszeit in Deutschland wider: Die Identitätskrise nach der Niederlage und dem Systemwechsel, die durch nationale Ideen ausgeglichen werden sollte, die Zerstrittenheit in viele kleine Parteien, die große politische Macht, die die Militärvereinigungen besaßen, und nicht zuletzt Probleme, die sich mit der Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten ergaben, können am Beispiel der Gießener Kriegerdenkmäler beobachtet werden.

## 7. Abbildungsnachweis

Abb. 1: Eigene Darstellung in Zusammenarbeit mit Elke Einhäuser, Kartengrundlage: Verkehrsverein Gießen e.V. (Hg.) Gießen a. d. Lahn (1930)

Abb. 2: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Akten-Nr. L1317

Abb. 3: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Akten-Nr. L1317

Abb. 4: Photo: Autor

- Abb. 5: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Akten-Nr. L1317
- Abb. 6: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Akten-Nr. N221.
- Abb. 7: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Akten-Nr. N5095
- Abb. 8/9: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Archiv-Sig. 81/01.10.1633
- Abb. 10: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Archiv-Sig. 81/01.10.1566
- Abb. 11: Photo: Autor
- Abb. 12-14: Reproduktion aus Stadtarchiv Gießen, Akten-Nr. N713
- Abb. 15: Photo: Autor

# Die letzten Kriegstage in Allendorf/Lahn - Zeitzeugenberichte -

Thomas Euler

## Vorwort

*Eigentlich plante der SPD-Ortsverein Gießen-Allendorf/Lahn, am 28. März 2005, also 60 Jahre nach der Befreiung durch die alliierten Streitkräfte, auf dem Allendorfer Friedhof (an der Stelle des ehemaligen Soldatengrabes) eine Gedenkveranstaltung durchzuführen, um an die Geschehnisse rund um den 28. März 1945 und die damit verbundenen Kampfhandlungen zu erinnern. Da aber am 28. März 2005 Ostermontag war und deshalb wohl nicht mit vielen Zuhörern zu rechnen war, wurde ich gebeten, die bereits eingeholten Zeitzeugenberichte nieder zu schreiben und ggf. zu veröffentlichen.*

## Wann war der Krieg für Allendorf/Lahn zu Ende?

Die Zivilbevölkerung aber auch die einfachen Soldaten aller beteiligten Länder mussten eine Suppe auslöffeln, die andere - insbesondere die Führung von Hitler-Deutschland - ihnen eingebrockt hatte.

Die Frage, wann für einzelne oder gar für einen ganzen Ort der Krieg zu Ende war, ist nur sehr schwer zu beantworten. Offiziell war der zweite Weltkrieg für Deutschland am 8. Mai 1945 durch die bedingungslose Kapitulation beendet. Die Kriegsgefangenen kamen meist aber erst sehr viel später nach Hause. Für Angehörige von Vermissten ist der Krieg vielleicht heute noch nicht endgültig zu Ende. Tatsache ist jedenfalls, dass am 28. März 1945 die alliierten Streitkräfte auch Allendorf/Lahn erreichten. Da Allendorf/Lahn damals das westlichste Dorf im Landkreis Gießen war, ist davon auszugehen, dass damit am 28. März 1945 die Besetzung des Landkreises Gießen begann. Es kam zwar noch zu kurzen Kampfhandlungen, die Bevölkerung von Allendorf/Lahn hatte sich aber bereits ergeben. Die US-Army besetzte das Dorf und stellte die Nachkriegsordnung her. Sie befreite die Bürger vom NS-Terrorregime.

Allendorf/Lahn blieb - bis auf einige Bombentrichter im Feld und dem Absturz eines Lancaster-Bombers in der südlichen Gemarkung - im Vergleich zu vielen anderen Landstrichen von direkten Kriegshandlungen weitestgehend verschont.

In Allendorf/Lahn gab es mehrere Bunker, die die Zivilbevölkerung gegen Luftangriffe schützen sollten.

41 aus Allendorf/Lahn stammende Soldaten fielen während des zweiten Weltkrieges. Viele Soldaten kamen erst sehr spät und einige überhaupt nicht mehr aus der Gefangenschaft zurück. Ein Denkmal an der Kirche und ein Gedenkstein auf dem Friedhof erinnern an die Gefallenen der Weltkriege.

Während des zweiten Weltkrieges war in Allendorf/Lahn zeitweise beim Wasserhochbehälter (Am Kasimir) eine Flak-Batterie mit ca. 100 Soldaten stationiert, die allerdings gegen die Bombenangriffe auf Gießen nicht viel ausrichten konnte.

### **Letzter Aktionismus des flüchtenden NS-Bürgermeisters**

Noch am Nachmittag und in der Nacht des 27. März 1945 suchten Bürgermeister Karl Faber und von ihm Beauftragte einige Familien in Allendorf/Lahn auf, um 10- bis 14-jährige Jungen für den Kriegseinsatz zu gewinnen. Sie sollten die in Allendorf/Lahn stationierten Soldaten unterstützen, die von Westen herkommenden alliierten Panzerverbände aufzuhalten. Dabei sollten Gräben gezogen und Panzersperren hergestellt werden. Aus der Ferne war bereits der Geschützlärm der mittlerweile bis hinter Wetzlar vorgerückten US-amerikanischen Streitkräfte zu hören.

Der damals 12-jährige Friedel Euler berichtet, dass auch seine Familie aufgesucht wurde. Seine Mutter Emilie Euler (†) weigerte sich jedoch couragiert, ihren 12-jährigen Sohn herauszurücken, weil ihr ältester Sohn Hans drei Monate zuvor siebzehnjährig in Frankreich gefallen war und ihr Mann sich zu diesem Zeitpunkt bereits in russischer Gefangenschaft befand. Ihr wurde mit Haft gedroht, doch sie wehrte sich - wie andere Allendorfer Mütter auch - sehr hartnäckig.

Der Bürgermeister selbst aber flüchtete mit seinem Pferdegespann noch in derselben Nacht in den Vogelsberg, wurde dort später gefasst und musste seine Strafe absitzen.

In einem späteren Gemeinderatsprotokoll heißt es:

*„Bürgermeister Faber hat am Abend des 27. März seinen Posten und das Dorf verlassen und ist aus diesem Grund seines Amtes enthoben. Da weder der Beigeordnete noch die Gemeinderatsmitglieder aus beruflichen Gründen das Amt des Bürgermeisters wahrnehmen können, wird der Kaufmann Heinrich Keiner zum Ortsverwalter ernannt.“*

Die Allendorfer Kinder blieben aber vom Kriegseinsatz verschont.

Zwei damals 15-jährige Jungs aus Allendorf/Lahn, Hans Weiß und Wilfried Baumann, wurden aber tatsächlich noch ein paar Tage zuvor zum Reichsarbeitsdienst heran gezogen und mussten sich im RAD-Lager Battenberg/Eder zur Rekrutierung melden. In Oschersleben bei Magdeburg desertierten die beiden aber und wurden auf ihrer Flucht im April 1945 von amerikanischen Panzerverbänden gefangen genommen. Als der amerikanische Dolmetscher bei der Gefangenenregistrierung die beiden nach ihrem Alter fragte, wurden sie kurzerhand wieder freigelassen, und sie sind nach Allendorf/Lahn zurückgekehrt.

### **Die Flak-Batterie wird zur Panzerabwehr eingesetzt**

Bereits kurz nach Kriegsbeginn 1939 war eine Luftabwehrflak-Einheit in Allendorf/Lahn stationiert, die aber ein halbes Jahr später wieder abgezogen wurde.



*Flak von 1939 auf dem Allendorfer Wasserhochbehälter. Im Vordergrund: Familie Kreipl aus Allendorf/Lahn.*

Ab dem 22. Oktober 1944 rückte die 2. Batterie der „Heeresflak 3/16“ mit ca. 100 Soldaten und sechs 8,8 cm-, drei 3,7 cm- und vier 2,0 cm-Geschützen in Allendorf/Lahn ein und positionierte sich beim Wasserhochbehälter, um vor allem die Bombenangriffe auf Gießen und die strategisch wichtigen Eisenbahnlinien abzuwehren. Gleich am ersten Tag kam sie bereits zum Einsatz. Die Einheit befand sich unter dem

Kommando von Oberleutnant Rose. Die Soldaten waren in den Allendorfer Häusern einquartiert, die Geschütze waren aber ständig besetzt, und das Kommando war in einem Bunker direkt vor Ort untergebracht.

Der damalige Unteroffizier Otto Kuske (heute ein Bürger von Allendorf/Lahn) erzählt, dass die Allendorfer Bürger die Soldaten gut aufgenommen haben.

Im November 1944 wurde die Einheit aber wieder an die Westfront bei Rohrbach/Saargemünd abkommandiert. Lediglich die 1. Batterie dieser Einheit, die bei Gießen-Wieseck stationiert war, schickte drei 8,8 cm-Geschütze samt Bedienungspersonal nach Allendorf/Lahn. Gefreiter Herbert Götter (der heute in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Flak-Standortes wohnt) blieb ebenfalls bei der Einheit vor Ort. Bei dem großen Bombenangriff auf Gießen am 6. Dezember 1944 fehlte die aus Allendorf/Lahn abgezogene Einheit aber schmerzlich. Ausrichten konnten die drei Geschütze allerdings nichts, weil die Zahl der Bomber viel zu groß war. Herbert Götter berichtet, dass dabei auch insgesamt acht Bomben auf die Allendorfer Flakstellung abgeworfen wurden.

Als die Front vom Westen her immer näher rückte, wurde die 2. Batterie Anfang März 1945 wieder nach Allendorf/Lahn zurück beordert. Am 10. März 1945 wurde allerdings die Hälfte dieser Einheit nach Mühlheim am Main abkommandiert. Diese abkommandierte Teileinheit, so Otto Kuske, ist kurz darauf komplett vernichtet worden.

Völlig überraschend und ohne jede Vorwarnung griffen vier tieffliegende US-amerikanische Jagdflugzeuge vom Typ „Mustang“ am 25. März 1945 die in Allendorf/Lahn verbliebene Flak-Einheit an. Die Tiefflieger hatten zuvor die Bahnanlage am Bergwald angegriffen. Otto Kuske warf sich zu Boden. Zuvor konnte er noch in die Gesichter der Piloten schauen, so tief sollen die Mustangs geflogen sein. Auch Herbert Götter warf sich sofort in Deckung und konnte nur knapp zwei Bomben ausweichen. Einige ihrer Kameraden kamen sofort ums Leben, andere waren schwer verwundet worden. Für Kuske war dies ein scheußlicher Anblick, deshalb spricht er heute nicht gerne darüber. Der damals vierjährige Günther Euler erinnert sich heute immer noch an die markerschütternden Schreie eines schwer verwundeten Wehrmachtssoldaten, der auf einem Wagen durch das Dorf abtransportiert wurde.

Flak- Soldaten in Hengsterholz an der 8,8 cm Flak  
( Sommer 1944 )



*Deutsche 8,8-mm-Flak: Eigentlich für die Flugabwehr. Solche Geschütze sollten am 28. März 1945 auch bei Allendorf/Lahn für die Panzerabwehr eingesetzt werden.*

Die in Allendorf/Lahn verbliebenen Teile der Flak-Batterie wurden schließlich am 28. März 1945, als der Kanonendonner im Westen immer näher rückte, zur Panzerabwehr eingesetzt. Hierzu wurde je ein 8,8 cm-Geschütz im Triebweg, eines bei der Untersorger Mühle und eines vor der Mittelsorger Mühle aufgestellt. Auch die anderen leichteren Geschütze wurden zur Panzerabwehr umfunktioniert.



*US-Amerikanische Sherman-Panzer: Etwa in einer solchen Formation könnten die 7. US-Panzerdivision von Dutenhofen her Richtung Allendorf/Lahn eingerückt sein.*

Als die ersten Sherman-Panzer der 7. Panzer-Division der US-Army auf dem Hügel zwischen Allendorf/Lahn und Dutenhofen (Höhe des heutigen Handelshofgeländes) auftauchten, hat der 20-jährige Leutnant Josef Schwab (sie nannten ihn „Leutnant Bubi“) mit der Panzerfaust aus seinem Erdloch stehend auf den ersten Panzer gezielt. Seinen Adjutanten, den Gefreiten Philipp, hatte er zuvor weg geschickt. Der damalige Unteroffizier Kuske erzählt, dass die bei der Mittelsorger Mühle liegenden Soldaten noch riefen: „Herr Leutnant, bleiben Sie hier, es macht doch keinen Sinn mehr!“ Dem jungen scheinbar ideologisch verblendeten Offizier war aber nicht mehr zu helfen. Der Turm des Panzers drehte sich in Richtung Leutnant und zersiebte ihn mit MG-Salven.

Auch versuchte ein Unteroffizier Schlosser noch, auf der Höhe der Mühlgasse (heute: Kleebachstraße) aus einem Erdloch heraus mit einer Panzerfaust auf einen amerikanischen Panzer zu schießen. Das Feuer aus dem Rohr konnte aus dem Erdloch nicht abstrahlen und verkohlte ihm den ganzen Rücken. Der Panzer wurde nicht getroffen. Unteroffizier Schlosser überlebte aber und kam später nach einer ärztlichen Versorgung in Kriegsgefangenschaft.

Die Obersorger und die Mittelsorger Mühle wurden daraufhin von den Panzern in Brand geschossen.

Laut einem Augenzeugenbericht des damals achtjährigen Karl-Heinz Wagner (sein Vater war einige Monate zuvor in Russland gefallen) schossen auch deutsche Wehrmachtssoldaten aus einer Baugrube am Ende der Bergstraße auf die amerikanischen Panzer, allerdings ohne Erfolg, denn sie konnten mit ihren recht leichten Waffen und auf diese recht große Distanz erwartungsgemäß nichts ausrichten. Die Panzer erwiderten darauf das Feuer, und einige Granaten schlugen deshalb auch in die letzten Häuser in der Bergstraße ein. Karl-Heinz Wagner befand sich zu dieser Zeit gemeinsam mit seiner Mutter Margarethe Wagner (†) auf dem Weg zu seiner an Diphtherie erkrankten und im Keller ihres Elternhauses in der Triebstraße liegenden Großmutter Margarethe Stengel (†), um diese zu versorgen. Sie mussten auf dem Rückweg flach kriechen, um nicht von den Geschossen getroffen zu werden.

Herbert Götter kann nicht verstehen, dass sich damals angesichts der hoffnungslosen Lage überhaupt noch Widerstand regte. Er ist heute dennoch froh, dass nicht noch mehr aus dem Dorf heraus geschossen wurde, denn wenn die Amerikaner ein Widerstandsnest in Allendorf/Lahn vermutet hätten, dann wäre vor einem weiteren Vormarsch die US-Airforce angefordert worden, die mit ihren Jagdbombern mit Sicherheit mehr Schäden angerichtet hätten.

Ein Teil der deutschen Flak-Soldaten erkannten schließlich die Sinnlosigkeit des Widerstands und flüchteten. Die Geschütze ließen sie zurück, ohne dass auch nur ein Schuss abgegeben wurde. Bei ihrer Flucht wurden sie mit Maschinengewehren einer versprengten SS-Einheit, die an der Reichsstraße 49 (heute: Hoppensteinstraße) lagen, aus dem Hinterhalt beschossen. Unteroffizier Kuske zog noch einen schwerverwundeten Kameraden aus dem Kleebach und flüchtete das Flüsschen hinauf bis in den Ort hinein. Mit neun Kameraden berieten sie, wie es mit ihnen weiter gehen sollte. Über die rechte Kleebachaue flüchteten sie zur Grube Fernie, dann nach Watzenborn, nach Hausen und schließlich ergatterten sie einen LKW, der sie nach Reiskirchen brachte, wo sie allerdings gefangen genommen wurden. Kuske erzählt weiter, dass die neun in ein Gefangenenlager nach Wißmar gebracht wurden und von dort aus zu viert türmten. Über Alsfeld, Bebra, Gotha und Erfurt kam Kuske mit ziviler Kleidung bereits am 16. April 1945 wieder nach Allendorf/Lahn zurück, wo seine Freundin (und spätere Frau) wohnte. Er blieb von einer Kriegsgefangenschaft verschont.

Gefreiter Götter und seine drei Kameraden, die sich bei der Untersorger Mühle eingegraben hatten, sowie alle anderen ca. 20 überlebenden Wehrmachtssoldaten ergaben sich schließlich den Amerikanern. Götter war dabei sehr froh, dass sein Unteroffizier (ein Studienrat aus dem

Rheinland) Englisch sprechen konnte. Sie kamen zunächst auf eine bewachte Wiese zwischen Dutenhofen und Dorlar und dann in Kriegsgefangenschaft nach Andernach und Rennes. Götters Angaben zu Folge wurden seine Kameraden und er von den Amerikanern gut behandelt.

Karl-Heinz Wagner, der zwischenzeitlich in den Bunker am Angangsberg (bei der „schwarzen Brücke“) geflüchtet war, sah, wie durch den Kleebach zunächst einige Wehrmachtssoldaten geflüchtet waren (das war wohl der Trupp um Unteroffizier Kuske) und wie später mit erhobenen Händen die gefangen genommenen Soldaten abgeführt wurden.

Drei flüchtende deutsche Soldaten suchten Unterschlupf in dem Haus der Familie Keiner in der Schulstraße (heute: Hüttenbergstraße). Sie wollten sich in Zivilkleidung weiter durchschlagen. Gerdi Karl (geb. Keiner) war damals gerade 17 Jahre alt. Sie hörte einige Zeit später einen Lautsprecheraufruf der US-Streitkräfte, wonach sich alle Wehrmichtsangehörigen mit ihren Waffen zu ergeben hätten, anderenfalls drohten ihnen schwerste Strafen. Schnell hätten darauf hin die deutschen Soldaten wieder ihre Wehrmichtsuniformen angezogen und sich mit erhobenen Händen den mit Jeeps heran brausenden Amerikanern ergeben. Einer der amerikanischen Soldaten stand mit Gewehr im Anschlag vor den dreien. Dieses Bild treibt Gerdi Karl heute noch Tränen in die Augen. Die gefangen genommenen Wehrmachtssoldaten wurden auf einen Jeep verfrachtet und in rasanter Fahrt zu den anderen Kriegsgefangenen gebracht.

Im Keller des Hauses der Familie Euler in der Bergstraße befand sich eine Funkvermittlung der Flakbatterie, die dem deutschen Leutnant Asal unterstand. Als dieser Leutnant aus Furcht vor den anrückenden alliierten Truppen flüchtete, nahm der damals 12-jährige Friedel Euler die im Keller lagernden Karabiner und Feldtelefone sowie weitere Wehrmichtsgegenstände auf und versenkte sie im nahe gelegenen Kleebach.

Folgende Flaksoldaten haben in Allendorf/Lahn ihre große Liebe gefunden und sind nach dem Krieg wieder hierher zurück gekommen: Unteroffizier Otto Kuske, Fahnenjunker Rudi Lägel, Obergefreiter Johann Majewski (†) und Gefreiter Herbert Götter.

Aber auch deutsche Kriegsgefangene, die ganz in der Nähe (zwischen Kleinlinden und Lützellinden) interniert waren, sind letztendlich hier geblieben.

## Die Besetzung bzw. die Befreiung

Die Allendorfer Bevölkerung hatte sich bereits vor den Kampfhandlungen am Ortsrand längst ergeben. Aus den Fenstern hingen weiße Flaggen und weiße Bettlaken, die die Friedensabsicht unterstreichen sollten.

Mit weißer Flagge eilte auch die Allendorfer Feuerwehr mit der Wasserspritze zu den beiden Sorger Mühlen, um die brennenden Gebäude zu löschen. Ilse Bellof (geb. Volk), damals 17 Jahre alt, verbrachte die Zeit während der Kampfhandlungen in dem „Bunker“ hinter der Schule, einem in den Berg gegrabenen abgestützten Stollengang. Nach einigen Stunden, die sie im Bunker ausharrten, hörten sie, dass die Mühlen zwar brennen, dass aber nicht mehr geschossen würde. Vom Dorf aus ging Friedrich Kersting (†) mit einer weißen Flagge den Amerikanern entgegen, um zu zeigen, dass man in Allendorf/Lahn den einrückenden Streitkräften gegenüber wohlgesonnen ist.

Die blutüberströmten Leichen der in Allendorf/Lahn gefallenen Soldaten wurden nach einem Augenzeugenbericht des damals siebenjährigen Hans Wagner in Plane eingehüllt auf einem Pritschenwagen zum Allendorfer Friedhof transportiert und in einem Gemeinschaftsgrab beerdigt. Dabei handelt es sich laut den standesamtlichen Aufzeichnungen um folgende „*im Kampf gegen amerikanische Panzer gefallen*“ Wehrmachtssoldaten: Leutnant Josef Schwab (Jahrgang 1923), Gefreiter Johannes Holst (Jahrgang 1903), Gefreiter Fritz Schöning (Jahrgang 1908), Oberschütze Josef Schultka (Jahrgang 1897) und Schütze Georg Forster (Jahrgang 1897). Das Gemeinschaftsgrab befand sich in der Nähe des heutigen Gedenksteins. Einige Jahre später wurden sie exhumiert und auf dem Soldatenfriedhof im Kloster Arnsburg beigesetzt.

In der Lache (heutiger Standort von Mehrzweckhalle und Sportgelände) und in der Kleebachau sammelten sich massenhaft Panzer der 7. US-Panzerdivision. Auch auf dem alten Sportplatz wurden zahlreiche Panzer aufgestellt. Hier wurde später die Versorgungszentrale (mit Feldküche) für die US-Soldaten eingerichtet. Einige Häuser in der Triebstraße (ab Haus-Nr. 32 aufwärts) und der Bergstraße wurden beschlagnahmt, um die amerikanischen Soldaten einzuquartieren. Deren eigentlichen Bewohner (auch die Familie von Karl-Heinz Wagner) mussten sich während der Besatzungszeit eine andere Bleibe suchen.

In einem geräumten Haus in der Triebstraße wurde sogar ein Casino eingerichtet. Karl-Heinz Wagner ist noch in Erinnerung geblieben, dass darin die amerikanischen Besatzungssoldaten wohl auch sehr viel

Alkohol getrunken haben. Eines Tages sei ein US-Soldat volltrunken aus dem Fenster gestürzt und an seinen Verletzungen gestorben. Auch wurde die Gaststätte „Zum kühlen Grund“ (heute abgebrochen) beschlagnahmt; der Zutritt für Deutsche war zu jener Zeit verboten.

Die heute über 90-jährige Marie Luh (geb. Stengel) weiß noch, dass sie und andere Dorffrauen für die Besatzungssoldaten deren Wäsche wuschen.

Fünf US-Jeeps mit aufgesetztem Maschinengewehr patrouillierten nach dem Augenzeugenbericht von Hans Wagner in den ersten Besatzungstagen durch das Dorf. Vor dem Bürgermeisteramt in der Friedhofstraße hielten sie und gingen ins Gebäude. Nach wenigen Minuten warfen die US-Soldaten viele Gewehre in den Hof, die anschließend auf der Treppe kaputt geschlagen wurden.

Friedel Euler erinnert sich an die Hausdurchsuchungen der Amerikaner. Das Wanderer-Motorrad seines Vaters wurde dabei beschlagnahmt. Die Hausdurchsuchungen haben hin und wieder auch für Angst und Schrecken gesorgt, weil verschlossene Türen meist kurzerhand aufgeschossen wurden, erinnert sich Käthe Müller, damals eine junge Frau.

Günther Euler hat noch gut in Erinnerung, dass die US-Soldaten gegenüber den Dorfkindern durchaus wohlgesonnen waren. Sie reichten Schokolade, Kekse und Kaugummis und einige Kinder durften sogar auf ihren Jeeps mit fahren. Der damals ebenfalls vierjährige Edmund Luh lobt vor allem die farbigen US-Soldaten, die damals besonders kinderfreundlich waren. So wird er nie vergessen, dass er damals von einem farbigen Soldaten seine erste Apfelsine gereicht bekam. In aller Unkenntnis biss er sogar in die Schale, denn er hatte ja so etwas bis dahin noch nie gesehen.

Die Besatzungszeit dauerte rund ein Vierteljahr, erinnert sich Karl-Heinz Wagner. Im Haus seiner Familie wechselte dabei insgesamt dreimal die einquartierte Mannschaft. Das Haus wurde aber am Ende der Besatzungszeit ohne Schäden zurückgegeben. Mit den Amerikanern kam auch er gut aus.

## **Nachkriegsordnung und Entnazifizierung**

Die US-Army setzte am 4. Mai 1945 den Sozialdemokraten Otto Volk II. als Bürgermeister ein. Ihm wurde von der amerikanischen Kommandantur Friedrich Lich als Beigeordneter und ein Gemeinderat zur Seite gestellt, bestehend aus: Karl Flohr, Ludwig Wagner V., Philipp Wallhäuser, Karl Gärth, Friedrich Binz und Heinrich Binz V. Dadurch

wurden wieder demokratische Strukturen eingeführt. Bürgermeister Volk und seine Mitarbeiterin Marie Heußner (geb. Flohr) bauten eine demokratische Gemeindeverwaltung auf.

Die Verantwortlichen der örtlichen NSDAP und ihrer Teilorganisationen wurden durch die Besatzungsmacht verhört und je nach dem Grad der Verantwortlichkeit bestraft.

An das Gefühl, „dass der Krieg für uns endlich vorbei ist“, kann sich Ilse Bellof noch sehr gut erinnern.

## **Dankesworte**

Danken möchte ich folgenden Allendorfer Bürgerinnen und Bürger für deren Schilderungen, die ich mit deren Genehmigung zusammen stellen durfte:

Wilfried Baumann, Ilse Bellof, Friedel Euler, Günther Euler, Herbert Götter, Gerdi Karl, Otto Kuske, Edmund Luh, Marie Luh, Käthe Müller, Hans Wagner und Karl-Heinz Wagner.

Bis vor einigen Jahren waren nur wenige Zeitzeugen bereit, über die Schrecken des zweiten Weltkrieges vor Ort zu berichten. Wenn man aber wissen möchte, was damals alles detailliert vor Ort geschah, muss man rechtzeitig Zeitzeugen fragen, denn diese Quellen sind sehr wertvoll. Kurz vor Redaktionsschluss verstarb Herr Herbert Götter, der als damaliger Flaksoldat und späterer Bürger von Allendorf/Lahn einen wichtigen Zeitzeugenbericht zum Thema Kriegsende erstattet hat. Damit ist eine weitere wertvolle Quelle zur Aufarbeitung dieser Thematik versiegt.

Seit 60 Jahren fand in Mitteleuropa kein Krieg mehr statt. Mögen auch die nachfolgenden Generationen hiervon verschont bleiben.

Nie wieder Krieg!



# Wappen von Allendorf an der Lahn

Thomas Euler

Der Ortsbeirat des Gießener Stadtteils Allendorf an der Lahn hat sich zu Beginn des Jahres 2005 als Symbol der Identifikation ein eigenes Wappen gegeben. Dieses Ortswappen ist nicht für den offiziell-urkundlichen Verkehr gedacht, sondern soll als Logo des Stadtteils, seiner Vereine und seiner Menschen dienen.

## Für was sind denn überhaupt Wappen da?

Aus dem Aufsatz „Deutsche Wappen und Flaggen - Symbole im demokratischen Staat“ sind folgende grundsätzliche Anmerkungen zu entnehmen:

*Welche Rolle haben Symbole im demokratischen Staat? Symbole sind ein uraltes Kommunikationsmittel, das keine Sprachgrenzen kennt, vielmehr rasch und umweglos verstanden wird. Symbole, seien es grafische Embleme, Farben, Fahnen oder Wappen, vermitteln rascher als Texte Aussagen über das eigene Selbstverständnis, über Geschichte und Identität, komprimieren alles zu einem anschaulichen Sinnbild. Im Zusammenleben der Staaten und Völker verleihen Symbole nach außen der eigenen Identität Ausdruck, kennzeichnen das Gemeinwesen, für das sie stellvertretend stehen. Nach innen bekräftigen sie das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, veranschaulichen gemeinsame Werte. Symbolen wohnt auch eine emotionale Komponente inne. Kein Volk der Erde kommt ohne Symbole aus; wo man sie gering schätzt, leidet das Gemeinwesen darunter.*

Wappen gibt es auf Staatsebene, auf Kantons- und Länderebene und auch auf der kommunalen Ebene. Sie sind dabei für den offiziell-urkundlichen Verkehr bestimmt und deshalb auch Bestandteil des offiziellen Dienstsiegels einer jeden Gebietskörperschaft. Einige Gebietskörperschaften sind zwar dazu übergegangen, im Schriftverkehr auf ihren Briefköpfen anstelle der Wappen ebenso identitätsstiftende Logos zu verwenden, das Wappen aber kennzeichnet nach wie vor den offiziellen und hoheitlichen Charakter allen Handelns.

Auch Firmen, Vereine, Verbände u.s.w. bedienen sich Logos, um für eine Wiedererkennung ihrer Produkte, als Markenzeichen oder zur Identifikation mit ihrer eigentlichen Bestimmung zu sorgen.

Der Begriff Wappen leitet sich unmittelbar von der mittelhochdeutschen Bezeichnung „wapen“ (Waffen) ab. Gemeint ein unveränderliches, farbig gestaltetes und dauerhaftes Kennzeichen. Sprachgeschichtlich liegt der Zusammenhang mit den mittelalterlichen Schutzwaffen wie Schild, Helm und Rüstung klar auf der Hand. Der Begriff „Wappen“ gilt als ritterliches Symbol: Wer damals ein Wappen trug war zugleich auch Waffenträger. Mit der Entwicklung der Waffentechnik im 12. Jahrhundert wurden auch die Helme verbessert und der Kopf des Ritters eng umschlungen. Die gepanzerten und deshalb nicht am (verdeckten) Gesicht erkennbaren Ritter hatten im Mittelalter ihre (Schutz-)Schilder mit Symbolen bemalt, damit man sie von Freund und Feind optisch erkennen oder zuordnen kann. Aus diesem Grund ist die Schildform bei der Darstellung von Wappen auch heute noch üblich. Auch stammt der Begriff „Heraldik“ für die Wappenkunde aus dieser Zeit der Herolde.

## Wie kam es zur Allendorfer Wappeninitiative?

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist zugleich Ortsvorsteher von Gießen-Allendorf/Lahn. Die bis zum 30. September 1971 selbständige Gemeinde Allendorf/Lahn hatte kein eigenes Wappen. Deshalb führte sie in ihrem Dienstsiegel den gestreiften Hessenlöwen (und in der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wie in jeder anderen Gemeinde die von oben verordnete Nazi-Symbolik mit Adler und Hakenkreuz).



*Abb. 1 (Dienstsiegel der Großherzoglich Hessischen Bürgermeisterei Allendorf an der Lahn)*

Abb. 2 (Dienstsiegel der Bürgermeisterei Allendorf an der Lahn im Volksstaat Hessen)



Abb. 3 (Dienstsiegel der selbständigen Gemeinde Allendorf an der Lahn bis 1971)

In „Johann Siebmachers Wappenbuch“ von 1605 wird auf Seite 243 im Kapitel „Städte“ das Wappen einer Stadt „Allendorf an der Löhn“ fälschlicherweise der Gemeinde Allendorf an der Lahn zugeschrieben. Tatsächlich handelt es sich aber bei dem dort abgedruckten Wappen um das heute noch bzw. wieder von der Stadt Allendorf an der Lumda (ebenfalls im Landkreis Gießen) genutzte Wappen (zeitweise hatte Allendorf/Lda. aber auch ein anderes Wappen). Allendorf an der



Lumda ist damals wie heute eine Stadt und das Flüsschen Lumda wurde der Vergangenheit auch als „Lom“, oder „Lombda“ bezeichnet. Zudem war der heutige Gießener Stadtteil Allendorf/Lahn früher lediglich eine Gemeinde, besaß niemals Stadtrechte und trug bis zum 16. Juni 1703 (Teilung des Amtes Hüttenberges) den Namen „Allendorf im Hüttenberg“.

Abb. 4 (Auszug aus Johann Siebmachers Wappenbuch von 1605)

Im ehemaligen Allendorfer Mitteilungsblättchen und auch auf der Allendorfer Chronik zur 1200-Jahr-Feier von 1990 symbolisierte das evangelische Kirchengebäude das Gemeinwesen des Ortes und diente

damit gewissermaßen als Logo. Gebäude eignen sich aber nicht unbedingt als Identifikationsmerkmal, weil sie im Laufe der Zeit verändert werden. Zudem fühlt sich in der heutigen Zeit, in der auch andere Konfessionen im Ort zu Hause sind, nicht jeder Einwohner der evangelischen Kirche oder überhaupt dem Christentum zugehörig.



*Abb. 5 (Vereinslogo des Turn- und Sportvereines 05 Allendorf/Lahn)*

Auch gab es einige Bürger, die fragten, ob Allendorf/Lahn überhaupt jemals ein Wappen hatte oder ob gar das TSV-Logo mit dem Schweizerkreuz das offizielle Wappen des Stadtteils sei.

Es war also ein gewisser Bedarf für ein Logo für die örtliche Gemeinschaft vorhanden.

## **Ein Wappen für einen bereits eingemeindeten Stadtteil?**

Das offizielle Hoheitszeichen für den urkundlichen Verkehr ist auch für Allendorf/Lahn seit seiner Eingemeindung am 1. Oktober 1971 das Wappen der Universitätsstadt Gießen (kurzzeitig - 1977 bis 1979 - auch das Wappen der Stadt Lahn), weil mit der Eingemeindung auch die eigene Rechtspersönlichkeit untergegangen war.



*Abb. 6 links (Wappen der Universitätsstadt Gießen)*



*Abb. 7 rechts (Wappen der Stadt Lahn, 1977 bis 1979)*

Viele Gemeinden hatten vor der Gebietsreform ein eigenes Wappen, welches sie in ihr Dienstsiegel aufnahmen. Gemeinden ohne eigenes Wappen führen (gemäß § 14 Abs. 2 Hessische Gemeindeordnung) die Wappenfigur des Landes Hessen in ihrem Dienstsiegel.

Einige Städte und Gemeinden pflegen aus traditionellen Gründen aber auch die Wappen ihrer Stadtteile- bzw. Ortsteile weiter, die im Rahmen der Gebietsreform eingemeindet wurden, obwohl nur das offizielle Stadt- und Gemeindegewappen für die Verwaltung im offiziell-urkundlichen Verkehr von Bedeutung ist und amtlichen Charakter besitzt. Man trägt aber durch die Dokumentation von zusätzlichen Stadtteil- bzw. Ortsteilwappen zur Traditionspflege bei und wird den örtlichen Gegebenheiten, insbesondere der Identifikation der Bürgerinnen und Bürger mit ihrem Stadtteil bzw. Ortsteil, gerecht.

Es gibt einige Ortsteile von Großgemeinden, die sich erst nach ihrer Eingemeindung ein Wappen gegeben haben, so beispielsweise der Ortsteil Neesbach der Gemeinde Hünfelden im Landkreis Limburg-Weilburg. Der dortige Ortsvorsteher Bernd Pfaff berichtet, dass die Vereine des Ortsteils dieses im Jahr 2003 (also weit nach der Eingemeindung) eingeführte Wappen rege als Logo nutzen. Die gemeindliche Homepage und die Begrüßungsschilder am Ortseingang von Hünfelden-Neesbach tragen dieses Wappen ebenfalls. Die Bürgerinnen und Bürger des Ortsteils identifizieren sich durch dieses Symbol noch mehr mit ihrem Gemeinwesen.

Auch die südhessische Stadt Heppenheim hat nach der Gebietsreform für alle ihre Stadtteile je ein Ortswappen initiiert und diese in eine städtische Satzung verbindlich aufgenommen. Die baden-württembergische Stadt Karlsruhe tat dies ebenso.

Da Allendorf/Lahn mit seiner mehr als 1200-jährigen Geschichte weitaus älter ist als die Stadt Gießen sollte durch ein Logo durchaus dokumentiert werden, dass das Gemeinwesen nicht nur ein „Anhängsel“ der Stadt Gießen, sondern aus eigenständigen Ursprung entstanden ist. Zudem gelten die Allendorfer durchaus als selbstbewusste, bodenständige aber auch weltoffene Menschen.

Nachfragen beim Hessischen Staatsarchiv, der Hessischen Wappenrolle und beim Wappenexperten des Hessischen Ministeriums des Innern und für Sport ergaben, dass keine Vorschrift existiert, die einem Stadtteil verbietet, sich auch nach einer vollzogenen Eingemeindung ein eigenes Wappen zu geben. Auch sei ein solches Wappen weder genehmigungs- noch anzeigepflichtig. Einzig sollte man sich an die Regeln der Heraldik halten.

Da das zu schaffende Ortswappen nur als Logo und keinesfalls für den offiziell-urkundlichen Verkehr gedacht sein sollte, bedarf es auch keinerlei Festschreibung in der Hauptsatzung der Universitätsstadt Gießen.

Nachdem der Ortsvorsteher von Gießen-Allendorf/Lahn mit dem ihm bekannten Hobby-Heraldiker Rudi Crecelius (von ihm stammt auch das Neesbacher Ortswappen) Kontakt aufgenommen hatte, verfasste er einen entsprechenden Antrag mit dem Titel „Wappen als Identifikationssymbol von Allendorf/Lahn“.

## **Die Vorgaben des Ortsbeirates**

Der Ortsbeirat Gießen-Allendorf/Lahn befasste sich in seiner Sitzung am 9. November 2004 ausführlich mit dem Antrag des Ortsvorstehers vom 17. Oktober 2004 und fasste folgenden einstimmigen Beschluss:

*Der Ortsbeirat beschließt:*

- 1. Der Ortsbeirat ist der Auffassung, dass sich Allendorf/Lahn als Symbol der Identifikation ein eigenes Wappen geben soll. Dieses soll nicht für den urkundlichen Verkehr gedacht sein, sondern als Logo dienen.*
- 2. Das Wappen soll in jedem Fall mindestens das Schweizerkreuz und die hessischen Farben rot und silber (weiß) enthalten und muss den heraldischen Regeln entsprechen.*
- 3. Über das „Allendorfer Blättchen“ sollen die bisherigen Entwürfe des Herrn Rudi Crecelius bekannt gegeben werden. Die Bevölkerung soll zu einer Stellungnahme und eventuell zu weiteren Vorschlägen aufgerufen werden.*
- 4. Der Chef der Hessischen Wappenrolle, Herr Frieder Boss (Hess. Staatsarchiv in Darmstadt) soll anschließend um eine Stellungnahme zu den eingegangenen Entwürfen gebeten werden.*
- 5. In einer weiteren öffentlichen Sitzung des Ortsbeirates Allendorf/Lahn sollen die dann vorliegenden Entwürfe (mit einer Wappenbeschreibung und einer heraldischen Wappedeutung) präsentiert werden, und anschließend soll sich der Ortsbeirat für ein Wappen entscheiden.*

6. *Der Magistrat soll sodann gebeten werden,*
- *dem Wappen für Allendorf/Lahn zuzustimmen*
  - *und ein Holzexemplar des Wappens für die Sitzungsstätte des Ortsbeirates Allendorf/Lahn anfertigen zu lassen.*

Ziffer 2 des Ortsbeiratsbeschlusses vom 9. November 2004 enthielt damit die Vorgabe, dass in jedem Fall das Schweizerkreuz und die hessischen Farben rot und silber (weiß) im künftigen Wappen enthalten sein müssen. Das Schweizerkreuz soll dabei auf die traditionell überlieferte Bezeichnung der Allendorfer als „Schweizer“, und die hessischen Farben rot und weiß sollen auf die Jahrhunderte lange Zugehörigkeit Allendorfs zu Hessen hindeuten.

Die heraldischen Regeln sollten nach diesem Ortsbeiratsbeschluss ebenfalls Beachtung finden. Aus diesem Grund wurde auch der Chefheraldiker der Hessischen Wappenrolle am Verfahren beteiligt.

Der Ortsvorsteher hatte dabei unmissverständlich im Protokoll festhalten lassen, dass diese Allendorfer Wappeninitiative kein Separatismus darstellt, weil er persönlich den Beschluss zur Eingemeindung seiner Heimatgemeinde in die Stadt Gießen aus dem Jahr 1971 nach wie vor für die richtige Entscheidung hält.

## **Die Bürgerbeteiligung**

Im „Allendorfer Blättchen“, einer Stadtteilzeitung der örtlichen Vereinsgemeinschaft, wurden Anfang Dezember 2004 insgesamt acht Entwürfe von Crecelius vorgestellt. Die Entwürfe erfüllten die Vorgaben des Ortsbeirates, teilweise enthielten die Entwürfe auch Hinweise auf die örtlichen Gewässer oder die Form der Gemarkungsfläche. Die Bürgerschaft wurde vom Ortsvorsteher dazu aufgerufen, bis zum 31. Dezember 2004 Stellungnahmen zu den vorgelegten Entwürfen oder gar eigene Entwürfe vorzulegen. Aber auch die Gießener Tageszeitungen machten auf die Allendorfer Wappeninitiative aufmerksam.

Die Wappeninitiative wurde außerdem der Vereinsgemeinschaft ausführlich vorgestellt.

Innerhalb nur eines Monats (und obwohl man in der [Vor-] Weihnachtszeit auch durchaus andere Sorgen hat) sind schließlich über 100 Stellungnahmen aus der Allendorfer Bürgerschaft eingegangen. Sogar die Schüler der „Kleebachschule“ (Grundschule in Gießen-Allendorf/Lahn) hatten sich im Heimatkundeunterricht intensiv mit dem Thema Wappeninitiative beschäftigt und ein eindeutiges Votum abgeben.

Die mit Abstand meisten Stimmen aus der Bürgerschaft (über 80%) erhielt der Entwurf „I/13“, wahrscheinlich weil hier die beiden zu Allendorf/Lahn gehörenden und für den Ort charakteristischen Gewässer symbolisch dargestellt wurden. Man erkannte sofort den Ort in dieser Symbolik. Zu diesem Entwurf wurde vereinzelt auch vorgeschlagen, die Wappenfigur der Universitätsstadt Gießen angemessen zu berücksichtigen. Zu dieser Variante mit der Berücksichtigung des Gießener Wappentieres hatte übrigens auch der Gießener Oberbürgermeister Heinz-Peter Haumann geraten.



Abb. 8 (Wappenentwurf I/13)

Der Entwurf „I/21“ erhielt neun Stimmen, der Entwurf „I/15“ erhielt sechs Stimmen und der Entwurf „I/23“ erhielt drei Stimmen; alle anderen Entwürfe erhielten keine oder nur eine Stimme.



Abb. 9 (Wappenentwurf I/21)



Abb. 10 (Wappenentwurf I/15)



Abb. 11 (Wappenentwurf1/23)

## Die Auswahl des Ortswappens durch den Ortsbeirat

Der Ortsbeirat traf sich Ende des Jahres 2004 zum traditionellen Grenzgang und beriet dabei grundsätzlich über das Verfahren zur Auswahl des Wappens.

Das Abstimmungsergebnis aus der Bürgerbefragung wurde schließlich in der Ortsbeiratssitzung am 11. Januar 2005 präsentiert. In einer Powerpoint-Präsentation stellte Rudi Crecelius das Zustandekommen des Allendorfer Wappens vor und lieferte die dazu gehörigen Wappenbeschreibungen.

Die vom Chefheraldiker der Hessischen Wappenrolle für „heraldisch bedenklich“ erklärten Entwürfe, z.B. der Entwurf „I/15“ (siehe Abb. 10) wurden deshalb auch erst gar nicht in die engere Wahl aufgenommen.

Aus all den (zugelassenen) Entwürfen wurde dann der eindeutige Favorit (siehe Abb. 8) zur Abstimmung gestellt. Man folgte aber der Empfehlung aus der Mitte des Ortsbeirates, in die silberne Hälfte des Wappenentwurfes das Wappentier der Universitätsstadt Gießen (geflügelter Löwe) aufzunehmen. Dies sollte die Zugehörigkeit zu Gießen unterstreichen und den Verdacht des Separatismus entkräften.

Das Ortswappen wurde schließlich in dieser Form (also mit dem Gießener Flügellöwen) vom Ortsbeirat einstimmig ausgewählt und war damit bindend.

Der Ortsbeirat fasste dabei folgenden Beschluss:

*Der Ortsbeirat beschließt:*

*Der Ortsbeirat Gießen-Allendorf/Lahn hat in seiner Sitzung am 09. November 2004 einstimmig beschlossen, sich als Symbol der Identifikation ein eigenes Wappen zu*

*geben. Dieses Wappen ist nicht für den offiziell-urkundlichen Verkehr gedacht, sondern soll als Logo des Stadtteils, seiner Vereine und seiner Menschen dienen. Nach einer erfolgten Bürgerbefragung wählt der Ortsbeirat Gießen-Allendorf/Lahn in seiner Sitzung am 11. Januar 2005 einstimmig aus mehreren Entwürfen das nachfolgende Wappen aus.*

[es folgen die Wappenbeschreibung und die Wappenbegründung]

*Das Wappen soll offiziell am 27. Februar 2005 - genau 1215 Jahre nach der Ersterwähnung Allendorfs im Lorscher Codex als "Aldentorph im Logenehe" - der Öffentlichkeit übergeben werden.*

Weiter wurde festgestellt, dass Ziffer 6 des Ortsbeiratsbeschlusses vom 9. November 2004 (Magistratsbeteiligung) auf dessen Wunsch hin nicht umgesetzt wird und dass damit ansonsten alle anderen Ziffern des Ortsbeiratsbeschlusses vom 9. November 2004 umgesetzt sind.

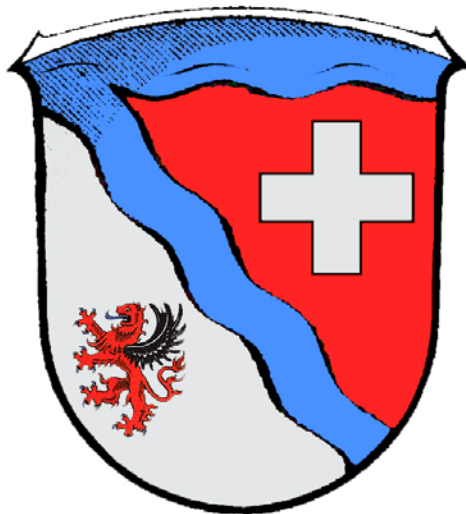


Abb. 12 (ausgewähltes Ortswappen von Allendorf an der Lahn)

## Wappenbeschreibung und Wappenbegründung:

Die offizielle heraldische Wappenbeschreibung des vom Ortsbeirat ausgewählten Ortswappens lautet:

*Schild schräg rechts geteilt. Links oben rot belegt mit einem silbernen schwebenden griechischen Kreuz, die untere Hälfte in Silber, belegt mit einem geflügelten roten Löwen. Oben ein Wellenschildhaupt in blau. Zusätzlich in blau ein schräg rechts verlaufender Wellenbalken.*

Die **hessischen Farben rot und silber** (weiß) deuten auf die Jahrhunderte lange Zugehörigkeit Allendorfs zu Hessen (Landgrafschaft Hessen, später Großherzogtum Hessen-Darmstadt, später Volksstaat Hessen, später Großhessen und heute Bundesland Hessen) hin. Bis zur Teilung des Amtes Hüttenberg (zu dem Allendorf „im Hüttenberg“ gehörte) im Jahr 1703 wurde das Gebiet von Hessen und Nassau gleichermaßen verwaltet. Nach der Teilung des Hüttenberges durch den „Hüttenberger Hauptteilungsvertrag vom 16. Juni 1703“ fiel Allendorf, das nunmehr anstelle des Namenszusatzes „im Hüttenberg“ den Namenszusatz „an der Lahn“ trug, endgültig an Hessen, die Nachbardörfer Lützellinden und Dutenhofen jedoch an Nassau (später Preußen). Grenzsteine in der Gemarkung deuten noch heute auf diesen Umstand hin.

Die Traditionsfarben rot und silber (weiß) lassen sich seit dem 13. Jahrhundert belegen. Der Ursprung liegt wahrscheinlich in den alten „Mainzer Farben“. Die thüringischen und hessischen Landgrafen führten den Ehrentitel eines Mainzer Erzmarschalls.

Das **Schweizerkreuz**, das Symbol des eidgenössischen Staates Schweiz, wird in der Heraldik „schwebendes griechisches Kreuz“ genannt. Das schwebende griechische Kreuz und das Balkenkreuz gehören zu den ältesten heraldischen Symbolen und wurden in allen möglichen Farb- und Metallvarianten sehr früh genutzt. Die Variante „weißes Kreuz auf rot“ wurde laut einer Chronik von den Eidgenossen im Jahr 1339 zur Kennzeichnung ihrer Soldaten und Offiziere in der Schlacht von Laupen erstmals benutzt. Dieses Logo hat sich in der Schweiz über die Zeit erhalten und wurde 1848 als nationales Kennzeichen angenommen.

Der Bezug des Begriffes „Schweiz“ auf Allendorf/Lahn bzw. „Schweizer“ auf die Allendorfer/innen ist traditionell überliefert und stammt aus einer Zeit, in der den Bewohnern von Dörfern Uznamen

(also Übernamen) und Spottverse zugeschrieben wurden. Emil Winter schreibt in seinem 1990 erschienenen Buch „*Uznamen und Spottverse auf die Ortschaften der Altkreise Gießen und Wetzlar*“ (Verlag Emil Winter, ISBN 3-926 923-05-9), dass diese „Ortsneckereien“ ein Jahrhundert alter Brauch sind. So seien die Quellen sehr mager und beschränkten sich meist darauf, was noch in der Erinnerung der Menschen erhalten geblieben war. Die vor allem älteren Menschen, die Winter angesprochen hatte, wussten zwar „etwas“ - aber: „Nix genaues waab m'r neat“.

Die Bezeichnung „Schweiz“ kann eigentlich nur mit der hügeligen Landschaft um den Ortskern Allendorfs zusammenhängen, weil gemeinhin hügelige Landschaften als „Schweiz“ bezeichnet werden (Beispiele: Fränkische Schweiz, Mecklenburgische Schweiz, Holsteinische Schweiz, Sächsische Schweiz, Böhmische Schweiz und viele mehr).

Auch die Allendorfer „Hymne“ beginnt mit den Worten:

„Zou Aandorf, ean de schiene Schweiz, woas leabt mer do so foj ...“.

Zudem führt Allendorfs größter Verein, der Turn- und Sportverein 05 Allendorf/Lahn, seit März 1950 in seinem Vereinslogo das Schweizerkreuz (siehe Abb. 5)

Der **geflügelte Löwe** (das Wappentier der Universitätsstadt Gießen) symbolisiert die langjährige Zugehörigkeit Allendorfs zur Stadt Gießen seit dem 1. Oktober 1971. Die bis dahin selbständige Gemeinde Allendorf/Lahn schloss sich zu diesem Zeitpunkt - ebenso wie die Gemeinde Rödgen - freiwillig und per Grenzänderungsvertrag der kreisfreien Stadt Gießen an.

Laut Auskunft des Stadtarchives geht der geflügelte Löwe als städtisches Wappentier auf eine großherzogliche Genehmigung aus dem Jahr 1916 zurück. In „Johann Siebmachers Wappenbuch von 1605“ wird der damals noch jungen Stadt Gießen allerdings ein anderes Wappen zugeordnet.

Das **blaue Wellenschildhaupt** symbolisiert den seit 1703 im Ortsnamen (Allendorf „an der Lahn“) vorkommenden Fluss Lahn als nördliche Gemarkungsgrenze. Heute hat die Gemarkung Allendorf/Lahn zwar nur noch einen kleinen Anteil an der Lahn als Nordgrenze, aber vor dem Bahnbau und vor der Auskiesung der dortigen Auenlandschaft bildete die Lahn in dem gesamten Abschnitt die Nordgrenze der Allendorfer Gemarkung. Dort kam es auch - wie in der Allendorfer Ortschronik nachzulesen ist - vor circa 200 Jahren wegen des sich ständig ändernden Lahnverlaufs (vor allem nach Hochwassern) häufig zu

Grenzstreitigkeiten mit dem benachbarten Heuchelheim, die vor allem die Gemeindeglieder mit austragen mussten.

Der **zweite etwas schmalere**, von unten rechts nach oben links führende, **blaue Wellenbalken** symbolisiert den die Gemarkung teilenden und von Südosten nach Nordwesten durch Allendorf/Lahn fließenden und die Lahn mündenden Kleebach. Der Kleebach fließt heute nordöstlich von Allendorf/Lahn teilweise im ehemaligen Flussbett der Lahn.

Der Kleebach ist charakteristisch für Allendorf/Lahn, denn er fließt nicht nur durch die Gemarkung, sondern auch durch die Ortsbebauung. An heute zentraler Stelle im Ort befinden sich die Kleebachbrücke, ein Wehr und eine Grünanlage. Der Kleebach war die Grundlage für das Entstehen der drei Allendorfer Mühlen (Obersorger Mühle, Mittelsorger Mühle und Untersorger Mühle). Auch sorgte der häufig Hochwasser führende Kleebach in der Vergangenheit nicht selten für Überflutung der tiefer gelegenen Ortslage. Durch den im Jahr 2000 von dem „Wasserverband Kleebachtal“ geschaffenen Hochwasserschutzdamm im Süden/Südosten vor der Ortslage sollen Überschwemmungen künftig verhindert werden. Die Grundschule hat sich vor einigen Jahren den Namen „Kleebachschule“ gegeben und auch der in Gießen-Allendorf/Lahn ansässige Angelverein trägt den Namen „Unteres Kleebachtal“. Mit der Eingemeindung im Jahr 1971 wurde zudem bereits die „Mühlgasse“ umbenannt in „Kleebachstraße“

Etwas problematisch ist sicherlich die korrekte heraldische Darstellung des in der vorgenannten Weise durch Allendorf/Lahn fließenden Kleebaches, weil der Heraldiker eigentlich die Seiten rechts und links vom Schildträger aus betrachtet. Auch die Tatsache, dass die beiden dargestellten Gewässer als Farbe (blau) an eine andere Farbe (rot) grenzen, entspricht nicht vollkommen den heraldischen Regeln, wonach „Farbe“ nur auf „Metall“ (silber oder gold) grenzen sollte. Aber auch im hessischen Landeswappen grenzen die roten Streifen des Löwen an den blauen Schildhintergrund. Die äußerliche Form eines Wappens ist im Prinzip variabel. Beim Allendorfer Wappen wurde die in Hessen am häufigsten genutzte Schildform des Heraldikers Heinz Ritt (aus Bad Nauheim) verwendet.

## **Die feierliche Wappenübergabe**

Eine offizielle Widmungsurkunde mit einem Abdruck des Wappens und einer Wappenbeschreibung wurde gefertigt.

# Urkunde

Der Ortsbeirat Siefen-Allendorf/Lahn hat in seiner Sitzung am 9. November 2004 einstimmig beschlossen, sich als Symbol der Identifikation ein eigenes Wappen zu geben. Dieses Wappen ist nicht für den offiziell-urkundlichen Verkehr gedacht, sondern soll als Logo des Stadtteils, seiner Vereine und seiner Menschen dienen. Nach einer erfolgten Bürgerbefragung wählte der Ortsbeirat Siefen-Allendorf/Lahn in seiner Sitzung am 11. Januar 2005 einstimmig aus mehreren Entwürfen das nachfolgende Wappen aus:

## Wappen von Allendorf an der Lahn



### Wappenbeschreibung:

Schild schrägrechts geteilt. Linksoben rot belegt mit einem silbernen schwebenden griechischen Kreuz, die untere Hälfte in Silber, belegt mit einem geflügelten Löwen. Oben ein Wellenschildhaupt in blau. Zusätzlich in blau ein schrägrechts verlaufender Wellenbalken.

Die Farben rot und silber (weiß) symbolisieren die jahrhundertlange Zugehörigkeit Allendorfs zu Hessen. Das schwebende griechische Kreuz, genannt „Schweizer Kreuz“, ist das Symbol für den traditionellen Orts-Namen „Schweis“. Der geflügelte Löwe (Wappentier der Universitätsstadt Siefen) dokumentiert die Zugehörigkeit Allendorfs zur Stadt Siefen seit dem 1. Oktober 1971. Das blaue Wellenschildhaupt symbolisiert die auch

im Ortsnamen (Allendorf an der Lahn) vorkommende Lahn als nördliche Gemarkungsgrenze. Der zweite schmale Wellenbalken symbolisiert den die Gemarkung teilenden und von Südosten nach Nordwesten durch Allendorf fließenden und in die Lahn mündenden Kleebach.

Das Wappen wird offiziell am 27. Februar 2005 - genau 1215 Jahre nach der Ersterwähnung Allendorfs im Lorscher Codex als „Aldentorph im Logenehe“ - der Öffentlichkeit übergeben.

Siefen-Allendorf/Lahn, den 27. Februar 2005

Thomas Euler  
Ortsvorsteher

Rudi Creelius  
Gestalter des Ortswappens

Abb. 13 (Wappen-Widmungsurkunde)

Die Fa. Gustav Wille aus Biebertal sponserte und schuf professionell nach den Vorgaben des Ortsbeirates ein erstes großes Wappen.

Am Sonntag, dem 27. Februar 2005 ist schließlich im Rahmen einer gut besuchten Konzertveranstaltung des Allendorfer Musikvereines dieses Ortswappen feierlich vom Ortsvorsteher der Öffentlichkeit übergeben worden.

Die Auswahl des Datums „27. Februar“ war kein Zufall, sondern bewusst so gewählt:

Denn exakt 1215 Jahre zuvor, am 27. Februar 790, wurde das heutige Gießen-Allendorf/Lahn erstmals im Lorscher Codex als „*Aldentorph im Logenehe*“ erwähnt. An einem anderen 27. Februar, nämlich im Jahr 1971 sprachen sich die Allendorfer in einer Bürgerversammlung, an der auch der damalige Gießener Oberbürgermeister Bernd Schneider teilnahm, mit großer Mehrheit für einen Anschluss Allendorfs an die kreisfreie Universitätsstadt Gießen aus.

Und so kann man schließlich am 27. Februar 2015 die 1225-Jahrfeier von Allendorf/Lahn mit dem 10. Geburtstag seines Ortswappens verbinden.

### **Wie nimmt die Bürgerschaft das neue Ortslogo an?**

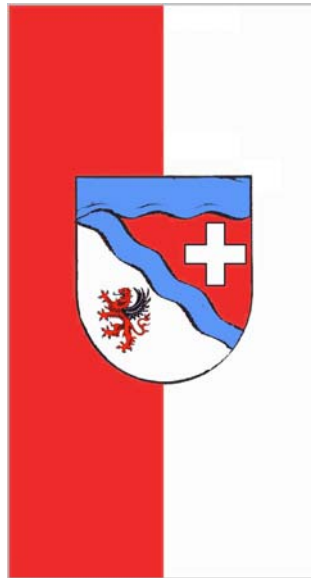
Das stellvertretend der Vereinsgemeinschaft übergebene Ortswappen wurde an einem würdigen Platz, nämlich im Foyer der Mehrzweckhalle Gießen-Allendorf/Lahn angebracht. Daneben ist auch die Widmungs-urkunde vom 27. Februar 2005 zu finden.

Der Turn- und Sportverein 05 Allendorf/Lahn hat anlässlich seines Jubiläums bereits fünf Flaggen (mit dem neuen Ortswappen) fertigen lassen. Eine offizielle Flagge und ein entsprechender Banner wurden vom Ortsbeirat in einem Umlaufbeschluss gefasst. Sie basiert auf der Flagge des Landes Hessen mit den Farben rot und weiß.



*Abb. 14 (Flagge)*

*Abb. 15 (Banner)*



Die Vereinsgemeinschaft fertigt Begrüßungstafeln mit dem neuen Ortswappen für alle Ortseingänge. Aufkleber sollen zudem in Auftrag gegeben werden. Die örtlichen Vereine übernehmen das Wappen vereinzelt als Logo. Viele Privathaushalte fragen es nach.

Im Ortsbeirat wurde außerdem darüber beraten, auch auf die Fassade des zentralen im alten Ortskern befindlichen Backhauses das Ortswappen malen zu lassen.

Fazit:

Die Bevölkerung des Gießener Stadtteils Allendorf an der Lahn hat das neue Ortswappen als Logo gut angenommen. Diese Wappeninitiative könnte durchaus auch ein Ansporn für andere bislang „wappenlose“ Orte sein.

# Der Name Dünsberg

Hans Reeh

Sprachen die Erbauer des Oppidums auf dem Dünsberg eigentlich Keltisch oder Germanisch?

Dies ist eine der wichtigsten Fragen, die für die Klärung der Herkunft des Wortes Dünsberg zu beantworten ist.

Caesar bezeichnete die Ubier als einen rechtsrheinischen, römerfreundlichen Germanenstamm mit gallischen Sitten und befestigten Orten (oppida).<sup>1</sup> Oppidum ist das lateinische Wort für eine kleinere Landstadt mit Befestigung.

Heute wissen wir, dass die Germanen keine befestigten Städte bauten, sondern in Einzelgehöften oder kleinen Weilern wohnten. Der Begriff Germanen stammt von Caesar und er bezeichnete damit alle rechtsrheinischen Völker, wobei er den Rhein als Grenze zwischen dem von ihm eroberten Gallien und Germanien ansah.

Dass die Bevölkerung am Dünsberg und Umgebung Ubier waren, als sie Caesar in der Spätlatènezeit kennenlernte, ist wahrscheinlich. Die Erklärung Caesars, die Ubier seien von den Römern in die Gegend vom heutigen Köln umgesiedelt worden, kann an Hand von Münzfunden archäologisch nachvollzogen werden. Die wahrscheinlich im Oppidum geprägte Münzen „*tanzendes Männlein*“ u.a. treten im linksrheinischen Kölner Raum gehäuft auf, während es parallel dazu auf den hessischen Ringwällen zum Abbruch der Münzreihe kommt.<sup>2</sup>

Ursprünglich könnten die Ubier in einem Areal, das sich über die Wetterau bis zum Amöneburger Becken und darüber hinaus erstreckt hat, gelebt haben. Der verwaltungsmäßige Mittelpunkt wäre dann das Oppidum Dünsberg gewesen. Dass die Kelten in der Hallstatt- und auch Latènezeit hier lebten, wird durch die archäologischen Funde und Befunde der letzten Jahrzehnte fassbar. Genannt seien in diesem Zusammenhang die Ringwälle und der Fürstensitz auf dem Glauberg, die keltische Salzgewinnung in Bad Nauheim, das Oppidum Dünsberg mit seiner Eisengewinnung und -verarbeitung, der große Geldmünzfund in

---

1 Gaius Julius Caesar, Der gallische Krieg, de bello Gallico, Buch IV, 3 u. VI, 10. Lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Otto Schönberger, Artemis u. Winkler, Düsseldorf/Zürich 1998.

2 Jens Schulze-Forster, Der Dünsberg bei Gießen, hessen-Archäologie 2002, Theiss, Stuttgart 2003.

Amöneburg-Mardorf<sup>3</sup> mit regionalspezifischen Münztypen sowie auch die Höhenbefestigungen in diesem ganzen Bereich.

Von hier aus könnten sich die Ubier entlang der Lahn über den südlichen Westerwald bis zum Rhein ausgebreitet haben, wo sie dann mit Caesars Truppen in Berührung kamen.

Das Wort Ubier wird auch mit „üppig“ (über das Maß hinausgehend) in Verbindung gebracht, was im Hinblick auf die auch damals schon fruchtbaren Ebenen der Wetterau und des Amöneburger Beckens eine gewisse Bedeutung erlangte.<sup>4</sup>

Ganz gleich, ob es nun Ubier waren oder nicht, die Leute, die das Oppidum auf dem Dünsberg angelegt haben, sprachen ein keltisches Idiom. Die willkürliche Einteilung Caesars hat heute keine Bedeutung mehr. Wenn wir von keltischer Kultur sprechen, dann gehören dazu nicht nur eine bestimmte Bauweise und Kunstfertigkeiten, sondern vor allem auch die Sprache.

Ebenso wie die Evolution der Organismen, gibt es auch eine Entwicklung der Sprachen und parallel dazu eine solche der übrigen Kulturleistungen.

Je weiter die Versuche, einen solchen Namen zu ergründen, in die Vergangenheit zurückreichen, desto schwieriger wird die Verifikation, weil auch die Sprache der in dem Umfeld lebenden Menschen im Laufe der Zeit Veränderungen erfährt. Deswegen ist auch der in dem entsprechenden Bereich gesprochene Dialekt zu beachten.

Wie sieht es nun bei unserem Dünsberg aus, der in seiner Umgebung je nach Mikrodialekt „*diesbrich*“ bzw. „*diesbich*“ genannt wird. Das Suffix „*-bich*“ bzw. „*-brich*“ ist klar: Genau wie bei „*gleibich*“ für Gleiberg usw. heißt das „*-bich*“ eindeutig Berg. Mit der ersten Silbe „*Düns-*“ bzw. „*dies-*“ fangen die Schwierigkeiten der richtigen Deutung an.

K. Glöckner versucht, den Namen Dünsberg von ahd. Denne abzuleiten. Dennesberg = Berg des Denne. Die Bezeichnung „*Densberg*“ hat er einer Urkunde von 1324 entnommen. Glöckner fragt weiter in seinem Artikel,<sup>5</sup> was „*Dens*“ eigentlich bedeutet. Diesen Namensbestandteil gibt es öfter in Hessen: Densberg bei Treysa (Mainz), Densborn a.d. Kyll und andere mehr. Glöckner neigt also dazu, „*Dens*“ mit

---

3 Fritz-Rudolf Hermann u. Albrecht Jockenhövel, Die Vorgeschichte Hessens, Theiss 1990.

4 Hansferdinand Döbler, Die Germanen, Gondrom Verlag, Bindlach 1992.

5 K. Glöckner, Volksburg - Adelsmark, MOHG NF 39, 1953.

einem Eigennamen in Verbindung zu bringen, wie z. B. Arnsburg = Arnos Burg usw., lässt aber offen, ob denn „*Dens*“ oder „*Dennes*“ überhaupt ein Eigenname war.

Laut Glöckner weist von Schenk zu Schweinsberg darauf hin, dass „*Dens*“ ein Gattungs- oder Sachname sei, der im Sinnzusammenhang mit Befestigung stehen müsse. Für die Herleitung des Namens Dünsberg ist das eine sinnvollere Erklärung.

In seinem Artikel führt K. Glöckner weiter aus:

788 schenkt Radulf mit seiner Schwester Scheffrat an das Kloser Lorsch drei Viertel der Mark Bensburg im Erdagau.

1509 wird der Binsberger Hof zu Frankenbach erwähnt.

1559 wird unter anderem die Wiese vorm Binsberg erwähnt.

1582 werden die Jagden am Dinßberg erwähnt.

1589 wird die Schmidtstatt vorm Dinsperg genannt.

Seit 1324 werden beide Namen „*Dens*-“ und „*Bens*-“ nebeneinander erwähnt. Es kann sich dabei also um einen Schreibfehler handeln, oder es hat beide Namen gegeben und jeder hat eine andere Bedeutung.

E. Löw<sup>6</sup> bezeichnet die Örtlichkeit Bensburg als Gruppenhofsiedlung und stellt diese auf einem Foto vor dem Kleinen - und Großen Dünsberg dar. E. Löw schreibt weiter: „In fränkischer Zeit wird die Bensburg als Hauptort der Adelsmark mit den von ihr abhängigen Siedlungsstellen des Dünsberggrundes eine zum Teil ähnliche Funktion wie auch das *Gronauer Schloss* am Salzbödeübergang gehabt haben“. Die Bensburg scheidet somit eindeutig als Namensgeberin für den Dünsberg aus.

Bestehen bleiben die anderen Präfixe aus den oben erwähnten Urkunden; „*Dens*-“, „*Dins*-“, „*Dinß*-“ und „*Dienst*-“, die alle mehr oder weniger auch mit der Silbe „*dies*“ im Dialekt übereinstimmen, wobei „*Dens*“ die ältere Schreibweise ist.

Als Beispiel für die Beständigkeit der Silbe „**den**“ kann auch die Entstehung des Ortsnamens Ladenburg gelten: Lopodunum (Seestadt am *Nikar* [der Wilde]) wird zu: Lo(po)**den**burg und letztendlich zu Ladenburg. Die Silbe „*dunum*“ bzw. „**den**“ war also so bedeutungstragend, dass sie nicht schwand.

---

6 Ekkehardt Löw, Über die Geheimnisse des Dünsberggrundes, Heimat im Bild, 3. Wo-Jan. 2000.

Der Dialekt war früher vorhanden als die Hochsprache. Diese verschiedenen Schreibweisen ergeben sich aus dem Versuch der Beamten, die entsprechenden Begriffe aus dem Dialekt in die geltende Amtssprache nach Gehör zu übertragen.

Die manchmal geäußerte Meinung, der Name des Dünsbergs sei vom keltischen Gott „Dis“ hergeleitet, klingt zunächst sehr einleuchtend, zumal mit dem mundartlichen „dies“ eine klangliche Übereinstimmung besteht.

In seinem Werk „*de bello Gallico*“, dem gallischen Krieg, schreibt Caesar: „Alle Gallier rühmen sich vom Vater Dis (*dite patre*) abzustammen und berufen sich dafür auf die Lehre der Druiden“.<sup>7</sup> Nach den Erläuterungen in Anmerkung 1 (Caesar, Buch VI, 18), war „*Dis pater*“ bei den Römern der höchste Gott der Unterwelt, entsprechend dem griechischen Pluto.

Nach der Romanisierung Galliens wurde Dispater zum einheimischen Gott. Ein keltisches Pendant ist nicht erhalten. Er blieb dann zwar auch Gott der Unterwelt, wurde aber darüber hinaus ein Gott des Reichtums mit einer Fruchtbarkeitskomponente. Am ehesten werden ihm wohl die keltischen Götter Cernunnos, Daga und Donn zumindest teilweise entsprechen haben. Zum gallischen Gott avanciert wird Dispater dann auch in Süddeutschland und auf dem Balkan gemeinsam mit Aericura angerufen.<sup>8</sup>

An anderer Stelle schreibt Caesar:

„Von den Göttern verehren sie hauptsächlich Mercurius. Er hat die meisten Bilder, gilt als Erfinder aller Handwerke und Künste, als Führer auf Weg und Steg und hat nach ihrem Glauben den größten Einfluß auf Gelderwerb und Handel.“

Als weitere Götter der Gallier nennt er in diesem Zusammenhang: Apollo, Mars, Jupiter und Minerva und fügt hinzu: „Von diesen haben sie etwa dieselbe Vorstellung wie die übrigen Völker“ und weiter: „Jupiter ist der König des Himmels“.<sup>9</sup>

Den Namen des Dünsbergs auf einen keltischen Gott zurückzuführen, ist aus der literarischen Hinterlassenschaft Caesars nicht möglich, weil er die keltischen Götter nicht bei ihrem keltischen Namen nennt, sondern sich der „*interpretatio Romana*“ bedient. Das heißt, er klassifiziert

---

7 Gaius Julius Caesar, *de bello Gallico* (Anm. 1), Buch VI, 18.

8 Sylvia u. Paul F. Botheroyd, *Keltische Mythologie von A - Z*, Tosa Verlag, Wien, S. 87.

9 Gaius Julius Caesar, *de bello Gallico* (Anm. 1), Buch VI, 17.

die Götter nach ihren Eigenschaften und ordnet sie dann entsprechenden römischen Göttern zu. Dispater wird in Gallien z.B. Teutates und in Wales Dylan genannt.

Keltische Götter, die mit dem Dünsberg vom Klang ihres Namens her in Verbindung gebracht werden könnten, sind:

In Irland: Dian Cecht, Cian, Dana, Dagda und Dechtire.

In Wales: Dylan, Don und vielleicht auch Gwydyon.

In Gallien: Teutates (Dis pater).

Teutates wird als Stammesgott angesehen. Sein Name wird als „*Touto-tati-s*“ = Vater des Stammes ausgelegt. Insofern findet er ebenfalls eine Entsprechung in Dispater, zumal auch bei ihm eine Wohlstands- und Fruchtbarkeitskomponente erkennbar ist. Teutates wird auf vielen Inschriften von Britannien bis Rom und in der Steiermark bezeugt, wobei Gallien allerdings ausgespart ist, was die Existenz in Gallien etwas fraglich erscheinen lässt.<sup>10</sup>

Die Namen der Gottheiten sind je nach keltischer Mundart verschieden. Welche Mundart im Oppidum auf dem Dünsberg gesprochen wurde, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis.

Grundsätzlich möglich ist auch eine Benennung nach einem germanischen Gott. Tacitus schreibt:

„Übrigens glauben die Germanen, dass es mit der Hoheit der Himmlichen unvereinbar sei, Götter in Wänden einzuschließen und sie irgendwie menschlichem Gesichtsausdruck anzunähern; sie weihten Lichtungen und Haine und geben die Namen von Göttern jener weltentrückten Macht, die sie allein in frommem Erschauern erleben.“<sup>11</sup>

Dieses religiöse Urerleben dürfte auch für die Verehrung von Quellen, markanten Bergen, Flüssen u.a. der Kelten gelten.

Über diese göttliche Naturverehrung hinaus, glaubten die Kelten noch an eine sogenannte Anderswelt, d.h. an eine sinnlich nicht fassbare Welt, die aber mit der sichtbaren jederzeit eine Wechselwirkung eingehen kann.

Des Weiteren glaubten sie an die Unsterblichkeit der Seele.

Dass die Kelten auch einen Glauben an die aus indoeuropäischen Vorstellungen kommende Seelenwanderung hatten, wie er sich z. B. im

---

10 Sylvia u. Paul F. Botheroyd, *Keltische Mythologie von A - Z*, Tosa Verlag, Wien, S. 326 ff.

11 Publius Cornelius Tacitus, *Germania, Die Annalen*, Goldmann Verlag, München 1964.

Industal manifestiert hat (Buddha, etwa 560 - 480 v.u.Z.), ist zwar wahrscheinlich, aber in letzter Konsequenz wohl doch nicht beweisbar.

Als germanische Götter sind bei der Namensgebung des Dünsbergs Donar und auch Ziu vorstellbar. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass aus Ziu (Tiu) im Laufe der Zeit unser **Dienstag** = Tag des Tiu wurde.

Wenn man die Endsilbe von Odin als Namensgeberin heranziehen wollte, würde dies wohl zu weit führen. Übrigens hieß Odin in Südgermanien Wodan.

Die Herleitung des Namens Donnersberg in der Pfalz wird von manchen Autoren auf Donar zurückgeführt. Hier ist allerdings Vorsicht geboten, weil dieser Berg ebenso wie der Dünsberg vor der Besiedlung durch Germanen ein keltisches Oppidum trug. Landschaftsnamen werden von den ersten Siedlern vergeben, von allen nachkommenden übernommen und je nach Sprachentwicklung verändert oder ergänzt. In beiden vorgenannten Siedlungen wird somit der Name von keltischen Siedlern gegeben worden sein. Mittelalterliche Namensgebungen für ein keltisches Oppidum scheiden aus diesem Grund wohl ebenfalls aus, zumal bei beiden auch keine spätere Nutzung der Befestigungsanlagen nachweisbar ist.

Wir müssen in der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung viel weiter an die Ursprünge zurückgehen.

Das Keltische und das Germanische gehören zu der indoeuropäischen Sprachfamilie, zu der auch u.a. Lateinisch, Russisch, Altpersisch, Altgriechisch und auch Altindisch zählen, um nur einige der vielen zugehörigen Sprachen zu nennen. Die altindische Liedersammlung, die *Rigweda*, war bereits um 1000 v.u.Z. abgeschlossen und war, nach ihren ältesten Bestandteilen zu urteilen, noch etwa 1000 Jahre älter.<sup>12</sup> Andere Autoren<sup>13</sup> setzen diesen Zeitraum noch 1000 Jahre früher an.

Der Ursprung der indoeuropäischen Sprachenfamilie liegt in der vorgeschichtlichen Vergangenheit. Lokalisieren lässt sich diese Ursprache allerdings bis heute nicht. Einige Philologen meinen, dass Altindisch und Altpersisch (das *Avestische*) die altertümlichsten Merkmale der indoeuropäischen Sprachen aufweisen. Das heißt aber keineswegs, dass die Urheimat der Indoeuropäer in Asien lag. Eine Sprache kann weit

---

12 Roy Willis, *Mythen der Welt*, Sonderausgabe, Orbis Verlag für Publizistik, München 1998. Frederich Bodmer, *Die Sprachen der Welt*. Linzenzausgabe 1989 f. Manfred Pawlak Verlagsges. m.b.H., Herrsching.

13 Hermann Paul, *Germanische Literaturgeschichte*, Band I, Magnus Verlag, Stuttgart, S. 32.

vom Ursitz abwandern und trotzdem Merkmale aus der Sprache der verbliebenen Menschen bewahren, die dort längst verschwunden sind.

Als die aufgezeichnete Geschichte des Indoeuropäischen mit den frühesten *Vedischen Hymnen* begann, waren die indoeuropäisch sprechenden Völkerstämme bereits weit verstreut. Das war also etwa 2000 v.u.Z.

Die Bauernkultur der Bandkeramiker entstand um 5700 v.u.Z. im Grenzgebiet zwischen Ungarn, der Slowakei und Österreich. Auf ihrem Weg nach Westen stießen die Bandkeramiker um 5500 v.u.Z. auf eine eher neolithische Hirtenkultur, die sich von ihrem Ursprung an der französischen und spanischen Mittelmeerküste bis über den Rhein ausgebreitet hatte. Diese beiden Volksgruppen lebten bis etwa 5000 v.u.Z. friedlich nebeneinander.<sup>14</sup>

Diese frühe Phase der Bandkeramik ist auch für unsere Gegend nachgewiesen, wie die aktuellen Ausgrabungen in Wittelsberg, Ebsdorfer Grund<sup>15</sup> sowie in Wetzlar-Dahlheim zeigen.<sup>16</sup>

Gegen 3000 v.u.Z. erfuhren diese mitteleuropäischen Bauern- und Jägerkulturen plötzlich eine ernst zu nehmende Bedrohung durch kriegerische Stämme. Diese indoeuropäischen Krieger beherrschten in den nächsten 1000 Jahren die weniger aggressive Urbevölkerung und vermischten sich mit ihr. Das heißt aber andererseits auch, dass sich die Sprachen vermischten. Eine solche Sprachmischung kann allerdings mehr oder weniger vollständig sein, wobei die einzelnen Anteile schwer abzuschätzen sind.

Um 2200 v.u.Z. wurde in Mitteleuropa die Bronzemetallurgie eingeführt. Dies dürfte auch der Zeitraum sein, in dem sich die keltische Sprache durch die verschiedenen kulturellen Einflüsse von der indoeuropäischen Ursprache noch weiter ablöste und sich zu einer eigenen mitteleuropäischen Sprache entwickelte.

Gegen 1800 v.u.Z. begannen die Völkerstämme nach Westeuropa einzuwandern und innerhalb von 200 Jahren hatten sie ihren Einfluss auf einen Großteil des heutigen Spaniens, Frankreichs und Deutschlands ausgeweitet.

---

14 Uta von Freedon u. Siegmund von Schnurbein, *Spuren der Jahrtausende*, herausgegeben für die Römisch-Germanische Kommission, Theiss, Stuttgart.

15 Robert Heiner, *Älteste Siedlungen im Amöneburger Becken*, hessen-Archäologie 2003, Theiss, Stuttgart 2004.

16 Andreas Schäfer, *Bandkeramik bei Wetzlar-Dahlheim*, hessen-Archäologie 2002, Theiss, Stuttgart 2003

Um 1600 v.u.Z. wurde die bronzezeitliche Hügelgräberkultur zur bestimmenden Gesellschaft in Mitteleuropa; sie war durch eine zunehmende soziale Schichtung zwischen den Häuptlingen und dem gemeinen Volk gekennzeichnet und unterhielt politische und wirtschaftliche Beziehungen mit anderen Teilen Europas bis zum Mittelmeer. Viele Siedlungen wurden mit Wall und Graben stark befestigt.

Die darauf folgende Urnenfelderkultur (1300/1250 - 800/750 v.u.Z.) kann als direkte Vorläuferin der keltischen Kultur gelten. Die Träger dieser Kultur werden deswegen auch als Protokelten bezeichnet. Die Ortsnamen legen eine linguistische Verwandtschaft nahe. Zudem wies die keltische Kultur auch wohl dieselben sozialen, militärischen und politischen Strukturen der vorausgehenden Urnenfelderkultur auf.<sup>17</sup>

Wie sich die Völker in dieser Entwicklungsphase selber nannten und welche Idiome sie sprachen, ist uns nicht überliefert. Wir können sie nur nach ihren archäologisch verwertbaren Hinterlassenschaften benennen, wie Hügelgräberleute usw.

Gegen 800 v.u.Z., am Beginn der Eisenzeit, waren diese Entwicklungen abgeschlossen und die Kelten begannen sich von Mitteleuropa aus nach Südfrankreich und Spanien auszubreiten.

Die griechischen Händler, die den Kelten erstmals im 6. Jahrhundert v.u.Z. begegneten, nannten sie *Keltoi* oder *Galatai*. Die Römer nannten sie „*Celtae*“ und „*Galli*“. Kelten oder Gallier bedeutet wohl soviel wie die „Erhabenen“ (vgl. lat. „*celsus*“ = hochragend, edel, erhaben) und kennzeichnet evtl. eine Herrenkaste in dem weiten Bereich des keltischen Siedlungsgebietes (vgl. *Aryati* - die Edlen im indischen Bereich).

Diese Kelten waren bereits Träger einer hoch entwickelten Kultur, und dieses Kriegervolk stellte hervorragende Waffen aus Metall her, wodurch es zu einer beachtlichen Streitmacht wurde. Die germanischen Stämme saßen zu dieser Zeit noch im äußersten Norden Deutschlands und im Süden Skandinaviens. Beide Völkerschaften hatten keine eigene Schrift und so sind wir auf die Nachrichten und Beschreibungen der Völker angewiesen, die im Besitz der Schrift waren.

Die Kelten entwickelten keine eigene Schrift, weil offensichtlich kein Bedarf dafür vorhanden war. Die Mythen und der Glaube an transzendente Mächte wurden innerhalb der Druiden von Generation zu Generation mündlich weitergegeben. Das Gleiche gilt für das astronomische Wissen. So konnte der herausgehobene Stand der Druiden dem Volk

---

17 Angus Konstam, Atlas der Kelten, Tosa Verlag, Wien 2003, S. 12, 13, 14 u. 24.

gegenüber gewahrt werden. Das Wort „Druiden“ könnte wohl von *drys* = viel und *vid* = wissen abgeleitet sein (lat. *videre* = sehen, wissen).

Auch die Barden schrieben ihre epischen Gesänge über die Heldentaten ihrer Herren nicht auf, sondern sangen diese auswendig zu einem der Lyra ähnlichen Instrument.

Infolge dieser ‚Öffentlichkeitsarbeit‘ konnten, im Gegensatz zu dem Geheimwissen der Druiden, die Inhalte dieser Gesänge im Volke weiterleben.

Die Römer hatten eine polytheistische Religion. Sie waren anderen ähnlich strukturierten Religionen gegenüber nicht nur tolerant, sondern übernahmen sogar fremde Gottheiten, wenn sie annehmen konnten, dass diese ihre persönlichen Interessen besser bedienten. Deswegen bekämpfte Rom die Druiden lediglich wegen ihrer weltlichen Macht, die sie auf ihre Häuptlinge und Könige ausübten.

Als das Christentum unter Kaiser Constantin (275 - 337 u.Z.) im Römischen Reich zur Staatsreligion wurde, änderte sich diese Haltung grundlegend. Infolge des religiösen Absolutheitsanspruchs und des missionarischen Eifers der christlichen Kirche, konnten die Druiden nicht mehr geduldet werden. Damit ging das Geheimwissen der Druiden verloren.

Bereits nach dem Sieg Caesars über den gallischen Heerführer Vercingetorix in Alesia im Jahre 52 v.u.Z. begannen auf dem gallischen Festland diese beiden Hochkulturen zur gallo-römischen Kultur zu verschmelzen. Aus dieser kulturellen Vermischung und der späteren Infiltration von fränkisch-germanischen Sprachelementen entstand letztendlich die französische Sprache.

Auf den britischen Inseln hingegen verlief die Geschichte ganz anders. Hier werden die keltischen Idiome von den an den nordwestlichen Rand ihres ursprünglichen Gebietes zurückgedrängten Kelten bis in unsere Tage gesprochen.

Nach der Gründung von Klöstern und der damit verbundenen Einführung der Schrift, begannen die Mönche die noch im Volk lebendigen Mythen aufzuzeichnen und im Sinne ihres Glaubens zu deuten. So besteht heute für Historiker und Etymologen die äußerst schwierige Aufgabe, aus diesen Hinterlassenschaften die ursprüngliche keltische Kultur und Sprache zu rekonstruieren.

Weitere Ersatzquellen hierzu sind die klassischen Texte und die auf uns gekommenen schriftlichen Werke von nichtkeltischen Zeitgenossen.

Der griechische Politiker und Historiker Polybios (ca. 200 - 118 v.u.Z.) behandelte ausführlich die Gallier in Italien und ihren Kampf um Rom.

Poseidonios (ca. 135 - 50 v.u.Z.), der Lehrer Ciceros, bereiste einen Großteil des westlichen Mittelmeerraumes und berichtete als Augenzeuge über die Gallier kurz nach 100 v.u.Z.

Diodor von Sizilien schrieb etwa zwischen 60 und 30 v.u.Z. eine Weltgeschichte, in der auch Caesars Krieg in Gallien erwähnt wird und die auch Britannien behandelt.

Caesar (100 - 44 v.u.Z.) berichtet 52/51 v.u.Z. über seine Eroberungszüge in Gallien. Strabon (eta 64 v.u.Z. bis 21 u.Z. oder später), der griechisch-asiatische Geograph,<sup>18</sup> befasst sich mit Gallien, Britannien, Spanien, Italien und Galatien.

Der Apostel Paulus schreibt um etwa 50 u.Z. einen Brief in Griechisch an die Galater, die sich seit dem 3. Jahrhundert v.u.Z. in Galatien, in der heutigen Türkei (Anatolien) angesiedelt hatten.<sup>19</sup>

Und schließlich berichtet der römische Geschichtsschreiber Publius Cornelius Tacitus (ca. 55 - ca. 120 u.Z.) über Germanien.<sup>20</sup>

Vor diesem knapp skizzierten historischen Hintergrund soll nun im Folgenden versucht werden, die Bedeutung der Silben „Düns“ und „-berg“ zu klären.

Die Worte „Berg“ und „Burg“ gehen zurück auf mittelhochdeutsch „burc“ und althochdeutsch „burg“, und diese sind wiederum von mittelhochdeutsch „berc“ und althochdeutsch „berg“ abgelautet. Die indoeuropäische Wurzel hierzu lautet „bhergh“ und ist vermutlich die Erweiterung von „bher“ was ‚tragen‘ bedeutete, zu vergleichen z.B. mit englisch „barrow“ = Grabhügel<sup>21</sup> und „bear“ = tragen (Lasten) und auch mit fruchtbar = Frucht-tragend.

Das Suffix „-berg“ ist also eindeutig germanisch.

Befestigte Siedlungen sind über die ganze Keltzeit nachgewiesen. Die Fürstensitze aus der Hallstattzeit und die latènezeitlichen Oppida machen den hohen Stand der keltischen Befestigungstechnik deutlich.

---

18 Simon James, Das Zeitalter der Kelten, Lizenzausgabe für Weltbildverlag GmbH, Augsburg 1998.

19 Manfred Barthel, Was wirklich in der Bibel steht, ECON 1994. Neues Testament, Der Brief des Paulus an die Galater, Kap. 1-6.

20 Siehe Fußnote 11.

21 Mackensen, Ursprung der Wörter, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Südwest Verlag GmbH & Co. KG, München 1985.

Beispiele in unserer Gegend sind der Glauberg in der Wetterau, das Heidetränk-Oppidum im Taunus und eben der Dünsberg.

Aus antiken Ortsnamen und aus dem Wortschatz der inselkeltischen Sprachen kann man mindestens vier keltische Wörter für „Festung“ erschließen:<sup>22</sup>

Als Bezeichnung einer Hügelfestung begegnet von Mitteleuropa bis zur iberischen Halbinsel das Wort „*brig*“, kymrisch „*bre*“ = Hügel, irisch „*bri*“ = Hügel, verwandt mit dem deutschen Wort Burg und somit vom Indoeuropäischen her auch mit dem germanischen „*berg*“, z.B.: Boudobriga = Boppard.

Ein in Mitteleuropa wesentlich häufiger vorkommendes Wort für Hügelfestung ist „*duno*“, antik bezeugt in den Schreibweisen „*dounon*“ und „*dunum*“.

Dieses Wort ist nach der Romanisierung aus dem Keltischen ins Lateinische übernommen worden. Beispiele: Tarodunum = Zarten und Lopodunum = Ladenburg. Ladenburg liegt allerdings in der Ebene. Hier ist somit der ursprüngliche Sinn des Wortes „*dunum*“ = umhedges Gebiet zum Tragen gekommen.

Im Inselkeltischen bis heute gebräuchlich sind: irisch „*dun*“ und kymrisch „*dinas*“. Interessant ist hierbei die Verwandlung von „*dun*“ in „*din*“.

Ein weiteres keltisches Wort für Festung oder besser gesagt einen befestigten Platz war „*duro*“. Dieses Wort ist genau wie „*duno*“ überwiegend in Mitteleuropa bezeugt, bezeichnet aber vor allem eine Festung in ebenem Gelände. Beispiel: Marcodurum = Düren.

Ein keltisches Wort mit der Bedeutung Festung war auch „*rati*“, das im heutigen Irisch als „*raith*“ weiterlebt, aber nicht ins Festlandkeltische eingegangen ist.

Für unsere Betrachtung kommt somit wohl nur das keltische Wort für Hügelfestung „*duno*“ in Frage. Verwandt sind englisch town = Stadt, deutsch Zaun, altirisch dun = Burg. In keltischen Ortsnamen begegnet es als „*-dunum*“. Dieses Wort bedeutete damals ein umhedges, ummauertes Gebiet, ursprünglich ein Gehege aus Flechtwerk. Der Ursprung liegt in der indoeuropäischen Wortwurzel „*deu*“ (gesprochen de-u) mit der Bedeutung von binden bzw. flechten.

---

22 Bernhard Maier, Kleines Lexikon der Namen und Wörter keltischen Ursprungs, beck'sche Reihe, München 2003.

Aus den vorangegangenen Betrachtungen ergibt sich, dass die Entwicklung des Keltischen und des Germanischen schon seit der Abspaltung beider Sprachen von der indoeuropäischen Ursprache verschiedene Wege gegangen ist. Die Wortgruppen für Burg/Berg und Höhenfestung gehen schon seit Jahrtausenden auf verschiedene Begrifflichkeiten zurück.

Das Wort „Dünsberg“ spiegelt so gesehen auch die archäologisch fassbare Entwicklung dieser Höhenfestung wieder:

Aus Funden aus der Urnenfelderzeit auf der Kuppe des Berges ist zu schließen, dass die erste Besiedlung hier oben stattfand (ca. 1200 - 800 v.u.Z.). Auch Gräber aus dieser Zeit in der Umgebung des Dünsbergs sind bekannt.

Dieses Areal auf der Kuppe ist mit einem bis zu 8 m hohen Wall umschlossen.

Eine genaue zeitliche Einordnung sowie die Beantwortung der Frage, ob es sich um einen Wall oder eine zerfallene Mauer handelt, ist allerdings ohne archäologische Untersuchungen nicht möglich.

In dieser Zeit könnte bereits diese erste Befestigung auf dem Dünsberg mit einer sprachlichen Weiterentwicklung des indoeuropäischen Wortes „*deu*“ bezeichnet worden sein, woraus sich dann das spätere keltische Wort „*duno*“ bzw. „*dun*“ entwickelte.

In der Annahme, dass die Bevölkerung selbst bis in die Hallstattzeit hinein sesshaft blieb und lediglich die Bronzemetallurgie durch die Eisenschmelze und Weiterverarbeitung des Roheisens ersetzt wurde, kann man davon ausgehen, dass dieser Begriff auch weiterhin benutzt wurde. Zur Verdeutlichung dieser kontinuierlichen Besiedlungsabfolge im Einflussgebiet des Dünsbergs können, zumindest seit der Urnenfelderzeit, auch die Ergebnisse der aktuellen Ausgrabungen in Niederweimar bei Marburg dienen: Als bislang älteste Spuren menschlicher Anwesenheit wurden dort einige abgerollte mittelpaläolithische Artefakte von der letzteiszeitlichen Kiesoberfläche und eine Konzentration menschlicher Artefakte und Knochenkohlen festgestellt. Von der Besiedlung dieses Platzes zeugen des weiteren neben Baubefunden der mittelneolithischen Rössner-Kultur und der endneolithischen Schnurkeramik großflächig streuende Siedlungsreste der Urnenfeldkultur, der Eisenzeit und der frühen Kaiserzeit.<sup>23</sup>

---

23 Susanne Gütter, Christa Meiborg, Andreas Thiedemann, Siedlungen auf dem Kies in Weimar-Niederweimar, hessen-Archäologie 2002, Theiss, Stuttgart 2003

Aus Funden im Bereich des zweiten Mauerrings kann geschlossen werden, dass dieser in der Übergangsphase von der Hallstatt- zur Latènezeit begonnen wurde. Eine genaue Datierung der gesamten Mauer ist allerdings nicht möglich, weil in einem bestimmten Bereich (Osthof) auch spätlatènezeitliches Material gefunden wurde.

Auch in der dritten Phase der Bebauung, gekennzeichnet durch den unteren Mauerring, war die Bevölkerung auf dem Dünsberg keltisch, wie dies aus den Ergebnissen der seit 1999 unter der Leitung von Dr. K.-F. Rittershofer und Frau Dr. C. Nickel durchgeführten Grabungen geschlossen werden kann. In dieser so genannten Latènezeit erfolgte der endgültige Ausbau zur Stadtbefestigung auf dem Berg, d. h. zu einem Oppidum. Diese damals bereits im Mittelmeerraum heimische Städtebaukultur brachten keltische Volksgruppen von ihren Zügen nach Italien, Griechenland und Galatien mit nach Mitteleuropa, wo diese Siedlungsweise bis dahin unbekannt war.

Mit Hilfe einer dendrochronologischen Untersuchung von Holzbohlen aus dem „Schulborn“, einer keltischen Quelleinfassung, konnte der untere Mauerring an dieser Stelle in die Zeit zwischen 110 und 96 v.u.Z. datiert werden.

Das Oppidum auf dem Dünsberg wird seinen Namen „*duno*“/„*dun*“ auch bis zum Niedergang der keltischen Kultur in Mitteleuropa am Ende der Latènezeit nicht geändert haben, weil eine kontinuierliche keltische Besiedlung vorausgesetzt werden kann.

Ob das Ende durch die Umsiedlung der Ubier durch die Römer<sup>24</sup> oder aus anderen, uns noch unbekanntem, Gründen erfolgte, ist sprachgeschichtlich nicht von Bedeutung.

Anhand der gefundenen Relikte ist eine keltische Besiedlung bis etwa 20 v.u.Z. anzunehmen. Um das Jahr 50 v.u.Z. siedelten jedoch bereits die ersten germanischen Bauern im Dünsbergland und Umgebung, z.B. im Amöneburger Becken, wo sich fruchtbare Lössböden befinden. Diese hatten bereits schon die ersten Bauern (Bandkeramiker) zum Bleiben veranlasst.

Es ist anzunehmen, dass zu dieser Zeit eine keltisch-germanische Mischbevölkerung entstand, die um die Zeitenwende bereits als überwiegend germanisch bezeichnet werden kann. Dies ist auch aus den Keramikfunden im benachbarten römischen Verwaltungszentrum Waldgirmes zu schließen, das um die Zeitenwende gegründet und im Jahr 9 u.Z. im Zusammenhang mit der Niederlage des Varus am nörd-

---

24 Siehe Fußnote 2.

lichen Rand des heutigen Wiehengebirges von den Römern verlassen wurde.

Auch im oben bereits genannten Niederweimar muss um die Zeitenwende mit einem gegenüber der Keltenzeit deutlich veränderten Landwirtschaftssystem gerechnet werden. Eine Ausbreitung von germanischen Bevölkerungsgruppen in das mittlere Lahntal ist im Zusammenhang mit der Ausgrabung frühgermanischer Langhäuser anzunehmen.<sup>25</sup>

Als die ersten germanischen Siedler hier sesshaft wurden, trugen die bedeutendsten Landschaftselemente bereits ihre keltischen Namen.

Die Fluss- und Bergnamen halten sich sehr lange im Sprachgebrauch der Bewohner einer Landschaft und sie werden in der Regel von späteren Einwanderern übernommen.

Die Zahl der geographischen Bezeichnungen, deren Etymologie nur eine keltische sein kann, sind viel häufiger in Gemeinden, die von den Kelten verlassen und später von den Germanen besiedelt wurden, wie z. B. im Raum zwischen Rhein und Donau.

So gehen der am Dünsberg vorbeiziehende „Rennweg“, der „Rennsteig“ in Thüringen sowie auch das Rhöngebirge auf das keltische Wort „*raino*“ = Hügel zurück. Auch viele Flussnamen, wie z. B. Rhein, Donau, Main und auch die Lahn, um nur einige zu nennen, werden auf keltische Worte zurückgeführt.<sup>26</sup>

Die sich um die Zeitenwende relativ rasch vergrößernde germanische Bevölkerung konnte allerdings mit den keltischen Bezeichnungen für Quellen, Berge und Flüsse nicht viel anfangen. Diese Namen werden sie einfach übernommen haben, ohne eine neue Sinngebung zu versuchen.

Aber wie wird es mit der Bezeichnung des ja noch zumindest als Fluchtburg nutzbaren Oppidums Dünsberg gewesen sein?

Nun, die germanischen Siedler werden eine Wortverbindung hergestellt haben, die für sie wieder sinnvoll war. Sie werden also das für sie unverständliche „*dun*“ der Altsiedler für diese Bergfestung durch die Ergänzung eines entsprechenden Begriffs aus ihrer Sprache für sich verständlich gemacht haben. Wie oben bereits erwähnt, ist die germanische Entsprechung zum keltischen „*dun*“ das Wort für die Burg auf dem Berg, eben „*berg*“, in den verschiedenen angeführten Schreibweisen.

---

25 Ralf Urz, Kelten und Germanen im archäobotanischen Befund der Grabung Niederweimar, hessen-Archäologie 2003, Theiss, Stuttgart 2004

26 Jacques Moreau, Die Welt der Kelten, Phaidon-Verlag, Sammlung Klipper

Bei der Betrachtung von Bergnamen aus der näheren Umgebung des Dünsbergs fällt auf, dass diese ebenfalls aus zwei altsprachlichen Begriffen zusammengesetzt sind.

Karl Reeh nennt folgende Beispiele: Kahlenberg (Koahlebirg) aus keltisch „*kar-*“, „*cal-*“ = kahl, steinig; Eulenkopf (Eulekopp), Hömerskopf (Hämerschkopp) und Oelleberg (Oelleberk) aus keltisch „*oil-*“, „*öll-*“ = Stein, Fels sowie Spitzenberg (Schpetzemirk) aus indoeuropäisch *(s)p(h)ei* = spitz, sowie Himberg = Waldberg (in Klammer stehen die mundartlichen Ausdrücke).

In diesem Zusammenhang weist Karl Reeh darauf hin, dass die mundartlichen Ausdrücke für Berg „*birg*“, „*mirk*“ und „*brich*“ lauten und führt diese auf die keltische Wurzel „*brig*“ zurück.<sup>27</sup>

Wie bereits erwähnt, ist „*brig*“ vom Indoeuropäischen her mit dem germanischen „*berg*“ verwandt, bedeutete aber zur Zeit der Namensgebung dieser Berge Hügelfestung. Deswegen ist die Ableitung vom germanischen „*berg*“ wahrscheinlicher als vom keltischen „*brig*“.

Einige dieser Berge in der Umgebung werden auch mit „-kopf“ bezeichnet, was direkt auf das lateinische „*cuppa*“ = Becher, Gipfel, Kopf zurückgeht.

Auch diese Bezeichnung für Bergkuppen konnte erst Anwendung finden, nachdem sie über das Althochdeutsche „-*kopf*“ bzw. „-*cuph*“ = Schale, Becher, „eingedeutscht“ war (englisch *cup* = Becher, *cop* = Spitze).

In der Umgebung des Dünsbergs ist im Dialekt „-kopf“ = „*kopp*“ geblieben.

Keltische Wörter für Kopf waren „*kwanno*“ oder auch „*barro*“ (irisch „*barr*“ = Spitze, Gipfel).

So kann mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden, dass die Endungen „-kopf“ und „-berg“ allgemein von Germanisch sprechenden Siedlern eingeführt wurden.

Ähnliche Wortzusammensetzungen für Orte und Berge findet man auch in anderen ehemals von Kelten besiedelten Gebieten.

Die am besten erforschte britische Hügelfestung Danebury ist in ihrer baulichen Ausführung mit dem Oppidum auf dem Dünsberg vergleich-

---

27 Karl Reeh, Vom „Königstuhl“ zum „langen Stein“, in: Frauenkreuze sind Friedenskreuze, Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal e.V., Verlagsdruckerei Schmidt GmbH, Neustadt a.d. Aisch 1986.

bar. Der Name ist aus der keltischen Silbe „*dunum*“ und der angehängten englischen Endung, die verbergen bedeutet, erklärbar.

Ähnlich ist in Irland der Name Dunhill (in Waterford) aus „*dunum*“ und englisch „*hill*“ = kleiner Berg, Hügel zusammengesetzt.

Auch Douaumont entspricht z.B. dieser Art der Wortbildung aus Douau - von „*dunum*“ und „*mont*“ von französisch Berg. Diese Endung ist von lateinisch *mons, montis* = Berg abgeleitet.

Die letztgenannte Wortbildung ist für Gallien etwas ungewöhnlich, denn hier wurde die keltische Urform der Begriffe meist im Zuge der Romanisierung lediglich an das Lateinische angepasst, weil diese Bezeichnungen von der Bevölkerung nach wie vor verstanden wurden.

Als Beispiel möge Lyon dienen, das aus Lugdunum = Stadt des Gottes Lug, entstanden sein kann, neuerdings wird es auch auf Lugudunum zurückgeführt und als „Festung der Krieger“ gedeutet.

Auf ähnliche Weise wurde Novidunum (Neue Festung) zum heutigen Nyon am Genfer See.

Marcodurum entstand aus „*marco*“ = Pferd und „*durum*“ = Festung.

Diese Art der Wortzusammensetzung ist grundsätzlich dadurch gekennzeichnet, dass „*dunum*“ bzw. „*durum*“ am Wortende stehen.

Als Beispiel für diese sich auch in der Wortbildung abzeichnende kelto-romanische Kontinuität der Bevölkerung in Gallien möge das oben bereits erwähnte Alise-Sainte-Reine in Burgund dienen:

In diesem ehemaligen Alesia fand der Endkampf der Römer um Gallien statt. Wie archäologisch nachgewiesen werden konnte, wurde Alesia nach der Niederlage des Vercingetorix nicht aufgegeben, sondern umgehend wieder besiedelt. Nach kurzer Zeit hatte sich dieser Ort zu einem römischen Provinzstädtchen entwickelt. Man findet hier keine längere Übergangsphase der Romanisierung.

Diese Namensbildung gilt auch über Gallien hinaus für die Orte, in denen eine Romanisierung über längere Zeit stattfand, die aber erst später von germanisch sprechenden Menschen besiedelt wurden, wie z. B. Ladenburg.

Allgemein kann festgestellt werden, dass die Benennung von Bergen in Gebieten, in denen die keltischen Erstsiedler abgewandert sind, umgesiedelt oder auch vertrieben wurden, in der für die Dünsberggegend festgestellten Art und Weise erfolgte.

Eine keltische Restpopulation muss allerdings noch vorhanden gewesen sein, sonst hätte die Vermittlung der vorhandenen Namen an die nachdrängenden Neusiedler nicht erfolgen können.

In den folgenden Jahrhunderten verfiel das wohl im Gefahrenfall noch als Fliehburg genutzte Oppidum, weil diese Siedlungsweise den Völkern mit germanischer Kultur fremd war. Sie siedelten in Einzelgehöften, die auch zu kleinen Weilern zusammengefasst sein konnten, auf den Lössböden und in Wassernähe. Die Mauern zerfielen zu Wällen und von den Häusern, die offenbar den Flammen zum Opfer gefallen sind, blieben nur noch die Podien, auf denen sie einst errichtet wurden.

Die einst so stolze Stadt „*dunberg*“ hatte für die in der Umgebung siedelnde Bevölkerung nur noch Bedeutung für die Holzwirtschaft, die Köhlerei und die Eisengewinnung.

Die Vorsilbe „*dun-*“ erfuhr mit der Wandlung der Mundart auch eine entsprechende Veränderung. Dabei dürfte auch die von Norden her erfolgte Zuwanderung der Chatten eine gewisse Rolle gespielt haben. Die Entwicklung der Silbe „*dun*“ könnte ohne größere Veränderungen zu den oben erwähnten Ausdrücken in den Urkunden geführt haben.

Gerade auch die dort erwähnte Silbe „*dins-*“, die auch dem mundartlichen „*dies-*“ entspricht, kann darüber Zeugnis ablegen. Diese Bezeichnungen lassen für die neuzeitliche, vielleicht auch schon mittelalterliche, Ausdrucksweise folgende Deutung zu:

Die Bevölkerung in der Umgebung des Dünsbergs beobachtete bei feuchter Witterung, besonders nach einem Regen, wie die Nebelschwaden aus dem Dünsbergwald aufsteigen und dem Berg auch manchmal eine Dunsthaube aufsetzen. Deswegen kann man in den umliegenden Dörfern folgende Wetterregel vernehmen:

„*Es gebt anner Wärer, die Fechs koche Kaffi*“  
= Es gibt anderes Wetter - die Füchse kochen Kaffee.

Ob wegen der vielen Fuchsbauten am Dünsberg die echten Füchse oder die Einwohner von Fellingshausen, die auch die „Füchse“ genannt werden, gemeint sind, sei dahingestellt.

Der Dünsberg ist und war also öfter „*diesig*“ (mundartlich „*diesich*“) = dunstig, neblig. Die Menschen in der Umgebung könnten auf diese Weise wieder einen Sinn in den Wortteil „*dun*“ bzw. „*dins*“ gebracht haben, indem sie aus „*dinsberg*“ - „*diesbich*“ machten = der dunstige Berg. Die Schreiber der oben erwähnten Urkunden machten dann aus dem mundartlichen Ausdruck „*diesbich*“ das hochsprachliche Dinsberg - Dienstberg usw.

Diesig = trüb, neblig, ist erst im 19. Jh. als Küstenwort (Ursprung germanisch) ins Schriftdeutsche eingegangen. Es wird auf die indoeuropäische Wurzel „*tem*“ = dunkel zurückgeführt, von der auch das Wort Dämmerung abgeleitet ist (Mnd. *disinge* = Nebelwetter).

Verwandt sind: lateinisch *temerare* = verdunkeln, beflecken; *tenebrae* = Finsternis und *temere* = blindlings.

Das lässt allerdings auch die Vermutung zu, dass „*diesich*“ bzw. „*dies-*“ im Sinne von neblig, dunstig, bereits von den ersten germanischen Siedlern benutzt wurde, weil das keltische „*dun*“ für sie unverständlich war.

In diesem Zusammenhang ist noch interessant, dass Karl Reeh in einer Karte, die nach einer früheren Karte von 1870/71 entstanden ist, den großen Dünsberg als Dunstbergskopf und den kleinen Dünsberg als kleinen Dunstberg bezeichnet.<sup>28</sup> In einer Flurkarte von 1831 wird nach K. Reeh der Dünsberg als Dünstberg bezeichnet.

So könnten die hochdeutsche Schreibweise Dünsberg und die mundartliche Bezeichnung „*diesbich*“ bzw. „*diesbrich*“ ihre Erklärung finden.

Abschließend möchte ich noch einiges zur Besiedlung des Dünsberglandes durch die Ubier anmerken:

Die von Caesar erwähnte und numismatisch nachvollziehbare Umsiedlung der Ubier könnte auf Höhenwegen erfolgt sein, die heute noch fassbar sind.

So führte der oben in einem anderen Zusammenhang erwähnte „Rennweg“ über die Hörre nach Herborn/Dill und traf dann bei Driedorf auf den Altweg „Hohe Straße“, über den man in westlicher Richtung in den heutigen Raum Köln gelangte.

Von der Wetterau her führten zudem Altwege über die heutigen Städte Butzbach und Wetzlar, die an die „Hohe Straße“ anschlossen.<sup>29</sup>

Um den Aufenthalt der Ubier in Oberhessen zu konkretisieren, wäre es interessant festzustellen, ob sich Elemente der im Römisch-Germanischen Museum in Köln befindlichen Ubiertracht, die keine Ähnlichkeit mit germanischen Trachten hat, in den alten oberhessischen Trachten wieder finden.

---

28 Karl Reeh, Der Dünsberg und seine Umgebung, Abb. 143 - Flurrelikte III, Forschung zum Dünsberg Bd. 1, Editions Monique Mergoïl, Millan Cedex 2001.

29 Hans Reeh, Altwege des vom Dünsberg beherrschten Lahnbogens zwischen Marburg, Gießen und Wetzlar, MOHG NF 89, 2004.

Auch die Suche nach keltischen Sprachelementen in den oberhessischen Dialekten könnte vielleicht, trotz bewusster Schwierigkeiten, erfolgreich sein.

Mein Dank gilt den Herren Gerd Weitmann und Dr. Joachim Hasselberg für die Durchsicht des Manuskripts und die gegebenen Anregungen. Frau Dr. Claudia Nickel danke ich für ihre Hinweise aus Sicht der aktuellen Dünsberg-Archäologie.



## Zweites Steinkreuz in Grünberg-Queckborn aufgefunden

**Vermutlich handelt es sich dabei um eines der sogenannten „Mord- und Sühnekreuze“**

Heinz P. Probst

In Grünberg-Queckborn steht an der Kreisstraße nach Grünberg, das ist die Verlängerung des Petersweges, ungefähr 200 m hinter dem Orts-schild ein Steinkreuz im linken Straßengraben. Das Flurdenkmal hat die Maße H: 90 B: 55 St: 24 cm. Die angegebene Höhe ist aber so nicht mehr sichtbar, wohl durch das häufige Räumen des Straßengrabens ist viel Erdreich aufgeschüttet worden, dadurch wirkt das Kreuz heute etwas niedriger. Die Lage des Flurdenkmals ist: TK 5419 R 96070 H 04520.<sup>1</sup> Das kleine Flurdenkmal wird in Queckborn seltsamerweise „Kreuzstein“ genannt, obwohl es ein Steinkreuz darstellt.<sup>2</sup> Das Steinkreuz war wohl auch namensgebend für die umliegende Flur. Es ist in der einschlägigen Literatur gut beschrieben.<sup>3</sup>

Im Frühling des Jahres 2005 wurde in dem Grünberger Ortsteil das Fragment eines weiteren Steinkreuzes zufällig aufgefunden. An dem betonierten Feldweg von Queckborn zur Sommersmühle lag das Fragment dieses Steinkreuzes in einer Hecke zusammen mit sogenannten Lesesteinen von den umliegenden Äckern. Diese Hecke dient offenbar schon lange als Ablagerung für diese Lesesteine, wie zu erkennen ist.

Der Auffindort ist aber höchstwahrscheinlich nicht der ursprüngliche Standort des Denkmals. Denn von einem Steinkreuz an dieser Stelle oder in der Nähe dieser Hecke ist weder in irgendwelchen Akten noch in der örtlichen Überlieferung in Queckborn etwas bekannt. Auch eine Flurbenennung, die auf ein solches Kreuz hinweisen könnte, gibt es nicht in der Nähe des Fundortes, wie bspw. an anderer Stelle und wie oben dargestellt, in der Gemarkung von Queckborn. Als Beleg, dass der Fundort nicht der ursprüngliche Aufstellungsort ist, kann weiterhin gelten: Die dortige kleine Böschung, an der die Hecke mit den Lesesteinen steht, ist nämlich erst bei dem Bau der ehem. Butzbach-Licher-Eisenbahn (1907-09) entstanden, das Steinkreuzfragment stammt aber

---

1 Topographische Karte 25 Nr. 5419 Laubach.

2 Kreuzsteine sind in der Regel Steine mit eingeritztem oder ausgemeißeltem Kreuz, etc.

3 Hinzuweisen ist hier auf das Grundlagenwerk zu diesen Steinkreuzen, etc. in Hessen: Heinrich Riebeling, Steinkreuze und Kreuzsteine in Hessen, Dossenheim/Heidelberg, 1977, S. 131.

vermutlich noch aus dem Mittelalter. Der Graben mit Hecke dort wurde auch mehrfach, bis in unsere Tage, geräumt.

Das Fragment des gefundenen Steinkreuzes ist also wahrscheinlich viel später, erst in neuerer Zeit, vermutlich mit den anderen dort lagernden Lesesteinen, hierher verbracht worden. Denn allzu lange kann der Stein hier nämlich auch nicht gelegen haben, er ist kaum bemoost oder sichtbar mit Flechten besiedelt, dagegen haften ihm aber Spuren von „frischer“ Erde an. Die Bruchstelle an dem Stein zum Unterteil ist dagegen sicher schon viel älteren Datums, da sie sich farblich kaum von der Steinoberfläche unterscheidet. Diese Bruchstelle, quer durch den Kreuzkopf, deutet auch auf eine mutwillige Zerstörung hin. An dem Stein befinden sich noch weitere aber „frische Spuren“, wie sie von einem Bagger o.ä. Gerät herrühren können, auch dies ein Hinweis, dass dieses Fragment später und in jüngster Zeit hierher verbracht wurde.

Das Steinfragment hat die Maße: H 42 / B 43 / St 22-26 cm, als Material wurde ein ortsfremder Sandstein verwendet. Kreuzkopf und -arme sind außen gerundet und schräg zulaufend, sie erinnern von der Form her etwas an das „Kreylingskreuz“ bei Maulbach (Homburg/Ohm), obwohl dieses Steinkreuz wesentlich größer ist. An dem zerstörten Kreuzungsfeld ist auch bei dem in Queckborn aufgefundenen Stein eine vorstehende Verdickung festzustellen, die aber nicht mehr genau zu erkennen ist. Sollte auch hier, wie bei dem oben genannten Stein bei Maulbach, eine Auszierung (Wappen) vorhanden gewesen sein? Auch bei dem in den 70er Jahren gestohlenen Steinkreuz von Ettingshausen waren Kreuzkopf und -arme gerundet. Die konische Form von Kreuzarm und -kopf kommt ebenfalls häufiger vor, wenn auch oft nicht so deutlich wie hier in Queckborn.

Eine Umfrage bei den anliegenden Grundstückseigentümern in Queckborn blieb bisher erfolglos, auch ein entsprechender Aufruf in der Presse brachte leider keine verwertbaren Erkenntnisse zum ursprünglichen Aufstellungsort des Steinkreuzes. Es wurde dem Verfasser zwar gerücheweise mitgeteilt, das Steinkreuzfragment sei bei einem Hausbau in dem Queckbörner Neubaugebiet „Am heiligen Stock“<sup>4</sup> zu Tage gekommen und von hier aus, mit anderen Steinen, in die Feldflur verbracht worden, bei Nachfragen bei dem entsprechenden Hausbesitzer und dem Bauleiter wurde dies aber energisch abgestritten.

---

4 In dem Falle wäre das Steinkreuz möglicherweise auch hier namensbildend für die Flur gewesen.

Die Lagebeschreibung des Ortes der Auffindung ist: nördlich des Bügenweges<sup>5</sup> in Höhe des unteren Brunnens der Stadtwerke Gießen, TK 5419 R 93680 H 04090,<sup>6</sup> oberhalb der Flur „Frauenwiese“.

Das Denkmal wurde von Stephan Bender M.A. vom Landesamt für Denkmalpflege und dem Verfasser geborgen und soll nach entsprechender Sanierung im Bereich des Außengeländes der Evangelischen Kirche in Queckborn aufgestellt werden. Dazu, besonders aber zur Finanzierung der Maßnahmen, hat sich vor Ort eine Interessengemeinschaft aus Pfarrer (Queckborn-Lauter), Ortsvorsteher (Queckborn), Bürgermeister (Stadt Grünberg) und den glücklichen Findern gebildet.

Der Verfasser hat für die Sanierung und die zukünftige Präsentation des Denkmals im Bereich der Evangelischen Kirche einen Vorschlag ausgearbeitet, der die volle Zustimmung der Beteiligten und der Genehmigungsbehörden gefunden hat.

Danach soll das Steinkreuzfragment auf eine der Größe nach angepasste Stele aus Rohbeton mittels Edelstahlbolzen (freischwebend) aufgesetzt werden. Diese Anordnung soll dem Laien zwar einen Eindruck von der ungefähren ursprünglichen Größe und Form des Flurdenkmals vermitteln, andererseits aber auch den Unterschied von Originalfragment und Ergänzungsteilen deutlich erkennen lassen.<sup>7</sup> Eine kleine Hinweistafel an der Stele soll über das Denkmal Auskunft geben. Die Einbindung in den neu gestalteten Vorplatz der Kirche, der ohnehin geplant war, übernimmt der beauftragte Architekt. Die Durchführung der Arbeiten an dem Fragment, einschließlich Anfertigung der Stele, wird einer Fachfirma übertragen, die hiermit ausreichend Erfahrung hat und schon ähnliche Sanierungsarbeiten im Auftrag der Denkmalbehörde durchgeführt hat.

---

5 Feldweg von Queckborn zur Sommersmühle.

6 Topographische Karte 25 Nr. 5419 Laubach.

7 Da der untere Längsbalken aber bisher nicht aufgefunden wurde, hat man sich an den Größen- und Formverhältnissen von anderen bekannten Steinkreuzen orientiert, es bleibt sicher immer ein Risiko, nicht mehr vorhandene Bauteile zu rekonstruieren, schien uns aber im vorliegenden Falle trotzdem angebracht.



*Abb. Steinkreuzfragment mit deutlichen frischen Spuren eines größeren Baugerätes, oben: Vorderansicht. Unten Seitenansicht mit alter Bruchstelle (Foto Verfasser)*



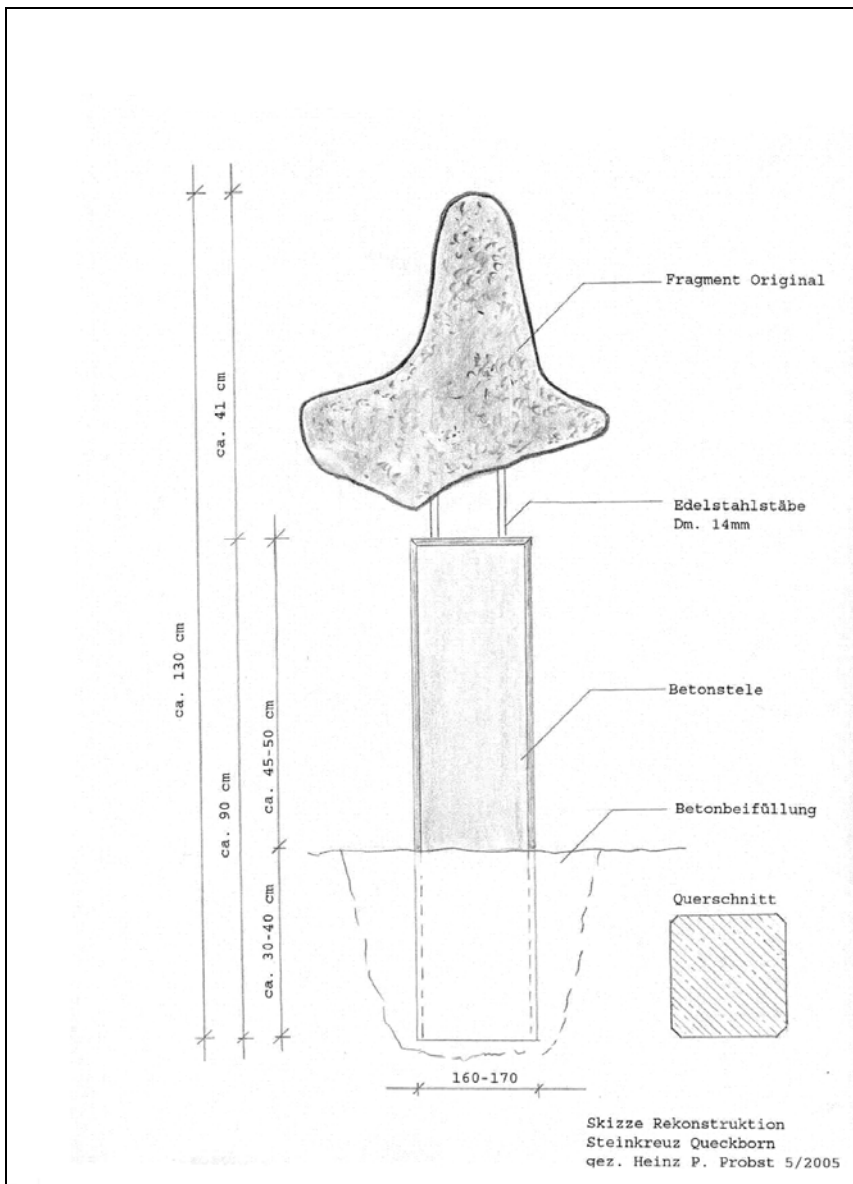


Abb. Gestaltungsskizze der zukünftigen Präsentation des Steinkreuzes  
(Skizze Verfasser)

In den MOHG NF 82/1979 hat Karl-Otto Unruh die „Rechtsdenkmäler im Kreis Gießen“ beschrieben,<sup>8</sup> in einem späteren Beitrag der MOHG NF 84/1999 hat Volker Rumpf ergänzend dazu vorgetragen. In dem o.a. Grundlagenwerk zu dem Thema<sup>9</sup> ist eine umfangreiche Quellenliste aus Zeitschriften, Beilagen und anderer Periodika aufgeführt, die zeigt, welcher Wertschätzung sich unsere „kleinen Flurdenkmäler“ erfreuen.

Aufgrund dieser vielen Veröffentlichungen zum Thema „Mord- und Sühnekreuze“ kann ich mich bei der allgemeinen Beschreibung dieser Art Denkmäler kurz fassen.

## **Wo haben die niederen Steinkreuze ihre Wurzeln?**

Im Volksmund werden diese Steinkreuze oft „Mord- oder Sühnekreuze“ genannt. Diese Bezeichnung hat die Denkmalpflege übernommen, denn erinnern doch einige dieser Kreuze tatsächlich an entsprechende Bluttaten.

Im Mittelalter war es eine weit verbreitete Sitte, dass ein Täter gegenüber der Familie des Opfers eine „vertraglich“ festgelegte Reihe von Sühneleistungen zu erbringen hatte. Dazu gehörte meistens auch das Aufstellen eines Kreuzes am „Tatort“. In Anlehnung an den urgermanischen Totenglauben entstanden, vermutet man, dass das Opfer erst dadurch seine Ruhe finden konnte.

Man kann davon ausgehen, dass noch im späten Mittelalter, zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert, das gängige Strafrecht mehr Rache der Angehörigen - der Sippe - war als Sühne. In aller Regel forderte die Rache das Blut des Täters. Aber schon zu Zeiten des römischen Geschichtsschreibers Tacitus (Germania Kap. 22) konnte die „Faida“ durch eine „Beredung“ abgewendet werden. Diese „Beredungen“, wir würden sie heute Verträge nennen, kamen so häufig vor, dass sie fast wie genormte Texte wirken. An einigen Beispielen, wo wir die entsprechenden Urkunden kennen, sei dies belegt, es sind dies Urkunden aus:

Rasdorf. FD  
Eppertshausen, Odenwald,  
Eltville/Rhein,  
Staffel.

---

8 Dazu auch derselbe in: Mordbuben und Brandstifter kamen vor ein Malefizgericht, Gießener Kreiskalender 8 (1973) S. 81 ff.

9 Riebeling a.a.O. S. 238-249, über 347 Einzelnummerierungen.

Die Sühneleistungen waren danach in aller Regel,  
 „Wallfahrten“ zu bekannten Heiligtümern,  
 „Zahlung von Wergeld“,  
 „Handschlag“,  
 „Friedenskuss“,  
 „Stiftungen, insbesondere von Seelgerät“  
 und eben fast immer das „Setzen eines Steines“.

In Rasdorf (FD) findet sich in den Akten der Herren von Geysso ein kompletter Sühnevertrag von 1509. Valentin und Cuntz Gleser, die ihren Vater getötet hatten, mussten danach erbringen:

*„...eine Wallfahrt zu den Heilighthümer nach Aachen, eine weitere Wallfahrt zum heiligen Blut, vor den Toren unserer Stadt ein 7 Schuh hohes Creuz errichten lassen ...“*

Aus Eppertshausen Odenwald ist ebenfalls die komplette „Beredung“ erhalten, auch hier sind die Leistungen einzeln aufgelistet, für uns von Interesse ist wieder der Passus:

*„...dazu ein steinern Kreuz zu setzen zu Hoest“ (Höchst)*

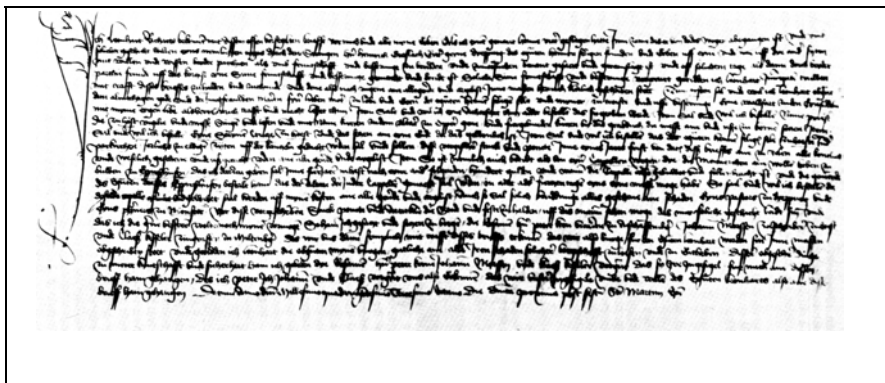


Abb. Originaltext der Beredung von Eppershausen von 1438 (Hess StA Da.B17, 26a)

Zu einem Sühnevertrag von Eltville ist das dazugehörige Kreuz leider nicht mehr auffindbar, er stammt aus dem Jahr 1406. Auch hier ging es wieder um einen Totschlag, so will ich wieder auszugsweise zitieren:

*„... Peder (Peter) sal dun machen un bestellen ein steinern Crutze uff di Stad da der Todtslag gesehen is...“*

Es sind auch Beispiele bekannt, wo hohe Würdenträger einen Sühnevertrag vermittelten und mittels dieser Beredung den Landesfrieden wiederherstellten. So hat der Erzbischof von Trier, Kuno von Falkenstein 1380 eine Fehde beendet (sogenannter Koblenzer Vertrag). Dieter von Staffel hatte 1371 den Stadthauptmann von Limburg, Bretten von Hersbach, erstochen. Daraus hatten sich jahrelange Fehden entwickelt, in deren Verlauf auch die Stadt Limburg gebrandschatzt wurde. Der Sühnevertrag enthielt auch die Klausel: *„Errichten eines zehh rheinische Fuß hohen Kreuzes, um die Seele des Todten zu Bessern“*.

Das sogenannte Staffeler Kreuz ist leider selbst nicht mehr auffindbar.

Die Zeit bis zum Inkrafttreten der „peinlichen Gerichtsordnung“ Kaiser Karls V. (Carolina) 1532 kann als die Blütezeit der „Beredungen“ bezeichnet werden.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass neben den Steinkreuzen anlässlich einer „Bluttat“ auch ähnliche Kreuze an Stellen errichtet wurden, an denen ein Unglücksfall geschehen ist, eine eindeutige Unterscheidung der Sühnekreuze von den Unglückskreuzen ist oft oder meistens unmöglich. Wir finden auch später überall noch den Brauch, Steinkreuze dort zu errichten, wo ein Mensch sein Leben lassen musste. Ein Beispiel aus dem vergangenen Jahrhundert, von Geiß - Nidda, ist deswegen so interessant für uns, hier redet der Stein selber, er hat wie andere vor ihm eine Inschrift. Dieses Beispiel zeigt uns auch, dass als später landesherrliche Gerichte die Bluttaten ahndeten, die Familien der Opfer die Sitte, Steine zu setzen, recht lange beibehielten. Ein jüngeres Zeugnis davon in unserer Gegend befindet sich in der Gemarkung Grünberg - Beltershain oberhalb des Warthofes. Auch die Holzkreuze an unseren Straßen, dort wo ein tödlicher Unfall geschehen ist, stehen sicher in dieser Tradition.

Viele der ursprünglich vorhandenen Steinkreuze sind im Laufe der Jahrhunderte leider zerstört worden, teilweise sicher bewusst im Zuge des so genannten Bildersturmes nach Einführung der Reformation, viele sind aber aus Gedankenlosigkeit beseitigt worden, oft im Rahmen von Straßenbaumaßnahmen. An diese Flurdenkmäler erinnern nur noch die vielen Flur- oder Straßenbezeichnungen. Freuen wir uns, dass auch noch einmal ein derartiges Steinkreuz aus der Versenkung, in der es möglicherweise Jahrhunderte gelegen hat, auftaucht, so kann es Zeugnis ablegen von früheren Geschehnissen im Dorf, die heute so kaum noch nachvollziehbar sind. In einem Museum sind derartige Flurdenkmäler oft nur leblose Ausstellungsstücke, bei denen die Gründe ihrer Errichtung nicht mehr erlebbar sind, hoffen wir, dass die Präsentation vor der Dorfkirche, mit einem entsprechenden Hinweisschild, die Er-

innerung an die Rechtsgebräuche früherer Zeiten bewahren hilft, auch wenn der ursprüngliche Ort der Aufstellung bisher im Dunklen liegt.



*Abb. Hier auf dem neu gestalteten Kirchenvorplatz von Queckborn wurde das gefundene Steinkreuzfragment im Oktober 2005 wie geplant aufgestellt. Dies gelang dank einer großzügigen Spende der Sparkassenkulturstiftung Grünberg.*



# Waldordnung der Grafen Solms-Braunfels für das Amt Hungen von 1608 ff.

„... durch unerhörten Windsgewalt auch täglichen Missbrauch undt daß man der Ausbesserung undt Vermehrung des Gehölzes bishero wenig nachgesetzt hat, ...“

Heinz P. Probst

Wer heute die teilweise herrlichen Wälder des Stadtwaldes und der Gemeinden um Hungen betrachtet, dem wird kaum bewusst, dass zum Zeitpunkt, als die ältesten dieser herrlichen Eichen- und Buchendome angelegt wurden oder aussamten, es die meisten der heutigen, eigenen Gemeindewälder noch nicht gab, sie waren im Besitz der Landesherren.<sup>1</sup>

War zur Zeit der frühen Siedlungsphase bei uns Wald noch ausreichend vorhanden und in aller Regel auch frei verfügbar, haben obrigkeitliche Regelungen die Eigentumsverhältnisse bald geordnet. Adel und Kirche verfügten im Mittelalter über erheblichen Anteil an unseren Wäldern. Nachdem 1232 durch das „*statutum in favorem principum*“ die sogenannten Regalien dem jeweiligen Landesherrn übertragen worden waren, nahmen diese die Wälder weitgehend in ihren alleinigen Besitz.<sup>2</sup>

Im sogenannten Solmsen „*Roten Buch*“ von 1469, in dem die Besitzungen und Rechte der Grafschaft<sup>3</sup> aufgezeichnet sind, hören wir<sup>4</sup>:

(Auszugsweise, die Seiten 185-187 Rotes Buch Solms)<sup>5</sup>

---

1 Das Umtriebsalter wird in etwa wie folgt festgelegt: Furnier-Eichen ca. 240 Jahre, Eichen ca. 150, Buchen 120-130 Jahre, Kiefer ca. 100 Jahre und Fichte ca. 80 Jahre. (Nach Schmitz Helmut in: Buch der Stadt Hungen, Hungen, 1961, S. 205.)

2 Schwarz, Klaus, in: Der Landkreis Gießen, Stuttgart/Aalen, 1976, S. 303 ff.

3 Hungen, das 782 in einer Schenkung Karl des Großen an das Kloster Hersfeld erstmalig erwähnt wird, wurde nach und nach zur sogenannten Hersfelder Mark ausgebaut. Über die Klostervogtei kam die Mark nach dem Aussterben der Hagen-Münzenberger an die Falkensteiner. Nach deren Aussterben im Mannesstamm kam das Amt Hungen 1419 an die Solmsen und bei der innersolmsischen Teilung, 1436 an die Bernhardlinie d. i. Solms-Braunfels. Von 1602-1678 residierte in Hungen dann eine eigene Linie der Solms-Braunfelsen, während dieser Zeit wurde die hier angesprochene Waldordnung von 1608 erlassen.

4 Das „Rote Buch“ stammt noch weitgehend aus der Regierungszeit des Grafen Bernhard, dem Begründer der eigenen Linie Solms-Braunfels.

5 Zitiert nach Küther, Waldemar, in: Buch der Stadt Hungen, S. 85-87.

„Item ist Burgk und Stadt Houngen mit den Wustenungen Maßfelden, Zelle, Eppelroide, Engelnhusen dem obgenanten mym gnedigen Jung-  
hern Grave Bernhart erblichen alleyn zudeyle worden mit allen  
Mannen, Burgmann, sust den Luden daselbs, mit Fryheiden, Rechten,  
Renthen, Notzen, Zinsen, Herlichkeiden, Geriechten, Geboiden, Beden,  
Diensten und andern Zugehorden, iß sii an Moln, Schefferyen, Schaf-  
festallen, Eckern, Wiesen, Garten, Wyngarten, Husungen, andern  
Buwen, Waßern, **Welden**,<sup>6</sup> Weiden, Wieltbene, Jegeryen, Fyscheryen,  
Wegegelt, hirschfeldischen Zinsen, Roidetzehenten, Foirsthabern, Bun-  
den, Foiktkorn, Isenstein oder anders daselbe, nach Lude der  
Deylungsbrieffe. ....

Item die Bunden zu Houngen gilt jerlichs vierundsechtzig Achtel korns,  
nachdem sie ytzt verluwen ist und horet die Bundenschuwer darinne  
und sal die der Lantsieddel in Buwe halden und sind Tzehenden Bede  
und Dinste fryhe Item gefellet zu Houngen und Maßfelden an Foitkorn  
umbe sechtzehend halb Aichtel minus eyn Mesten. Item gefellet zu  
Houngen an Foirsthabern umbe vierundzwentzig Aichtel eyn Jare me,  
daz ander mynner, nemlich wer mit vier Pherden in Lentzen feret, der  
gilt 6 Mesten Foirsthabern, welcher dru Pherde hait, 4 einhalb Mesten,  
welcher zwey Pherde hait, drey Mesten und welcher eyn Phert hait,  
anderthalb Mesten.

Item die hyerschfeldischen Zinse lauffen jerlichs umbe siebben Gulden  
me oder mynner aen Geverde. ....Item die Gaddernzynse zu Houngen,  
die Tzehenden zu Obernomen, zur Nieddernsyfryedenroide und zu  
Ruprechtenroide mit den Gaddernzinsen zu Langsdorff, Vyldehn, Maß-  
felden, Zelle und Ruppersburg sin den von Saßen zu Mannelehen ge-  
luwen nach Lude erer Brieffe davon.

Anno Domini M CCCC LX nono uff Montag nach dem Sontage Oculi“ (6.  
März 1459)

Die Vergünstigungen, die die Grafen Solms ihren Leibeigenen und  
frondepflichtigen Hintersassen danach dann wohl schon einige Zeit  
gewährt hatten, wie Losholz-, Bauholz-, Mast- und Weidenutzung,  
gingen im Laufe der Zeit allmählich in Berechtigungen über und wei-  
teten sich auch immer mehr aus, bis die Nutzung einiger der Wälder  
ganz in den Gemeindennutzen übergang.

---

6 Welden steht hier für Wälder.

Es entstanden aber auch, aus der „Allmende“<sup>7</sup> heraus, die für die Wetterau so typischen Markwälder, die teilweise bis heute genossenschaftlich bewirtschaftet werden.

In der Gemarkung der Gemeinde Hungen-Villingen, aus der dieser Bericht stammt, finden sich noch heute Grenzsteine mit der Aufschrift „FW“, die den fürstlichen Wald abgrenzten<sup>8</sup>, als ein Teil der Wälder in Gemeindebesitz übergegangen ist. Am 15. Juli 1841 wurde ein Vertrag zwischen dem Justizministerium des Großherzogtums Hessen-Darmstadt und der Rentkammer Solms-Braunfels über die Forstverwaltung in den ehemals standesherrlichen Gebieten abgeschlossen und die bis dahin noch bestehenden Sonderrechte der ehemaligen Standesherrn wurden dann 1848 weitgehend und endgültig eingeschränkt bzw. abgelöst.

## **Die Waldbestockung in karolingischer Zeit bis zur Neuzeit**

Die von Einhard, dem Geschichtsschreiber Karl des Großen, um 800 für Rhön und Vogelsberg verwandte Bezeichnung „*Buchonia*“ geht auf römischen Ursprung zurück und lässt den Schluss zu, dass damals die Buche in unseren Wäldern dominierte. Wahrscheinlich erst nachdem der Wald in seiner Not mit Mattwüchsigkeit reagierte, erkannte man, dass dem Wald, besonders durch die Nutzung der jährlichen Streu, zu viele Nährstoffe entzogen worden waren, es wurde damit der Weg bereitet für das Einbringen des Nadelholzes, das von Natur aus in Oberhessen weitgehend fehlte.

Erste Versuche mit Weißtannen (*Abies alba*) wurden um 1616 in Butzbach, mit Kiefern (*Pinus silvestris*) um 1621 in Romrod und Nidda durchgeführt, wo man mit aus Kiefernnsamen gezogenen Setzlingen in den ohne Naturverjüngung gebliebenen Buchen- und Eichenbeständen Pflanzungen vornahm, bis sie besonders in den Buntsandsteingebieten die Laubholzbestockung weitgehend verdrängten.

Die Nadelholzsaat war um 1368 von Nürnberger Forstmeistern erfunden worden. Landgraf Georg I. von Hessen-Darmstadt hatte 1568 den hessischen Forstmeister Valentin Hofmann nach Franken entsandt, um diese Methode auch bei uns anzuwenden. Wir hören von „Dannensäher“, obwohl doch damals die Kiefern ausgesät wurden. Noch heute

---

7 Allmende [mittelhochdeutsch „was allen gemein ist“], in manchen Landesteilen Mark, Teil der Gemeindeflur, die als Gemeindegut der Ortsgemeinde für alle Ortsansässigen frei nutzbar war, in der Regel Weide, Wald und Ödland. Reste haben sich besonders in Süddeutschland und der Schweiz erhalten (Realgemeinde).

8 Das Haus Solms-Braunfels war am 22.5.1742 in den Reichsfürstenstand erhoben worden (Hb. Historische Stätten Bd. IV, Stuttgart 1976, S. 239).

heißt ja bei uns der Weihnachtsbaum „Tanne“, obwohl es sich in den meisten Fällen um Fichten handelt (*Picea abies*). Die Fichte fand dagegen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jh. weitergehenden Eingang in die Wälder von Oberhessen.<sup>9</sup>

Heute hat der Stadtwald Hungen in etwa folgende flächenmäßige Anteile: Eiche 16%; Buche 38%; andere (Edel-)Laubhölzer 7%; Fichte 27%; Douglasie 2%; Lärche 6% und Kiefer 4%.<sup>10</sup>

Es gab im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Zeiten, in denen der Wald übernutzt wurde, wir hören sogar mehrfach von Waldverwüstungen. Eine geregelte Forstwirtschaft wurde bei uns überhaupt erst in der Mitte des 18. Jh. wirksam.

### **Auswirkungen von waldbaulichem Raubbau**

Kürzlich ließ sich ein, wohl rein ökonomisch orientierter (besser verblendeter), Autor in einer Tageszeitung dazu herab, „... die Wälder haben heute fast keine Bedeutung mehr ...“.

Diesem Autor sind wohl die Zustände rund ums Mittelmeer und die Ursachen dafür völlig unbekannt geblieben. Vor 3000 Jahren bereits gingen nämlich die ersten Hochzivilisationen der Weltgeschichte auch dadurch unter, weil sie den Wald, aus dessen Nutzung sie entstanden waren, vernichtet hatten. Die frühen Hochkulturen um das östliche Mittelmeer konnten sich nur dort noch längere Zeit behaupten, wo -wie zuvor im Zweistromland oder in Ägypten - der von den kahl geschlagenen Bergen abgespülte fruchtbare Boden sich in breiten Tälern absetzte.

Die letzte große Holzreserve dieser Weltgegend waren übrigens die berühmten „Zedern des Libanon“. Die Phönizier errichteten bekanntlich aus ihnen bereits im 10. Jahrhundert v. Chr., im Auftrag des Königs Salomo, den großen Tempel von Jerusalem. Auch die Holzrollen, auf denen die Steine zum Bau der Pyramiden bewegt wurden, waren wahrscheinlich ebenfalls Zedernstämme aus dem Libanon, nichts anderes die Rampen und Hebezeuge an der Baustelle. Je größer das Römerreich wurde, desto knapper wurde damals das Zedernholz. Kaiser Hadrian reservierte zuletzt die Reste der libanesischen Wälder für den Bau seiner Kriegsflotten. Sie waren nötig zur weiteren Ausdehnung des Imperiums und für die Sicherung der Versorgungswege über See nach Rom.

---

9 Schwarz, a.a.O.; Clemm, Max, in: Buch der Stadt Grünberg, Grünberg, 1972, S. 352.

10 Nach Prokosch, Friedrich, in: 1200 Jahre Hungen, Hungen 1982, S. 424.

Auch die einst bewaldeten Länder des westlichen Mittelmeers von Italien bis Spanien und Nordafrika waren inzwischen fast kahl geschlagen. Das Holz wurde in den Ziegeleien verheizt, die das Material für die römischen Kaiserbauten lieferten.<sup>11</sup>

Nun wird heute kein vernünftiger Mensch bei uns verlangen, wegen der oft vordergründig mangelnden direkt messbaren Wirtschaftlichkeit die Wälder abzuholzen. Der Wald liefert noch immer den nachwachsenden, umweltfreundlichen und kohlendioxidneutralen Rohstoff und auch Energieträger Holz, ist dabei Rohstoffbasis für die heimische Holz- und Papierwirtschaft, ferner Grundlage für die Einkommen der Waldbesitzer und stellt Arbeitsplätze gerade im strukturschwachen ländlichen Raum bereit. Der Wald erfüllt außerdem eine Vielzahl von Funktionen, die dem Schutz von Mensch und Umwelt dienen: Er reguliert u.a. den Wasserhaushalt und sichert unsere Trinkwasserversorgung, schützt vor Geröll- und Schneelawinen sowie vor Erosionen, wirkt ausgleichend auf unser Klima und reinigt die Luft. Der Wald bindet Kohlendioxid in der Biomasse und trägt wesentlich zum Biotop- und Artenschutz bei und hat positive Auswirkungen auf das Landschaftsbild.

Die Bindungen, auch der heutigen Menschen, zum Wald sind noch immer sehr eng und teilweise emotional. Nun sei dahingestellt, ob die Vorfahren der heutigen Menschheit wirklich aus dem Wald stammen, wie Entwicklungsgeschichtler meinen. Es sei unsere Hand, die uns daran erinnere. Der Daumen der menschlichen Hand ist „gegenständig“, wie die Anatomen sagen. Er kann Äste umgreifen, während die Finger von der anderen Seite kommen, das gebe festen Halt beim Leben im Wald und ggf. auf Bäumen. Der Auszug der Vormenschen aus dem Wald sei die Geschichte seiner Befreiung aus den Fesseln der Evolution und gleichzeitig ein Lehrstück seiner bleibenden Abhängigkeit von der Natur.<sup>12</sup>

Aber auch Teile unserer „Grünen“ haben zumindestens schon einmal laut darüber nachgedacht, die Bewirtschaftung der Forsten bei uns generell einzustellen, sie „sich selbst zu überlassen“ und zu „Urwald“ werden zu lassen.

Das Land Hessen gehört zu denen am meisten mit Wald bestockten Bundesländern (41%), doch die Forstwirtschaft schreibt über weite Gebiete leider „rote Zahlen“. Konnte man 1955 aus dem durchschnittlichen Erlös von einem Festmeter Rohholz noch 39 Waldarbeiterstunden bezahlen, so reichte dieser Erlös bereits 1980 nur noch für 3

---

11 Meister, Georg, Schütze, Christian, Sperber, Georg, in: Die Lage des Waldes, Hamburg, 1984, S. 34 ff.

12 Meister, Georg, a.a.O.

Stunden Lohnarbeit eines Waldarbeiters.<sup>13</sup> Nahezu unverkäuflich war jahrelang gerade die für uns so wichtige Buche, vor allem als Schichtholz und zur Feuerung, weil billiges Öl das Holz völlig verdrängt hatte. Stammholzpreise verfielen, weil immer mehr tropische Hölzer importiert wurden und vor allem die Kunststoffe ihren Siegeszug begannen. Die Buche galt sozusagen plötzlich als wertlose Aktie, als der Kurs am tiefsten stand, stieß man sie ab und ersetzte sie durch Nadelholz. Auf den Kahlflecken quälten sich Fichtenpflanzen und ein paar dahinkümmernde Buchen unter einer geilwüchsigen Schlagflora. Hessen wurde damals auch leider Vorreiter einer weiteren bundesweiten Fehlentwicklung, nämlich in der Anwendung der Chemie.<sup>14</sup> Diese Entwicklung ist aber Gott sei Dank bei uns überwunden, auch wird heute kein Hektar Staatswald mit Laubholzbestockung dem Nadelholzanbau mehr geopfert.

Anders dagegen reagierte aber schon damals (1982) der renommierte Forstprofessor Dietrich Mülder mit seiner Schrift: „Helft unsere Buchenwälder retten“. Herausgegeben hatte diesen ungewöhnlichen Leitfaden übrigens eine ebenso außergewöhnliche Institution: die Wilhelm-Münker-Stiftung, deren Namenspatron als einer der Gründer des Jugendherbergswerks gilt.

Ein in weiten Bevölkerungsteilen einsetzender Wertewandel trägt hoffentlich auch dazu bei, dem Holz aus nachhaltiger Waldwirtschaft seinen Stellenwert zu sichern.

## **Forstwirtschaftliche Traditionen in Oberhessen**

Bei den Themen Hungen und Wald wird man sofort an einen der großen forstlichen Klassiker erinnert. Neben Johann Christian Hundeshagen und Carl Justus Heyer, die an der Universität Gießen lehrten, ist dies Georg Ludwig Hartig (1764-1837). Georg Ludwig Hartig studierte in Gießen und gründete später in Hungen eine forstliche Meisterschule. Das Wirken der vorgenannten Forstleute war wegweisend für die forstwissenschaftliche Forschung und Lehre generell. G. L. Hartig prägte dabei schon 1795 den Grundsatz der Nachhaltigkeit. Er führte hierzu in seiner „Anweisung zur Taxation und Beschreibung der Forstbestände“ aus:

---

13 einschließlich sozialer Nebenkosten

14 Anwendung von synthetischen Wuchsstoffpräparaten. Dazu die schon damals umstrittene Schrift von Prof. Hans-Joachim Fröhlich, dem späteren Landforstmeister in Hessen: „Jungwuchspflege mit synthetischen Wuchsstoffen“.

*„... Jede weise Forstdirektion muss daher die Waldungen taxieren lassen und sie so zu benutzen suchen, dass die Nachkommenschaft wenigstens ebensoviel Vorteil daraus ziehen kann, als sich die jetzt lebende Generation zueignet.“*

Dieses Gebot der Nachhaltigkeit, verbunden mit der Steigerung der Ertragsfähigkeit und der Wohlfahrtswirkungen des Waldes, hat heute noch uneingeschränkte Gültigkeit (§ 5 Hess. Forstgesetz). Lebendes markantes Denkmal des forstwissenschaftlichen Wirkens im Landkreis Gießen ist daher nicht nur der Akademische Forstgarten Gießen, sondern auch fast der gesamte Wald in unserem Landkreis. Die Anfänge der forstlichen Lehre in Gießen sind mit der Gründung der Ökonomischen Fakultät im Jahre 1777 eng verbunden. Später, ab 1788, wurden bis 1824 forstliche Vorlesungen durch den Forstkameralisten Friedrich Ludwig Walther an der Philosophischen Fakultät angeboten.<sup>15</sup>

## **Die Urkunden aus dem Gemeinde-Archiv Villingen**

Im Gemeinde-Archiv des Hungener Stadtteils Villingen finden sich einige Original-Urkunden, die über Bemühungen berichten, den Wald im Amt Hungen schon vor dem Auftreten von G. L. Hartig in Hungen zu ordnen, was aber dessen Bedeutung in keinem Fall schmälert.<sup>16</sup>

Auch in der benachbarten Landgrafschaft Hessen hatte Landgraf Philipp der Großmütige in den Jahren 1530, 1532, 1534 und 1564 in Verträgen und Verordnungen:

*„... sowohl den Gerichtsjunkern, als auch den Hintersassen ernstlich befohlen, die Fürstliche Hessische Holzordnung zu halten“* und dabei festgelegt, welche Mengen Holz *„... zur Erbauung eines neuen Wohnhauses, Scheuer oder zum Flickwerk... den Hintersassen gegeben werden, sodann was vor Holztage ein jedes Dorf Brennholz zu hauen und zu holen haben.“*<sup>17</sup>

Dies zeigt deutlich, wie sich im 16. Jh. die Übernutzung der Wälder, nicht nur im Amt bzw. der Grafschaft Hungen, darstellte, hierzu hören wir später aus der Waldordnung des Jahres 1608.

Heute hören wir zwar immer noch von ökologischem Raubbau an den Wäldern, meistens aber aus anderen Gegenden unseres Globus, bei uns ist das „neuartige Waldsterben“ das größere Problem. Der neueste

---

15 Nach Schwarz, Klaus, in: Der Akademische Forstgarten in Gießen, Gießen, 1988.

16 Hartig wurde in Hungen u.a. dadurch geehrt, dass man im Rahmen der 1200-Jahrfeier eine Bronzetafel im Schloss von Hungen anbrachte

17 Pffor, W. Dr., in: Das 1200-jährige Londorf und die Rabenau, Londorf, 1958, S. 162 ff.

Waldschadensbericht spricht, aufgrund der großen Trockenheit im Jahr 2003, von einer erheblichen Zunahme der geschädigten Bäume, besonders der Buchen und Eichen, wo die Schäden dramatische Ausmaße angenommen haben.

Die älteste Urkunde im Gemeinde-Archiv von Villingen ist eine Anordnung an das Gericht dort:

(Faksimile der Urkunde, Abb. 1 Anhang)

## **I. „Verbot des überflüssigen Verkaufes von Holz durch die Unterthanen bei Strafe von 5 Gulden vom 17. Februar 1643:**

*An das Gericht Vilden*<sup>18</sup>

*Demnach U. g. Herrschaft glaublich vorgebracht, ds etliche Unserer Underthanen sonderlich aber die jehnige welche billich darinnen eyne Inspection haben, selbige auch Ihnen Vorlengsten anbefohlen gewesen, wie noch, sich gelüsten laßen, hin Undt wieder ds gehölz aus den Wäldten Überflueßig Undt mißbräuchlich Zu Verkauffen. Dieweyl dan solches den alten löblich Waldtordnungen ganz entgegen Undt Zu wieder, als ist den frevelern so dargegen gehandelt hirmit die straaßf expresse Vorbehalten. Ins Künfftig aber Wirdt allen Undt ieden Unnßern Underthanen im Gericht Vilden hirmit bey straaßf 5fl anbefohlen desen mueßig Zu gehen Unndt da eyner oder der ander wird solche Verbott betrethen werden sollte, wird ihme angesezte straaßf gar nit außßen pleiben wornach sich eyn ieder Zu richtten.*

*Decretum Hoingen den 17.t Febry Ao 1643*

*Gräffl. Sollmsiche Cantzley daselbsten“*

Es folgt in der Chronologie:

## **II. Extrakt<sup>19</sup> aus einer Waldordnung von 1608, aus dem Jahr 1713/1743**

In diesem Extrakt wird auf eine ältere Urkunde, auf die Waldordnung von 1608, Bezug genommen. Diesen „Extract“ wollen wir hier an dieser Stelle auch vorstellen, obwohl anschließend die komplette (?) Kopie der Waldordnung von 1608 ebenso folgt. Wozu diese „Extract“-Kopie noch gefertigt worden ist und 1743 beglaubigt wurde, ergibt sich leider nicht aus den Archiv-Unterlagen

Der genaue Titel lautet:

---

18 Frühe Bezeichnung für Villingen.

19 Extrakt [lateinisch] der, hier für allgemein: Auszug; Zusammenfassung der wesentlichen Punkte eines Textes.

***Extract aus Einer mit dem Hoingischen Cantzley Insiegel vidimirten, so rubricirten: Waldordnung, wie dieselbige Anno 1608 publiciret, und zu Hoingen und Langsdorff bey Gericht lieget:***

Beglaubigt durch den Notar Carolus Ludovicus Dietz aus Lich 1713/1743, das gut erhaltene Papiersiegel des Notars ist durch schwarze-gelbe Schnüre mit den Textseiten verbunden.

(Faksimile der Urkunde, Vorder- u. Rückseite Abb. 2 u. 3 im Anhang)

*„Wir Mauritz Graff Zu Solms, Herr Zu Müntzenberg, Wildenfels und Sonnenwalde thun kund und bekennen hiermit:*

*Demnach Wir aus dem Augenschein vernehmen, daß die Wälder in Unser Graff- und Herrschafft Müntzenberg durch den 17 ten Marty Anno 1606 Zu Vor dergleichen unerhörten Windes-Gewalt, auch täglichen Missbrauch, und daß man der Ausbeßerung und Vermehrung des Gehöltzes bishero wenig nachgesetzt hat, wofern denen nit mit guter Ordnung und steiffer Hand*

*Handhabung derselben Rath gefunden wird, in endliche Verwüstung und Abgang kommen müssen, derowegen so haben Wir nach dem Exempel etlicher Vor Alters gelobten Kayßer und Königen, nit weniger auch weyland der Wohlgebohrenen Unßerer geliebten VorEltern Chistseel Gedächtnis und Exempel dieße Waldordnung Zu Verfaßen, keinen Umgang haben noch nehmen sollen.*

*pp.*

*Und als weyland die Wohlgebohrenen Unßere geliebte VorEltern wohlseel. Gedächtnis das Waldförster-Ambt den Schultheißen in der Wetterau befohlen gehabt; als soll Unßern Schultheißen im Land ins gesambt beneben Unßerm Keller Zu Hoingen als Ober-*

*Schulthei(ß)*

*Schultheißen des Gerichts Vilden, samt den Unter-Schultheißen bemelten Gerichts die Ufsicht der Wäldten beneben denen jetzt befindenden Beambten Zu Hoingen die Handhabung dießer Unßerer Waldordnung anbefohlen haben; die Waldbußten und Straffen sollen also getheilet werden, nemlich, daß dem Rüger, Er seye gleich Keller, Förster, Diener oder Unterthan Ein Fünfftheil, die Zwey Fünfftheil Uns oder Unßeren Erben oder Nachkommen, die Zwey Fünfftheil aber der Gemeinde, die sich der Wälden, darinnen die Verbrechen Vorgangen ist, dießes Straffgeld, Sie das-*

*selbig*

*selbige an lederne Eimer, Feuerhaken und anders anzulegen, sollen gefolgt werden. pp.*

*In Urkund haben Wir dieselbe Unßeren Unterthanen mit Unßerem ufgedrückten Secret-Siegel wißentlich Zustellen laßen.*

*Actum et datum*

*Hoingen den 4 ten 9bris<sup>20</sup> Anno 1608*

*Daß dieße copia der Waldordnung mit der in dem Gerichtsbuch Zu Hoingen und Langsdorff liegenden Waldordnung, wie solche denen Gemeinden all Zeit Vorgelesen worden, allerdings Von Wort Zu Wort gleichlautend*

*seye,*

*seye; Solches wird mit hiesigem herunter getrückten hochgräfflichen gewöhnlichen Cantzleye Siegel beurkundet.*

*So geschehen Hoingen den 1 ten Aprilis Anno 1713*

*LS*

*Daß Vorstehender Extract mit deme mir Vorgelegten - unter dem gewöhnlichen Cantzley Siegel Zu Hoingen vidimirten beglaubten Trans-Sumt, concordire und gleichlautend seye, Ein solches bezeuge ich mit dießer meiner eigenen Hand und Unterschrift und beigedrückttem meinem gewöhnlichen Notariat-Signet. So geschehen Lich den 14 ten January 1743*

*Carolus Ludovicus Dietz  
Notarius Caesareus publicus et  
juratus, in fidem ratione officii  
legitime requisitus »*

### **III. Kopie der (kompletten?) Waldordnung des Grafen Moritz publiciert im Jahre 1608**

Neben dem vorstehend schon aufgeführten „Extract“ der Waldordnung von 1608 liegt auch die gesamte (?) Waldordnung in beglaubigter Kopie, ebenfalls von 1713, vor (beglaubigt am 1. April) mit dem Titel:

**Copy der Waldordnung des Grafen Moritz publiciert im Jahre 1608,**

---

20 = Novembris.

**Beglaubigt durch das Papiersiegel der Hochgräflichen Cantzley zu Hungen, 1713, April 1.**

(Faksimile der Urkunde, Abb. 4 u. 5 im Anhang)

Der Text lautet:

*„Waldordnung wie dieselbe Ao 1608 publicieret, unndt Zu Hoingen bei Gericht liegend + Undt Langsdorff*

*Wir, Mauritz Graff Zu Solms, Herr zu Müntzenberg, Wildenfels Undt Sonnenwaldt et cetera Thun kundt Undt bekennen hiermit, demnach Wir aus augenschein vernehmen, daß die Wäldte in Unserer Graff-Undt Herrschafft Müntzenberg durch den 17ten Marty Anno 1606 zuvor dergleichen unerhörten Windtes gewalt, auch täglichen Misbrauch, undt daß mann der ausbesserung undt vermehrung des gehölzes bishero wenig nachgesetzt hat, woferen denen nit mit guter ordnung undt steiffer handthabung derselben Rath gefundten wirdt, in endtliche Verwüstung unndt abgang kommen müßen, derowegen so haben wir nach dem Exempel etlicher vor alters gelebten Kayser undt Könige, nit weniger auch Weylandt wohlgeborenen Unßerer geliebten VorEltern Christseligen Gedächniß unndt Exempel dieße Waldtordnung zu Verfassen keinen Umgang haben noch nehmen sollen.*

*Unndt Erstlichen, dieweilen in Unßeren Wäldten daß Eichene Gehöltz alters halben in abgang kommen ist, sollen unßere Beambten, Schultheyßen unndt Gemeindte daran sein, daß wiederumb Junge Eichen uffgezogen und darmit die ledige Plätze in unßeren Wäldte besetzt, unndt solches neu gesetztes Holz uffgeforschet (?) Undt gehegt wirdte, worzu alle Gemeindte Ihre besondere eigene wohl Verhegte Plätze anstellen unndt haben sollen, welche Sie mit Eicheln besaamen.*

*Daß geschiehet aber Uff zweyerlei weiße. Eine, Daß mann die Eicheln gleich nach dem auffleßen im Herbst zuvor unndt ehe es gefrieret, wieder eingesetzt, also daß Je eine von der andern einen spannen weit Unndt Eines fingers tieffe, ob der Grundt gleich ungeackert ist, gesetzet undt eingestoßen würdten, Solches geschiehet bequemblich mit Einem holtz daß rundt Einer Zwerchhandt breit, in der mitte Einen Zapfen, ohngefährlich<sup>21</sup> Daumens dick Undt Länge hat, Unndt daß Einer, deme der die Löcher stößet, die Eichelen nach einstößet unndt zuscharret.*

*Die andere weiße aber ist nützlicher unndt bequemlicher auch gebräuchlich daß der befriedete unndt gehegte grundt über Sommer 2. oder 3. mahl umbgeackert dadurch der waßen ausgetilget, folgendts im*

---

21 Ungefähr.

*Herbst, So mann die Eichelen gesamblet hat, thut mann dieselbe in einen truckenen Keller Uber winter rühret mann die Eichelen alle woche 2. oder 3. mahl durcheinander.*

*Folgendts im frühling, wann es nachläßet Zu frieren, thut man die Eichelen im Keller in Einen wohl angefeuchteten Sandt, Eine läge Eicheln, unndt eine läge Sandt, So laße Sie im Sandte so lange liegen, bis Sie haben angefangen außzustoßen oder zu kiehnen (keihmen?) alßdann obgemelten zum drittenmahl geackert unndt gebauten grundt mit solchen kiehnenden (keihmenden?) Eicheln besaamet, daß Je eine Eicheln einer spannen weit von einander geworffen unndt gleich noch den selbigem tag unter geackert werdten sollen; die Uffpflanzung unndt Hegung solcher gesähten Eicheln Sollen Ihnen unßere Underthanen mit allem ernst angelegen unndt befohlen sein lassen. Derowegen welches dieses Jungen gewächßes etwas auszöge, beschädigte oder verderbte, soll es mit Einem turnes<sup>22</sup> verbüßen unndt die Zum wenigsten etwas mit Ihrem Viehe beschädigten acht tage mit dem gefängniß, unndt darzu mit einer nahmhaften Geldstraff, alles nach erkandtnus unßerer Beambten gestrafft werden.*

*Wann nun dieße gesetzte Junge Eichelen so hoch erwachsen, daß sie Einem hackenstiele gleich dick unndt so hoch, daß kein Viehe Ihre oberäste erreichen oder beschädigen kann, So sollen vor ausgrabung derselbigem im frühling ahn denen ortten, da mann Sie hinsetzen will, vor Eine Jede Junge Eichel Kauthen, ungefehr 2. Schuhe tieff, undt so weit die wurtzeln bereichen mögen, doch unten solche Kauthen etwas enger, dann unten ausgegraben werdten, damit solche den Sommer über geschlachtet (?) und die wurtzel begreiffen würdte.*

*Zu nechst darruf folgenden Herbstzeit ungefehr 14 tage vor Galli<sup>23</sup> Sollen alßo die Junge gewachßene Eicheln ausgegraben, Unndt in die im frühling darzu gemachte Kauthen ein gesetzt werdten, mit Dornen bestocket unndt vorm Viehe bewahret werdten, biß sie wohl gewurtzelt, damit sie von dem Rindviehe nit umbgestoßen oder gerüttelt werde.*

*Wann auch Gott der Allmächtige in erster erschaffung aller Ding der Erdten den Saamen Zu allerley Kräutern unndt Bäumen eingepflanzet, alßo daß Ein Jeder Erdtboden, wofern der mit seinem Wasser oder überflüssigen Kälte Verderbet, unndt daß deßen mit der Viehetrifft unndt wäyden<sup>24</sup> ein Zeit lang verschonet wirdt, von Natur Kräuter undt Holtz tragen müßen, So ist vornehmes mittel baldt allerley gehöltz zu ziehen Unndt uffzupflanzen, daß man in große wüste unndt öde ledige*

---

22 Turnosen = Geldwert.

23 Gallustag = 16. Oktober.

24 Weiden.

*Plätze abtheile in besonderer Hegung dieweil mann deß gantzen Platzes zur Viehetrifft Vielleicht nicht entbehren kann, deswegen anfangs Ein Vierthen theil deßen Zur Holtz Zucht einhege Unndt Vor dem Viehe befreye, bis solches gesträuch seine Höhe undt Stärcke bekombt, daß darinnen Vom Viehe kein schadten mehr geschehen kann, undt also follendts folgendt mit dem zweyten, dritten und Vierthen theil des Platzes gefahren, So bekombt mann in wenig Jahren ein groß gehöltz unndt sehr vortreffliche gute waidte, da zuvor bloße Unnütze tröscher (?) gewesen sein.*

*Dießes sollen unsere Beamten und Underthanen sehr wohl in acht nehmen, undt wo es die gelegenheit gibt, ins werk setzen sollen.*

*Insonderheit aber hat mann der nähe herumb zu Vermehrung brenholtz sehr gute gelegenheit mit den Jungen Hainbuchen<sup>25</sup>, dieselbe fortzupflantzen, wie oben von den Jungen Eichen gesetzt ist, dann solche Hainbuchen ebenso hoch, daß kein Viehe die neuen Sommerladten erreichen kann, in gebührender Zeit abgestümpfet Viel Holtz tragen, unndt doch kein Viehe darunter Undt darummerhero<sup>26</sup> Seiner waidte unbenommen. Welches die alten vor vielen Jahren wohl in acht genommen unndt solche Hainbuchen in Hoinger und Langsdorffer wäldten eingesetzt haben.*

*Fleyßige HausVatter werdten nit unterlaßen Eicheln in Ihre gehegte Gärthen an die Zäune, Item obstkern den Winter unndt Herbst Über gesamblet, fürters wann die warme Zeit im Sommer im May eintritt, solche Kern, wann Sie vor zweyen tagen in waßer geweichet, auch in Ihre Gärthen einzustecken, derowegen wir auch nochmahls die gehegten Gärthen Vermög Unßer Feldtordnung<sup>27</sup> den Winter vor dem Uffreißen bey deren darin gesetzte straffe wollen befreyet haben.*

*Nun aber daß ander mittel höchlichen von nöthen ist, nemblichen, wenn die Uffsicht daß Jenige, waß diße Unßere Waldtordnung Statuiret unndt erfordert, zu befehlen, So befindten wir zwahr den befelch Waylandt des Wohlgebohrenen, Unßeres lieben Großherren Vettters Bernhardtes Wohlseel. hierzu sehr bequemblich Unndt dienlich seye*

---

25 Die Hainbuchen wurden früher häufig auch zum Bepflanzen der Dorfbefestigung, der Haingräben, verwendet, weil sie sich gut schneiden ließen und bald eine dichte Hecke bildeten, daher kommt wohl möglicherweise der deutsche Name. Hainbuche = (Carpinus), Gattung der Birkengewächse mit 26 Arten, in Mittel- und Südeuropa, Mittel- und Ostasien und im atlantischen Nordamerika; in Deutschland nur die Hainbuche (Weißbuche, *Carpinus betulus*), 20-28 m hoch, mit grauer, glatter Rinde. Sie trägt nach 30-40 Jahren Früchte, blüht Ende April bis Mai. Das Holz ist kernlos, weißgrau, schwer, hart, elastisch, druckfest (Maschinen-, Drechsler-, Stellmacherholz).

26 Soll wohl heißen nicht durch kann!

27 Hier erfahren wir auch von einer Feldordnung.

*deßen Inhalt ist, welcher hierinnen bußfällig erfundten würdte, Soll von den Waldtförstern anbracht werdten, wohe aber Ein bürger oder Jedes orts, dahin diße ordnung gelangt eingesessener nachbahr Jemandt in Einem schadten findet, der Verbrecher seye einheimisch oder ausländisch, der solle es auch bei seinem Eydte Zu allen 4 Wochen bey der gantzen gemeindte deswegen versamblet öffentlich vorbringen, Unndt der Gerichts Schreiber solches uffzeichnen, dieweilen es Ein oder Zwey förster nit alles Versehen oder verrichten können.*

*Undt alß Waylandt die wohlgebohrene unser geliebten VorEltern wohlseelig gedächtnis daß Waldtförster Ambt den Schultheyßen in der Wetterau befohlen gehabt, alß soll Unßerm Schultheyßen im Landt insgesambt beneben unßerem Keller zu Hoingen alß ober Schultheyßen des Gerichts Vildten sambt der Under Schultheyßen bemelter Gerichts die Uffsicht der wäldten beneben denen sich befindeten Beambten Zu Hoingen die handthabung dißer unßerer Waldtordnung anbefohlen haben, die waldtbußen unndt Straffen alßo getheilt werdten, nemblich daß dem Rüger, Er seye gleich Keller, Förster, Diener oder Unterthan Ein fünffheil, die Zwey fünffheil Unß oder unßeren Erben oder Nachkommen, die Zwey fünffheile aber der Gemeindte, die Sich der Wäldten, darinnen die Verbrechen vorgegangen ist, dißes Straffgeld, Sie daselbige ahn ledderne Eimer, Feuerhacken unndt anzulegen sollen gefolget werdten, doch was ahn Unßeren Vollkommenen Eigenthumb in in alle wege ohne schadten unndt nachtheil. Welche wissentliche eine Verbrechen wieder dißer Unßere Waldtordnung ungeandert, Unndt ungerüget laßen, die sollen mit doppelter straff, welche sonsten der Verbrecher schuldig ist unnachläßig belegt werdten.*

*Damit aber Unßere Beambten bericht haben wie Viel Sie Jedwederem, der deßen benöthiget ist bau- oder brennholtz geben sollen, So wiederholten Wir dißfals die in Anno 1559 gemachte Ordnung, nemblich, daß Jederm Haußmann Jährlich 2 wagen mit brennholtz zu geben seye, aber unsern beambten, Kellern undt Schultheyßen, laßen wir Jedern bey deme, wie Sie es herbracht haben.*

*Nachdeme auch herkommens daß Jede gemeindte in der wochen waldt täge haben, so soll uff dieselbe nit mehr dann Eine Persohn zu waldt gehen, Unndt keines mehr dann 4 läste heimtragen Unndt solches gelesene holtz niemand verkauffen bei straff 5 Schilling.*

*Daß bauholtz betref Soll deme So bauens vonnöthen zu Einem alten bau, nemblich Hauß, Scheuern, oder sonsten Einem Hauptbau gegeben werdten 5 nothhöltzer, nach erkanntnus Unndt Gelegenheit des bauens. Zu Einem neuen bau, wie nechst gemelt, Sollen gegeben werdten 10 Stämm Eichen undt buchenholtz, nach erkanntnuß Unndt wie es von nöthen, Unndt nach dem es der waldt ertragen kann.*

*Die Zeit wann Ein solches Zimmer- oder bauholz zu fällen Soll angehen gleich nach Aigidy<sup>28</sup> bis zu Endte des Marty.*

*Die übrige Monath aber Soll kein holtz gefället werden, auch anderß nit, dann nach dem Licht wie bräuchlich.*

*Es soll auch kein Underthan bauens sich anmaßen, Es geschehe dann mit Unßerm undt Unßerer beambten vorwißen Ünndt erkandtnus der nachbahrschaft ob Ihme solches bauen nöthig seye oder nicht.*

*Folgt nun wie die bußfällig sollen angehalten werden.*

*Welcher Einen Eichenen bäulichen Stamm ohne erlaubnus abhauet unndt darüber erfunden bezeuget oder beschuldiget würdte, Soll es mit 4 Sch (?) Verbüßen. Item Einen wagen mit buchenholtz mit 2 sch.*

*Item Einen wagen mit uhrholtz mit 1 sch.*

*Item einen Karren mit uhrholtz mit 6 Alb.*

*Item ausgesene Straffällige sollen doppelt straff erlegen.*

*Item welche Uff den waldtag holtz heimtragen in dörren oder grünen W... ? gebunden, die sollen es erstlich mit 1 alb. darnach mit Einem turnes Unndt Letztlich mit dem Gefängnis verbüßen.*

*Item Ein Stamm so Einer tragen kann soll verbüßet werden 3 turnes (?).*

*Item Ein grüner Ast mit 3 Schilling.*

*Item Ein dorrer Ast mit 1 ?.*

*Ein gebundt grünholtz 3 alb.*

*Ein Gebund Dörrholtz 2 alb.*

*Item welchem brenn oder bauholtz gegeben würdte, Unndt dasselbige in 4 wochen nit heim schafft, soll daselbige holtz Verloren haben unndt noch darzu Sechs turnes straff erlegen, Er wähe dann wegen tieffen unndt bösen wetters oder weg halber deswegen zu entschuldigen.*

*Item welcher Ihme gegebenes bauholtz Verkaufft Soll es Verbüßen so hoch Alß ob Er es gefährlich selbstem gehauen oder genommen hätte.*

*Item welcher Ein feuer in Einem waldt macht, ob es gleich ohne schadten geschiehet Soll es mit 3 ? verbüßen.*

*Wer aber vom feuer ein Schadten verursacht, soll nach erpfindung Ünndt ermäßigung Unßerer Beambten Verbüßet werden.*

---

28 Egidy.

*Wann auch die erfahrung gibt daß die Wäldten mit dem Schaafftrieb-  
ben mercklich Schadten nehmen, alß sollen Unßere Beambten mit  
Zuthuen etlicher Eltisten in der Gemeindte die es betreffen kann,  
darinnen ordnung geben, damit des Jungen gehöltzes mit den  
Schaafftriebben verschonet werde.*

*Daß Groß Viehe, welches in allen Wäldten und Höltzern großen  
Schadten tut, ist von Wäylandt Unßeren geliebten Voreltern Wohlseelig  
mit gutthun der benachbahrschafft oder Herrschaft von Vielen Jahren  
gänzlich verboten Unndt abgeschafft, darüber sollen Unßere  
Beambten und Underthanen auch fürterß Verstiglich halten.*

*Wann der Allmächtige Gott in Unßeren Wäldten Eckers bescheren  
wirdt, Sollen Unßere Beambten Unndt Förster Jedes mahls um  
Bartholomai oder Äigidy Uns zu gewissen Zeiten zu wissen thun, wie die  
Eckern oder mastung gerathen sey, dieselbige Unßeren Underthanen  
Unndt Unß zum besten anzuwenden.*

*Ferners demnach wir durch rechts erlernung daß Plenum Dominium  
der Wäldten Uns zu gehörig sein will, wollen Wir disses Unßeres  
rechtens Unßeren Beambten und Förstern zu ewigem Nachdenken er-  
innert haben, der gestalt wann 2. 3. oder mehr Bäume Umbgeschlagen,  
sollen selbige Verkauft unndt das Geldt in unßere Renthen gebracht,  
aber die einzehlige Windtfälle Unßern Förstern zu Ihrer ergetzlichkeit  
wegen Ihrer mühe, damit Sie desto fleißiger sein möchten, gelaßen  
werdten.*

*Letztlich alß Unßerer VorEltern wohlseel. Beambten deren bürger  
Unndt Underthanen an verschiedenenen Orthen fischweyher zu machen  
gestatten Unndt dabey der Herrschafft rechtens gar nit in acht genom-  
men, So Wollen Wir zwahr solche weyher nach thunlichen Dingen  
Ihnen gern gönnen, doch daß Unß hinfürters der gebührende Zehnde  
Jedes Orthes an sich oder dem erlösten Geldt treulich geliefert wertdte.*

*Behalten hiermit Unß, Unßeren Erben unndt nachkommenen bevor,  
diße Unßere ordnung zu mehren, zu mindern Unndt zu Verbessern.*

*In Uhrkundt haben wir dieselbe Unßern Underthanen mit Unßerem  
Uffgedruckten Secret Siegell wißentlich zu stellen laßen.*

*Actum et Datum Hoingen den 4 t 9bris<sup>29</sup> Anno 1608.*

*Daß diße copia der waldtordnung mit der in dem Gerichtsbuch zu  
Hoingen unndt Langsdorff liegende waldtordnung, wie Solche den Ge-  
meinden allzeit vorgeleßen wordten, allerdings von Wort zu Wort*

---

29 = November.

*gleichlautendt seye; Solches wirdt mit hießigem hierunter gedruckten Hochgr. gewöhnlichen Cantzeley - Siegell beuhrkundet.*

*So geschehen Hoingen den Iten Aprilis Anno 1713.“*

In dieser Waldordnung hören wir davon, dass damals die Wälder in keinem guten Zustand waren, im Einzelnen lesen wir:

- Dass Schäden durch Stürme „*Windsgewalt*“ aufgetreten sind.<sup>30</sup>
- Dass täglich Missbrauch vorkam.
- Dass die Wälder wenig gepflegt worden sind, „wenig nachgesetzt“ wurde.
- Verwüstungen aufgetreten sind.
- Dass das alte Eichenholz völlig in Abgang gekommen war.
- Dass junge Eichen herangezogen werden sollen.
- Anweisungen, wie die jungen Pflanzen herangezogen werden sollen.
- Dass öde Orte bepflanzt werden sollten.
- Hainbuchen sollen ebenfalls herangezogen werden.<sup>31</sup>
- Fleißige Hausväter sollen in ihren Gärten Bäume, vor allem Obstbäume pflanzen.
- Es wird Bezug genommen auf „... unsere lieben Groß Herren Vatters Bernhard“.
- Die Frevler werden „*Verbrecher*“ genannt.
- Die Strafe gegen die Frevler werden aufgeteilt in 1/5 an den Rüger = Anzeigender, 2/5 an das gräfliche Haus und 2/5 an die Gemeinde, die davon Feuerschutzgeräte, wie Eimer und Feuerhaken, anschaffen soll.
- Wer Frevel ungeahndet ließ, wurde mit der doppelten Strafe belegt.
- Es wird auch auf eine frühere Ordnung von 1559 verwiesen.
- Waldtage werden eingeführt.

---

30 Da wird man doch an die furchtbare Sturmkatastrophe erinnert, die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Wälder Oberhessens hereinbrach.

31 Die hier schon früh gegebene Anweisung auch Hainbuchen aus Samen zu ziehen, fand Eingang in die Waldordnung anderer Herrschaftsbereiche, so z. B. Landgrafschaft Hessen (Clemm, a.a.O.).

- Die Menge an Bauholz wird geregelt.
- Die Zeitpunkte der Holzfällung sind geregelt „von Egidy bis zum März“.
- Es folgen die Bußgelder, selbst für Feuer im Wald zu machen wurden 3 Turnosen festgelegt.
- Auch die Schädlichkeit der Waldweide und der Streunutzung scheint erkannt gewesen zu sein.
- Es wurden Regeln über die Fischweiher und die hierfür „gebührende Zehnden“ festgelegt.

Vieles davon ist zwischenzeitlich Allgemeingut in der Forstwirtschaft geworden, anderes ist heute nicht mehr vorstellbar, trotzdem war diese Waldordnung damals wohl vorbildlich.

#### **IV. Extrakt aus der Langsdorffer Ordnung wegen Nutzung durch die Gemeinde und des Stamm-Geldes**

Aus dem Jahr 1715, also 2 Jahre nachdem die vorstehende Waldordnung beglaubigt worden ist, liegt ein weiterer Extrakt im Archiv von Villingen vor.

Er hat den Titel:

***Extract aus der Langsdorffer Ordnung wegen Nutzung durch die Gemeinde und des Stamm-Geldes für den herrschaftlichen Förster, 1715, Juli 3.***

(Faksimile der Urkunde, Abb. 6 im Anhang)

Der Text lautet:

*“Extractus Reichs Hoffrats Conclichi*

*Mercury d 3 ten July 1715*

*3) Den Langsdorffer Wald betreffl.<sup>32</sup>*

*Da würde die alldasiege Gemeinde bey ihrem hergebrachten Gebrauch sothanen<sup>33</sup> Walds, auch einiges Holtz mit Bewilligung des Graffen und vorhergängiger Anweysung daraus zu verkauffen und das davor gelöste Geld der Gemeinde zum besten zu verwenden, hiermit manuterniret, Jedoch denen Landtherrl. Juribus ohne Abbruch, auch der von wayland Kayserl. May. Ferdinando 11 comfirmirten Waldt- Ordnung*

---

32 Dass die Urkunde mit der Nr. 3 beginnt, deutet auf eine unvollständige Abschrift, eben einen Extrakt.

33 altertümlich = solch, so beschaffen.

*wegen Bestellung derer Beambten und Förster, wie nicht weniger der Herrschaft hergebrachten Mastung und nothdürftiger Beholtzung im geringsten nichts benommen mit dieser weitem Erinnerung der Graffen die Langsdorffer Unterthanen mit ungewohnl. Kosten auser des Stamm Geldts für den Herrschafft. Förster, so für billig hiermit erkandt, auf keine Weise Zu beschwehren, auch seinen Leuthen in Ausholtzung oder sonsten Zu excediren, keineswegs Zu gestatten gleichfalls sey.*

*4) Die Stadt Hoingen bey dem bißhero hergebrachten Gebrauch, des so genannten Hecken Waldts, iedoch obgedachter Waldordnung gemäß Zu lassen und dabey zu Handhaben mit dem Zusatz, daß ebenfalls gleichwie in vorgängigen „membro“ die Bestellung des Herrschafft. Försters, und das demselben verodnete Stamm Geld für billig gehalten werde.“*

Die Forstwirtschaft in der Grafschaft Hungen wurde noch durch weitere im Gemeinde-Archiv erhaltene Urkunden geregelt, die Darstellung aller Urkunden würde den Raum hier erheblich überschreiten.

Die restlichen Urkunden wurden bzw. werden in der Reihe „Villingener Hefte“ des Heimatkundlichen Arbeitskreises innerhalb der Evangelischen Kirche Villingen-Nonnenroth veröffentlicht.

Auskünfte dazu erteilt auch der Verfasser auf Anfrage.



Extract aus einer mit dem Hongischen  
 Cantzley-Insiegel vidimirten so rubri-  
 cirten: Waldordnung, wie dieselbige  
 Anno 1608 publiciret, und zu Houngen  
 und Langsdorff bey Gericht lieget.

Wir Margt Brauff zu Delmb, Goss  
 zu Müngzenberg, Willenfeld und Witten-  
 wald, für uns und Bekennen für uns:  
 Uemselben die aus dem Augenschein  
 Altessemen, das die Wälder in un-  
 ser Graff- und Gerssaff Müngzenberg  
 den 17. d. März Anno 1608.  
 Zu dem vorgelassen unersforden Wälder-  
 ab-gewalt, auf vorgelassen Wälder-  
 besetzung, und das man des Wälder-  
 besetzung und Altessemen der  
 geschehen Wälder wenig nach  
 geschehen ist; weßern denen mit  
 uns gültig Ordnung und Statuten

Abb. 2 Vorderseite zu II. Extract aus einer mit dem Hongischen Cantzley  
 Insiegel vidimirten, so rubricirten: Waldordnung, wie dieselbige  
 Anno 1608 publiciret, und zu Houngen und Langsdorff bey Ge-  
 richt lieget Beglaubigt durch den Notar Carolus Ludovicus Dietz  
 aus Lich: 1713/1743

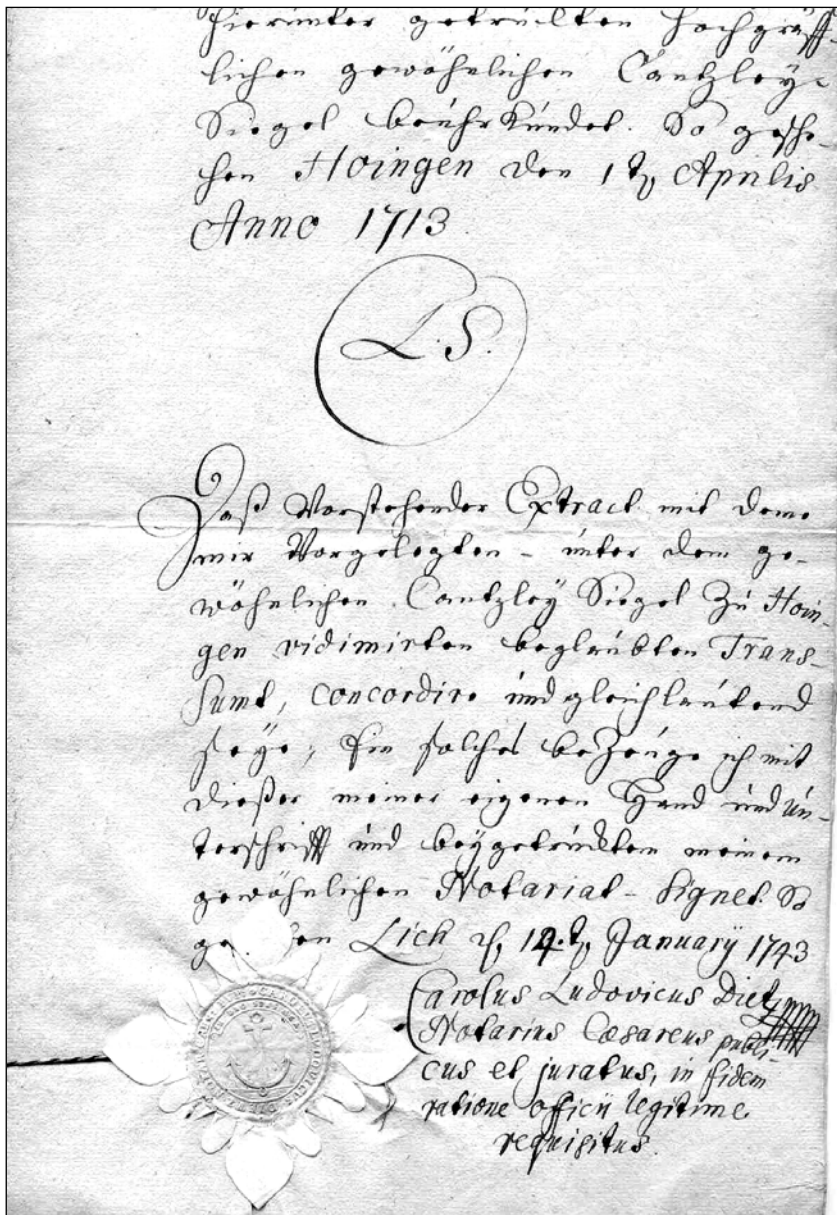


Abb. 3 Rückseite zu II. Extract aus einer mit dem Hongischen Cantzley Insiegel vidimirten, so rubricirten: Waldordnung, wie dieselbige Anno 1608 publiciret, und zu Houngen und Langsdorff bey Gericht lieget Beglaubigt durch den Notar Carolus Ludovicus Dietz aus Lich: 1713/1743, mit dem schönen Notariatssiegel



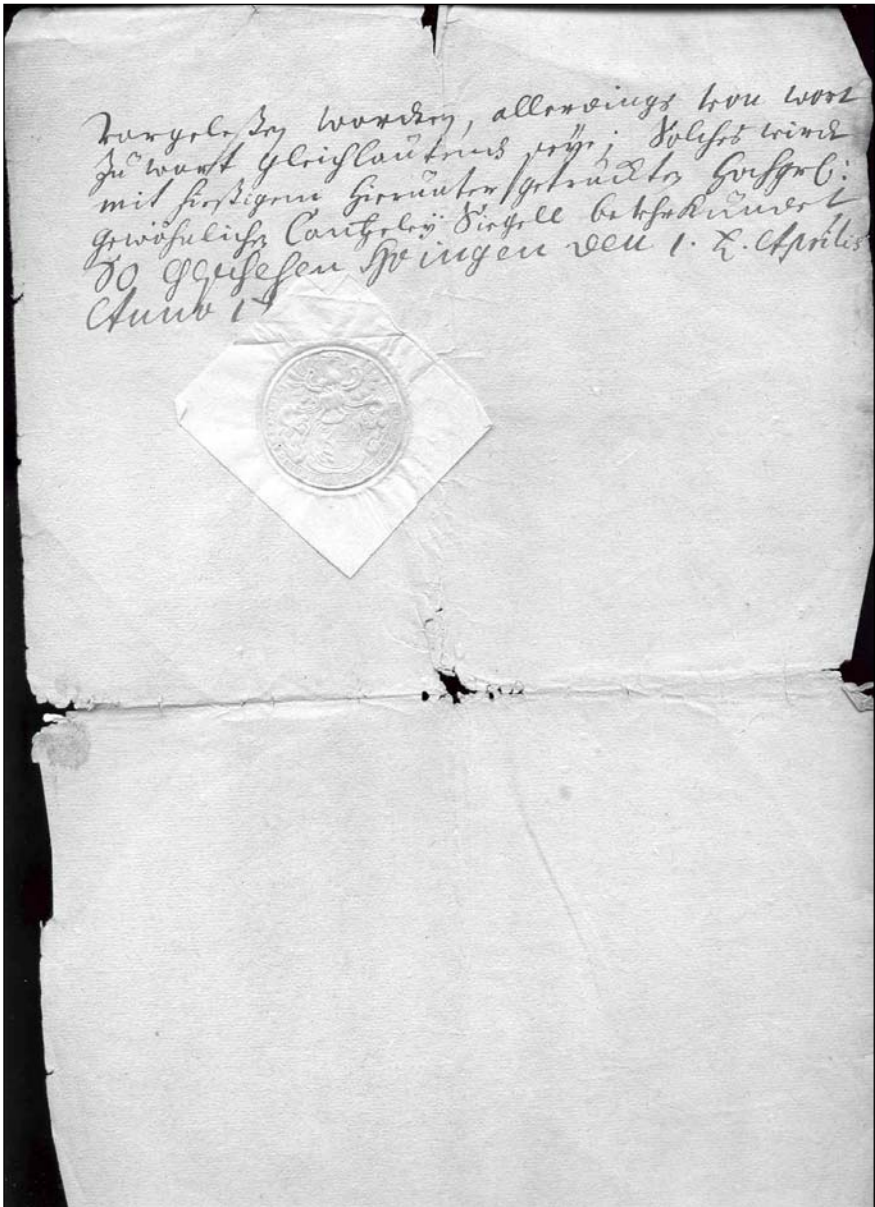


Abb. 5 zu III. letzte Seite: Copy der Waldordnung des Grafen Moritz publiciert im Jahre 1608, Beglaubigt durch das Papiersiegel der Hochgräflichen Cantzley zu Hungen, 1713, April 1, mit dem angesprochenen Siegel

Extractus. Konigs. Hof. Raths. Conclusi.  
 Mercurij d. 13ten Julij 1715.

3) Von Langsdorffs Malz. Entwurff.  
 In welchem die allerhöchste Gemüthe  
 bey ihrem freygebrachten Gebrauches  
 Hannen Malz, und nimmlich Holz mit  
 Einwilligung des Grafen und noch,  
 freygebrachten Amman in dem  
 zu verhalten, und des Vorort yalder  
 Gold der Gemüthe zum besten zu  
 Anwenden, und mit manchem  
 andern dumm Landt. <sup>Landt</sup> ~~Landt~~ von  
 Abbruch, und des von vorgelaud  
 König. May. Ferdinando II. confir-  
 mirten Malz. Ordnung wegen die,  
 Stellung dero Graubden und  
 sonst, wie nicht vorrign die ~~Landt~~  
 statt freygebrachten Maßung und  
 nachlässigen Tuschung im gering-  
 sten nicht annehmen, mit diesen  
 vorhin <sup>Landt</sup> ~~Landt~~ un Grafen  
 die Langsdorffs Entwurff mit

Abb. 6 1. Seite zu IV. Extract aus der Langsdorffer Ordnung wegen Nutzung durch die Gemeinde und des Stamm-Geldes für den herrschaftlichen Förster, 1715, Juli 3



# Alte handgezeichnete Karten im gräflichen Archiv: Die „Beilegung“ des Wetterfelder/Laubacher Streits um das „Sträuches“ im 17. Jahrhundert\*

G. Heinrich Melchior

## Einleitung

Es kann nicht sicher festgestellt werden, seit wann der Streit zwischen Laubach und Wetterfeld um Ländereien an ihrer Grenze schwelte. Die „Irrungen“, wie solche Händel damals hießen, müssen jedoch wohl schon in das 15. Jh. zurückreichen, nachdem das Dorf mit dem Kirchsatz<sup>1</sup> daselbst und zu Bürgeln im April 1456 durch Liese v. Nordeck und Kraft von Bellersheim an Johann Graf zu Solms-Laubach verkauft worden war.<sup>2</sup> Ob es dabei um den Steinbruch des ausgegangenen Dorfes Bürgel ging, kann vermutet werden;<sup>3</sup> sicher spielte aber auch die Viehweide und -mast der Laubacher im „Sträuches“, ihrem Wald, eine wichtige Rolle, wie der Streit um den Viehtrieb und die Landwehr der Laubacher zum Sträuches hin beweist. Auch im 17. Jh. war der Streit noch lange nicht beigelegt, obwohl dies sicher von der einen oder anderen Seite erhofft wurde und in den entsprechenden Protokollen verschiedene Male zum Ausdruck gebracht wird. Ein Aufsatz über handgezeichnete Karten im gräflichen Archiv über die „Wetterfelder Verwaltung“ liefert dafür den Beleg,<sup>4</sup> denn auch 1714 waren etliche Areale zwischen beiden Gemeinden noch strittig,<sup>5</sup> und die Auseinandersetzung ging über weitere Jahrzehnte, ja Jahrhunderte bis in unsere

---

\* Allen Wetterfeldern mit einem herzlichen Glückwunsch zu ihrer Ersterwähnung vor 1200 Jahren.

1 Das Recht eine Patronatsstelle zu besetzen mit dem dazu gehörenden Genuß: „mit aller Eigenschaft und zuogehörde [Zubehör] der Nutze und aller gevelle“ [= zustehende Dienste u. Zahlungen]. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 11, Sp. 809.

2 F. Battenberg: Solmser Urkunden, Bd. 2, Nr. 1362, 1365, Darmstadt 1982, Nr. 1362, 1365.

3 H. Braunroth: Sagen um Laubach, das Laubacher Löffelmännchen. S. 23-24, Laubach 1995.

4 G. H. Melchior: Alte handgezeichnete Karten im gräflich Solms-Laubach'schen Archiv (GSLA): Die Wetterfelder Verwaltung 1714/1737. Beitrag in diesem Band.

5 GSLA A-XXXII, Grenzakten 99: Copia Copiae v. 11. Nov. 1704 und andere Schriftstücke.

Zeit.<sup>6</sup> Kein Wunder, dass sich die Sage der langjährigen Streitigkeiten annahm, und sie auf unvergleichliche Weise<sup>7</sup> ausschmückte.

## Das Kartenbild

Die hier zu besprechende Karte stammt wahrscheinlich aus dem 17. Jh.; weder Autor noch Entstehungsjahr oder Maßstab werden genannt.<sup>8</sup> Die Art der Zeichnung, eingetragene Daten und andere Aufzeichnungen weisen jedoch auf diesen Zeitrahmen hin. Sie ist im gräflichen Kartenregister mit der Nr. I,7,4 eingetragen<sup>9</sup> und markiert die Wetterfelder Grenze vornehmlich zum Nachbarn Laubach zwischen „Ziegenzahl“ (Waldstück nach Ruppertsburg hin) und „Einfürst“ (Waldstück nach Lauter hin). Der Wetterfelder Wald, der sogen. Bürgelwald, die Landwehr vom „Eisern Schlag“ bis zum Sträuches mit dem dort erlaubten Viehtrieb der Laubacher erfahren in der detaillierten Zeichnung der Karte besondere Beachtung (Abb. 1). Der weitere Verlauf der Grenze wird durch eine einfache schwarze und auf beiden Seiten farbige markierte Linien mit den jeweiligen Richtungsänderungen an den betr. Feldmarken-Steine (Abb. 1a), „Stützel“ (Markierungspfähle), Äckern, Wegen mit den Flurnamen - bis zur „Einfürst“ dargestellt. In einer Kartusche werden im Text die auf der Karte benutzten Zeichen und Farben und insbesondere der Viehtrieb der Laubacher beschrieben und auf der Karte gezeichnet. Eine achtstrahlige, mehrfarbige Windrose am Rand, nördlich des Sträuches, des Laubacher Waldstückes, nordet die Karte. Ihr Maßstab beträgt etwa 1: 27.000. Wegen ihrer Größe und ihres Alters und den damit verbundenen sehr großen unterschiedlichen Helligkeitswerten kann die Karte hier nur in einzelnen Teilen wiedergegeben werden.

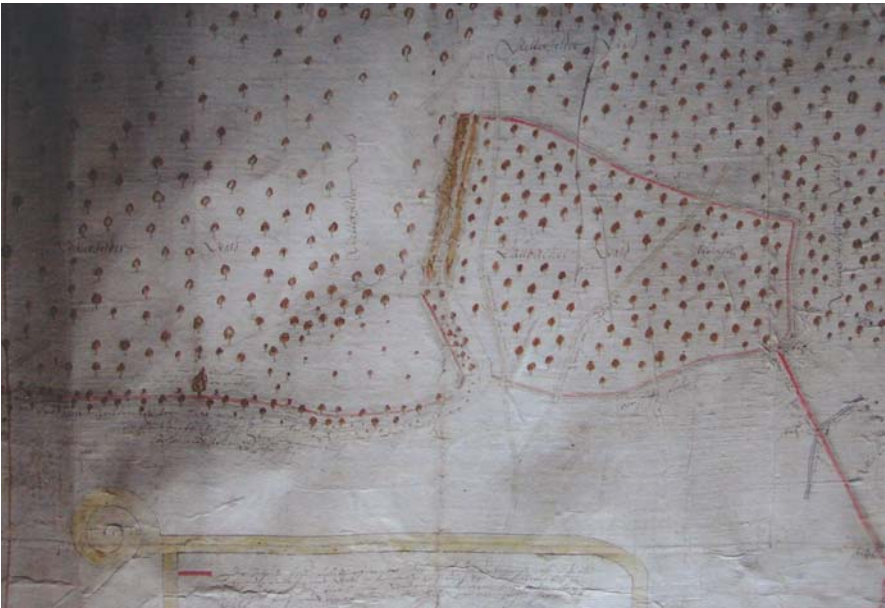
---

6 G.S.L.A. A-XXXII, Grenzakten 99: Acta Den Am eisernen Schlag zwischen Laubacher und Wetterfelder Gemarkung [...] aufgeworfenen Graben und [...] verkommen seyn sollenden Markstein betr[effend] 1786-93; s. dazu die ausführliche Anm. 24; H. Braunroth: Der langwierige Streit um das „Sträuches“, HiB 39./40. Wo Sept. 2001.

7 W. Demmer (Das Löffelmännchen nach C. Desch, Wetterfeld): Lebendige Volkssagen um Laubach, Grünberg 1935, S. 10; W. Demmer: Lebendige Volkssagen ... Winter-Verl. Heuchelheim 1989 & 1993; s. auch Anm. 3.

8 G. H. Melchior u. G. Steinl: Repertorium Karten I & IV, G.S.L.A. Laubach 2001. Reg.-Nr.: I,7,4; (1) Ort: Laubach-Wetterfeld, Grenzkarte zwischen L. u.W.; (2) Verfasser: nicht genannt (n.g.); (3) Beschreibung: Inselkarte, [Grenzverlauf zwischen Laubach und Wetterfeld (vom Eysernen Schlag zur Einfürst) mit Überwegen, kolorierte Reinzeichnung mit Nutzungsangaben, [Kartusche m. Einzelheiten des Vergleichs über das Sträuches], Windrose, 105x101 cm im Querformat; (4) Maßstab: n.g. (5) Entstehungszeit: Bezug zum Jahr 1578, Entstehung vermutlich im 17. Jh.; (6) Herkunft: Karton Nr. 5; (10) Material: Papier auf Leinen.

9 Vgl. Anm. 8.



*Abb. 1: Der Wetterfelder „Bürgelewald“ vom „Eysern Schlag“ und die Laubacher Landwehr bis zum Sträuches*



*Abb. 1a: Markstein am Sträuches*



Abb. 2: Die Landwehr am Wetterfelder Wald mit dem besonderen Viehtrieb der Laubacher vom „Nadelöhr“ zur Landwehr am Sträuches

## Der Wetterfelder Wald, die Landwehr und der Viehtrieb

Der gesamte Süden der Wetterfelder Gemarkung wird durch eigenen Laubwald eingenommen, in dem als Dorn das Laubacher Sträuches steckt, an das im Osten herrschaftliche Felder der Grafschaft Solms-Laubach angrenzen. Laut der auf der Karte am östlichen Waldrand geschriebenen Erklärung erstreckte sich vom Weg am „Eysern Schlag“ von Laubach her eine Landwehr entlang des Wetterfelder, des „Bürgel-Waldes“ mit drei Gräben oder Aufwürfen (vgl. Abb. 1) und mit zehn Marksteinen (vgl. Abb. 1a) bis zum Sträuches. Sie bezeichnet den Viehtrieb der Laubacher, um in ihren Wald zu gelangen. Danach ist eine Landwehr ein markierter Schutz für bestimmte Fluren mit Gräben, Aufwürfen und Marksteinen, hier für einen Laubacher Überweg zum Sträuches, wie er auf der zu beschreibenden Karte entlang des Wetterfelder Waldes dargestellt worden ist (Abb. 2).

Die Laubacher bekamen außerdem für ihren Viehtrieb besondere Rechte zugestanden, um in „ihrem Sträuches“ die Waldweide zu erreichen: sie durften die Landwehr für sich beanspruchen und in Besitz

nehmen. Am Nadelöhr, einer Eiche mit einem Loch im Stamm,<sup>10</sup> durften sie ihr Vieh unter bestimmten Auflagen von der Landwehr aus sogar quer durch den Wetterfelder Wald auf kürzestem Wege in das Sträuches treiben (vgl. Abb. 2). Diese Bedingungen besagten, dass Laubacher Vieh im Wetterfelder Wald weder Aufenthalt noch Weiderecht hatte und nur „kleine Atzung“ nehmen durfte.

Die in der Kartusche der Karte gegebene Erklärung über die Landwehr entlang des Wetterfelder Waldes und den Viehtrieb vom Nadelöhr durch den Wetterfelder Wald zum Sträuches<sup>11</sup> lautet folgendermaßen:

[Roter Strich]

*Der Rothe Strich, od[er] farb, zeigt an wie die gränzte der Laubacher sowohl in die[der]/  
sogenandte[n] Landwehr=und Wald im streiches=als auch von derselben biß in/  
die Einfürsten [verläuft und] Weg[en] des Triebs und Weidgang mit ihrem Vieh [sich ver-] halten sollen/  
deswegen auch marcksteine = säul oder stützel= denen vergleichen gemäß/  
gesetzt word[en] sind//*

[Blaue Farbe]

*Die blaue Farb Zeiget ebenfalls an, Wie derer Wetterfelder ihre/ Gränzte in diesen Waldungen, [und] auch ihre Trifft weg[en] der Weide an/  
[und wie] denen [die] Laubächer [sich ver-] halten und beziehen sich beide gemeindte auff ihre/  
dessent[wegen] aufgerichtete Vergleiche//*

[...]

---

10 Das „Nadelöhr“ war eine Eiche mit einem auffälligen Loch im Stamm, sie diente deshalb als Grenz- und Markzeichen. Es konnte künstlich am ausgewachsenen Stamm mit der Axt hergestellt worden sein und überwallte an den Wundrändern. Das Loch konnte aber auch natürlich entstehen, wenn zwei nebeneinander wachsende Eichenheister, von denen einer auf Grund eines „Unfalls“, wie Bruch auch vom Menschen herbeigeführt, die Wuchsrichtung stark änderte, beide dadurch ständig aneinander rieben, die Wachstumszone verletzten und schließlich an der Wundstelle verwuchsen. Auch an anderen Arten wie besonders Linden, die in der Jugend miteinander verknotet wurden, entstanden solche Löcher beispielsweise bei Gartenabgrenzungen als romantische begrenzte Durchblicke. Beispiel: Linden im ehemaligen Römheld'schen Garten auf der Schmelz, der Friedrichshütte bei Ruppertsburg.

11 Jeweils das Zeilenende der Kartuschenerklärung wird mit „/“ bezeichnet; „//“ bezeichnet ein Absatzende.

*Eine punctuätion [Punktierung] zwischen zwey schwarz gezogenen strichlein bedeutet eine[n] gräbgen/ od[er] sogenandte Aufwurff, dere sich an verschiedene orth und radt [?] befind[en]//*

[...]

*Eine einfache punctuätion [Punktierung] so lincker hand des Eichbaumes = das nadel ohr/  
genandt = anfängt und ziehet durch einen stück des Wetterfeldes Waldes/  
durch nach dem streiches zu, bedeutet einen blosen trieb des Viehes/  
doch ohne auffenhalt = und weidgerechtigkeit derselben, so die Laubacher/  
in diesem Wald Vermög[e] eines vergleiches haben//*

[Grüne Farbe]

[zwischen Wetterfelder Wald und Sträuches: Am südlichen Ende des Sträuches, das an den Wetterfelder Wald durch eine Landwehr als Grenze anschließt, sind die schmalen Streifen zwischen den Gräben mit und ohne Baum- und Strauchbewuchs (mit a und b bezeichnet), zwischen beiden Parteien strittig. Der sehr gewundene Kartuschentext ist erst nach längerem und mehrmaligem Lesen verständlich. Er lautet:]

*Ein Platz od[er] ein stücklein in = und Von dem Wald darauff bäume od[er] Holtz/*

*bemercket, und noch ein stücklein an diesem, darauf keine bäume/ od[er] Holtz ist, alle beide aber mit einer grünen farb bemerket/ sich =oben [im Süden] am streiches, befind[et] sich auch ratiõne [wegen] der länge zwischen/ drey gräbgen eingeschlossen, ist strittig zwischen denen Von/ Laubach= und denen Von Wetterfeld.//*

*Dann die Laubächer halten ihre[n] Gang, und pretendiren [beanspruchen, fordern] solches, gehen also/ entwed[er] aus ihre Landwehr od[er] aber so einerley ist aus dem streiches/  
geg[en] = od[er] = nach dem gräbgen. Lit[tera, Urkunde, hier s. Karte] a.a.a:// (Abb. 3)*

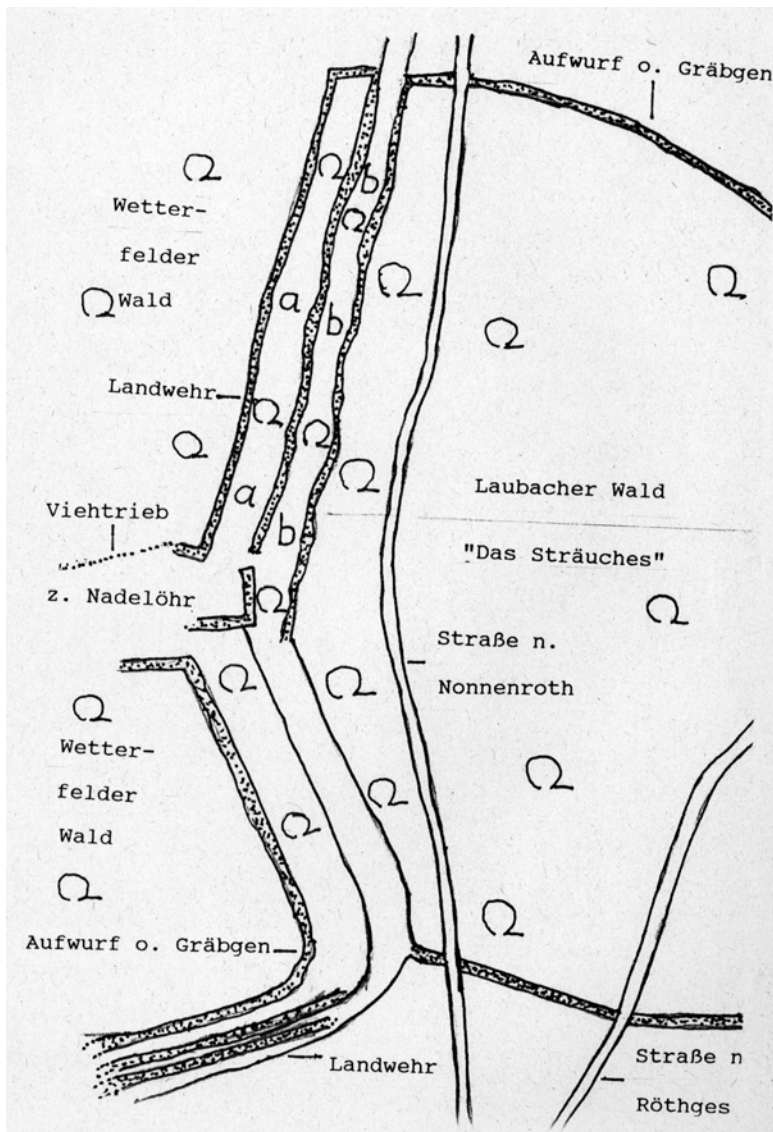


Abb. 3: Einzelheiten der südlichen Landwehr am Sträuches mit dem von Wetterfeld(a) und Laubach(b) beanspruchten Gelände

*Die von Wetterfeld gehen ebenfals aus ihrem Wald, mög[en] auch/  
gleichwohl anfang[en] oben od[er] unten welches auch einerley  
Wäre,/  
und pretendiren solches, und gehen also an dem gräbgen Litt.b.b.b. //  
(vgl. Abb. 3)*

## **Das Sträuches**

Das Laubacher Sträuches ist als Waldstück am nordöstlichen Rand des Wetterfelder Laubwaldes etwa in Gestalt eines ungleichseitigen Vierecks eingetragen (vgl. Abb. 1, 2). Im Osten wird es durch herrschaftliche Felder und auf allen anderen Seiten durch Wetterfelder Wald umschlossen, so daß es ohne Überwege durch anderes Eigentum nur auf Umwegen erreicht werden kann. Dafür bieten sich die „Alte Straße“ von Laubach nach Wetterfeld mit den Wegen nach „Nunnenroth“ und Rödges an, die sich, bevor sie das Sträuches erreichen, auf den herrschaftlichen Feldern gabeln. Im Süden ist es teilweise durch ein- und mehrfache Gräben bzw. Erdaufwürfe mit Baumvegetation und im Osten und Westen durch einfache Gräben abgegrenzt. Der o.a. mit grüner Farbe bezeichnete schmale Waldteil bezieht sich ohne Zweifel auf den komplexen Teil der Landwehr zwischen Wetterfelder Wald und Sträuches, die zum besseren Verständnis gezeichnet wurde (vgl. Abb. 3). Es ist zwar nur ein winziger Bruchteil des Waldes beider Kontrahenten, doch immer wieder war er strittig, ein Hinweis darauf, wie bedeutungsvoll solcher, auch kleiner Besitz in der Vergangenheit gewesen ist. Erst im Vertrag von 1704 (s. unten unter „erstlich“) unterlag Wetterfeld dem bzw. den mächtigeren Nachbarn.

## **Der Vergleich von 1704 nach gräflichen Grenzakten**

Auch die im gräflichen Archiv über die Beilegung des Streits vorhandenen Akten weisen darauf hin, daß weitere Reibereien und Streit vorprogrammiert waren,<sup>12</sup> auch wenn ein besiegelter Vergleich im Jahr 1704 von beiden Seiten angenommen und veröffentlicht wurde. Unklar ist dabei jedoch, ob es sich auch um die von Amts wegen gefaßte Darstellung auf der Karte handelt. Viele Einzelheiten weisen darauf hin. Der Wortlaut des Vergleichs ist folgender:

*„Zu wissen seye hiermit jedermänniglich, Nachdeme zwischen der Stadt Laubach an einem und dem Dorf Wetterfelden am anderen Theile, Verschiedene Strittigkeiten sich ereignet und darüber gegeneinander Process geführet auch der Augenschein mit Aufschlagung des alten Erb-*

---

12 Vgl. Anm. 5 und 6.

buchs, und andern Nachrichten wiederholet worden, daß endlich beyde Partheyen in der Güthe auf interposition [Berufung] derer H[err]s[c]h[aft]l[ichen] Rätthe, sich verglichen wie folgt<sup>13</sup>:

„Erstlich, so hat die Stadt Laubach praetendieret [gefordert], daß die Landwehr oder diejenigen zwey Graben, welche von der Gegend, wo jetzo das neue Gericht stehet, hinauf bis nach Wetterfeld sich ziehet, ihre Terminy [Gelände] schneide, und mithin die Weide und alles daraufstehende Holtz ihr allein eigenthumlich zugehöre welches aber die Wetterfelder insoweit solche Graben ihren Wald bey dem Ziegenzahl bis an das Sträuches begränztet nicht gestatten, sondern das Holtz und Weide darauf, sich zueignen wollen, auch Bäume gefällt und Vor sich gezeichnet. Weilen aber solche Aufwurfe, der Graben und Landwehr nach dem Laubacher Feld und Terminy diese Wehr auch nicht de[n]r Wetterfelder Wald sondern die Laubacher Terminy schützet, so haben die Wetterfelder solche Landwehr und beyde Graben auf beyden Seiten der Stadt mit Holtz und andere Nutzungen der Stadt Laubach gelaßen, dergestalt daß sie [-] die Wetterfelder[-] daran kunftig nichts weiter wollen zu praetendiren [fordern] haben.“ [Es war dies die gesamte Landwehr vom „Eisern Schlag“ an bis zum Sträuches; vgl. Abb. I].

„Zweytens so hat die Stadt einen gewissen Strich von dem sogenannten Baum das Nadelohr :weilen ein Loch dadurch gehet: genannt durch den Wetterfelder Wald bis nach ihrem Wald das Streiches genannt ganz eigenthumlich mit Holtz Weid und Mastung, und zwar in solcher Breite, wie hin und wieder drey nebeneinander sich gefundene kleine Grabe[n] oder Aufwurfe gezeiget, praetendiret welches aber die Wetterfelder der Stadt nicht gestatten, noch daß solche Grabe[n] dergleichen inferiren [deutlich machen], nachgeben wollen. Weil aber die starcke Vermuthung vorhanden, daß solche Graben und Aufwurfe und durchlöcherete Bäume nicht vergeblich seyn, sondern wenigstens einen bloßen Durch-Trieb, welcher wegen eines Stückes von vielen Morgen Herren Geländ, wie vorgeben wird, so in der Wetterfelder Wald einschneidet, umb solches zu verschonen, dahin vielleicht geordnet gewesen, bedeuten mögte, so haben die Wetterfelder endlich auch insoweit nachgegeben und wollen hinführo der Stadt einen bloßen Durch=Trieb mit ihrem Vieh, von solchem Baum mit dem Loch :so das Nadelohr genannt: über die Landwehr durch ihren Wald gestatten, und die alte Aufwurfen renovieren [wieder herstellen] doch daß die Laubacher innere solchen Aufwurfen Verbleiben und nicht soweit ausschweifen, oder Geiß-Vieh dadurch treiben, noch auch an dem Grund

---

13 GSLA A-XXXII, Grenzakten 99 Copia copiae. Als Kopie einer Kopie wurde auf die Angabe von Absatz- und Zeilenenden verzichtet.

*Holtz, Weid und Mastung, außer was im Durchtreiben an geringer Atzung genutzet wird, das geringste- zu praetendieren haben sollen“.*

[Dieser zweite Absatz stimmt inhaltlich in großen Teilen mit der Erklärung in der Kartusche überein (vgl. Abb. 2)].

*„Drittens, so haben vor etlich Jahren die Wetterfelder, unten am Sträuches gegen dem Dorf Wetterfelden zu in possessio [Besitz] gegen die Stadt erhalten, wogegen aber die Stadt das petitorium [Ansuchungsschreiben] ausstellen und sich auf das Erbbuch, worinnen klar enthalten, dass der Stadt ihr Wald das Streiches genannt in einem Graben umfasst seye:, beziehen wollen. Dagegen die Wetterfelder einen tiefen Einschnitt und Lienie Vor sich angeführet, so ist es endlich dahin Vergleichten worden, daß diese Ecke in soweit der Tiefe Einschnitt gehet auf beyden Seiten denen Wetterfeldern bleiben solle und daß ehestens ein Quergraben über den Anfang solches Einschnitts geführt und mithin solcher Quergraben künftig der Scheid zwischen der Stadt Wald das Streiches und denen Wetterfeldern an solchem ort nebst der Landwehr seyn und bleiben solle,<sup>14</sup> wie dann dieser benahmte ort das Streiches mit Steinen und Aufwurfen unterschieden und versehen worden, damit hinkünftig daweniger ein weiterer Streit deswegen entstehen könne.*

*Mit welchem allen dann beyde Theile zufrieden gewesen und die Hochgräfl[iche] Cantzley ersuchet, zu da mehrerer Festhaltung und Sicherung diesen Vergleich so in duplo [doppelt] ausgefertigt und jedem Theil ein Exemplar zugestellet worden, obrigkeitlich zu confirmiren [bestätigen], so auch geschehen mit Vorbehalt Landesherrschafft[licher] Hoheit und Gerechtigkeit“.*

*„Datum Laubach den 11. November 1704.*

*Daß dieses mit der procuer[?]ten [besorgten ?] Abschrift gleichlautend attestiret [bezeugt] Laubach den 22 Jan. 1788. In fidem [f.d.R.] Otto“<sup>15</sup>*

---

14 An Hand der vorliegenden Karte kann die später so genannte Sträuchesecke nicht lokalisiert werden. Einen Hinweis auf ihre Lage gibt jedoch der terminus „unten am Sträuches gegen dem Dorf Wetterfelden zu“. Danach dürfte sie mit dem heutigen „Sträucheswald“ am nördlichen Ende des Sträuches identisch sein: Er liegt in Richtung Dorf und zieht, im Vergleich mit dem übrigen Sträuches, nach „unten“ in das Tal der Wetter.

15 Otto war von Oktober 1765 bis 1806 Sekretär in der gräflichen Verwaltung und von 1771 bis 1799 Rechnungsführer der Landkasse, also eine langjährige Vertrauensperson für alle Seiten.

## Ursachen und Folgen des Vertrags

Trotz dieser eingehenden und damals wohl auch den Kontrahenten - vielleicht sogar - leicht verständlichen Beschreibung des Viehtriebs und der beiderseitigen Rechte und Pflichten, wird die ganze Verwicklung an der Grenze zwischen Bürgelwald und Sträuches einigermaßen verständlich, wenn man sich die in den Verträgen festgelegten Grenzen, Viehtriebe und Landwehren aufzeichnet (vgl. Abb. 3). Dabei muß vor allem der Umstand berücksichtigt werden, daß es sich damals nicht um eine „offene Feldmark“ handelte, in der jeder Acker, jedes Waldstück und jede Wiese auf entsprechenden Wegen direkt erreicht werden konnte, wie es heute in der Regel der Fall ist.<sup>16</sup> Es waren vielmehr Fluren und oftmals nur „Läpperchen“, die allein mit Zustimmung der Nachbarn und/oder auf Überwegen erreichbar waren. Während der Erntezeit war die Feldflur „geöffnet“, offen und das Überfahren von Fremdeigentum je nach Erntefortschritt gestattet. Grenzen dieser Art mußten auch zwangsläufig in der Folgezeit zu Reibereien, Zwistigkeiten und Prozessen, immer wieder Anlaß geben, die bis vor dem Reichskammergericht im Verlaufe von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, ausgetragen werden mußten. Sie waren in der Regel durch die damalige Technik in der landwirtschaftlichen Nutzung, verwickelten Mischlagen des Eigentums und der Topographie der Fluren begründet. Auch das Verschwinden von Grenzsteinen<sup>17</sup> und natürlichen Grenzmarkierungen wie Bäumen<sup>18</sup> oder Büschen und Zeichen an diesen gaben Anlaß zu Streitereien über das Mein und Dein. Beabsichtigt verwickelte Grenzziehungen, wie sie auch heute noch von Kontrahenten aller couleurs aus leicht nachvollziehbaren Gründen immer wieder verbrochen werden, waren natürlich auch damals gang und gebe.

Betrachtet man nun den gefundenen Kompromiß zwischen der Stadt Laubach und dem Dorf Wetterfeld, so ist wohl eindeutig nur ein Verlierer auszumachen: das Dorf Wetterfeld. Alle Landwehren zwischen der Ruppertsburger Gemarkung bis zum Laubacher Sträuches wurden der Stadt zugeschlagen, was sicher einen erheblichen Geländeverlust bedeutete. Darüber hinaus musste sogar den Laubachern ein Durchgang, ein Viehtrieb, durch den eigenen Wald gestattet werden. Außerdem

---

16 „Gih merr nedd iwwer moi Äckerche, gih merr nedd iwwer moi Wihs“, ist ein heute noch vielerorts in Hessen gesungenes Liedchen, dessen Anfang auf diese Situation hinweist. Es konnte dabei Schaden an den aufgehenden oder bereits reifenden landwirtschaftlichen Kulturen entstehen.

17 Vgl. Anm. 24.

18 Vor der Einfürste war wohl ein Strauch im Vergleich von 1578 als Grenzmarke festgelegt worden. Weil er irgendwann verschwand, wurde ein mit einem Kreuz gezeichneter Birnbaum Grenzpunkt. Doch auch der war zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Karte im 17. Jh. nicht mehr vorhanden.

blieb die Grenze zwischen Bürgelwald, dem vom wüst gefallenem Dorf Bürgel an Wetterfeld überkommenen Wald und dem Sträuches an seiner Südgrenze auch weiterhin strittig (vgl. Abb. 3). Wetterfeld handelte sich dafür eine kleine Waldecke, die Sträuchesecke, in Dorfnähe ein und nicht einmal die Gewähr, dass es künftig in Ruhe und in eigener Verantwortung in seiner Gemarkung wirtschaften durfte.

Hatte nun Wetterfeld wirklich so schlechte Karten beim Aushandeln dieses sogenannten Vergleichs? Nach meiner Ansicht waren sie nicht schlechter als die der Laubacher. Doch im Gegensatz zu Laubach ging es gegen zwei übermächtige Nachbarn an. Da war einmal die Stadt mit ihrem sicher auch in Prozessen geschulten Stadträten und zum Andern die gräfliche Herrschaft mit geschulten Juristen und dem Souverän im Hintergrund. Letzteres geht auch daraus hervor, dass im Osten am Wetterfelder Wald und Sträuches herrschaftliche Felder angrenzten und aus dem zweiten Punkt des Vergleichs, in dem es u.a. heißt: „... einen bloßen Durchtrieb[ab Nadelöhr zum Sträuches], *welcher wegen eines Stückes von vielen Morgen Herren Geländ* ... so in Wetterfelder Wald einschneidet, *umb solches zu verschonen*, dahin vielleicht geordnet gewesen ...“ Mit dieser Annahme und dem „vielleicht“ konnte damals der Laubacher Viehtrieb durch den eigenen Wald der Wetterfelder begründet werden.

## Der weitere Grenzverlauf bis zur Einfürste

An der nordöstlichen Ecke des Sträuches bezeichnet ein „stützl“ den ersten Grenzpunkt außerhalb des Waldes (vgl. Abb. 1). Die Grenze führt zunächst aus dem „Schlund“<sup>19</sup> hinaus zu einem weiteren Grenzpfahl an „ein klein canälgen nach der Mühl“ (vgl. Abb. 1).

Zwangsläufig stellt sich hier die Frage, um welche Mühle es sich dabei gehandelt haben könnte. Die Wetterfelder Mühle war seit 1557 aktenkundig, als Graf Friedrich Magnus dem Lauppacher Müller Johann Trapp den ersten Erbleihbrief „für Mühle und einem neuen Gebäu“ ausgestellt hatte.<sup>20</sup> Sie bezog ihr Wasser jedoch nicht aus der Wetter, sondern „laut alten Briefen aus der Lauterer Gemarkung und durch Aufräumung der in dem Mühlgraben (Mühlbach<sup>21</sup>) gebildeten Quel-

---

19 Figürlich: Tal oder Tiefe; weitere Erklärungen s. Grimm, Bd. 14, Sp. 834.

20 GSLA A-XXXV Mühlenakten, 74: Kurze aktenmäßige Beschreibung der zur Grafenschaft Solms-Laubach dermalen gehörigen Mühlen 1786; Nr. IX: Wetterfelder Erbleihmühle. GSLA A XXXV Mühlenakten, 7&8 (Bd. I & II): Acta betr. die Mühle unten am Dorf Wetterfeld gelegen ex ao.1557 usque 1714.

21 S. Anm. 8: Karten-Nr. I,7,25. Hauptplan des auf Darmstädter Territorium liegenden Wetterfelder Distrikts. Grundriß über das Hessenfeld zu Wetterfeld im Jahr 1756, Karte von Johann Henrich Eyffert.

len“. Sie stand damit weiter nördlich der heutigen Wetterfelder Fischzucht-Teiche und befand sich also jenseits, d.h. nördlich (rechts) der Wetter. Somit konnte sie hier nicht gemeint sein.

Das „klein canälgen nach der Mühl“ ist jedoch am nördlichen Rand des Sträuches und ganz eindeutig südlich der Wetter eingezeichnet worden. Das erste Bittgesuch zum Bau der Sträuchesmühle an der „Bürgel-Heeg an den Pfarrgarten“ an Graf Friedrich Ernst wurde zwar bereits im Jahre 1709 von Johannes Trapp gestellt, doch wurde die neue Mühle nach gräflichen Archiv-Unterlagen mit Sicherheit erst zwischen 1715 und einige Jahre vor 1722 erbaut.<sup>22</sup> Auch sie konnte hier also weder eingezeichnet noch erwähnt sein.

Doch was für eine Mühle war es dann, zu dem das „klein canälgen“ sein Wasser hinführte? Wir sind dabei auf Vermutungen angewiesen: Es könnten die Reste einer Mühle am Bürgelbach (möglicherweise dem Mühlgraben) des wüst gefallenen Dorfes Bürgel nahe Wetterfeld gewesen sein, über die schriftliche Unterlagen bislang nicht gefunden wurden.<sup>23</sup> Doch sicher ist, dass zur Zeit der Zeichnung der Karte gegen Ende des 17. Jhs. bereits eine Mühle existierte, sonst hätte ein „klein canälgen zur Mühle“ auf der besprochenen Karte nicht dargestellt werden müssen. Andere urkundliche Unterlagen haben wir jedoch nicht.

In diesem Zusammenhang bleibt eine weitere Frage offen: Wo floß der „Bürgelbach“, an dessen Ufer nach Trapps erster Eingabe im Jahr 1709 die Sträuchesmühle gebaut werden sollte? Eine Deutung wäre jedoch auch hier zu finden. Waldstücke und auch Bachläufe hatten früher andere und in gleichen und aufeinander folgenden Zeit-Abschnitten oft verschiedene Namen. Als extremes Beispiel seien die Namen eines linken Nebenbaches der Horloff angeführt: in der Einartshäuser Gemarkung ist dies der Grundbach (er fließt durch den „Grund“), in der Gonterskirchener aber der Hindernbach (nach den Wüstungen Ober- und Nieder-Hinderna), der Flachsbach (Flachsroste) und der Bettenbach oder Bodenbach (Flurstücke in der Nähe südlich und nördlich der Horloff), bevor er in die Horloff mündet. Heute wurde er nach mehr als 15-jähriger Flurbereinigung in „Einartsbach“ umgetauft. Könnte es

---

22 Die erste Eingabe zum Bau einer Mühle an der „Bürgel-Heeg an den Pfarrgarten“ wurde vom Dorf abgelehnt. Ein Antrag mit dem gleichen Ziel im Jahr 1715 von Conrad Lauth wurde vom gräflichen Verwaltungschef positiv beurteilt. Der Sträuchesmüller Philipp Henrich Schönberger war 1722 dem verstorbenen Sohn des Laubacher Ratsverwandten Jhs. Schmitt 20 fl schuldig geblieben, die dieser nun zurück forderte. Demnach muß die Sträuchesmühle nach 1715 und eine Zeitlang vor 1722 erbaut worden sein.

23 Auch Pfr. Scriba, der darüber im gräflich Laubach'schen Archiv forschte, konnte keine urkundlich schlüssigen Daten vorlegen.

dann nicht auch hier so sein, dass die Wetter damals im Dorfgebrauch „Bürgelbach“ genannt wurde, weil sie durch die weite Flur des ausgegangenen Dorfes Bürgel ihren Lauf nahm, der Name noch im Bauantrag des Wetterfelders auftauchte und nachher vergessen wurde? Oder war es wirklich „nur“ der Mühlgraben einer nicht mehr betriebenen Mühle vom Ausgang des 17. Jhs.?

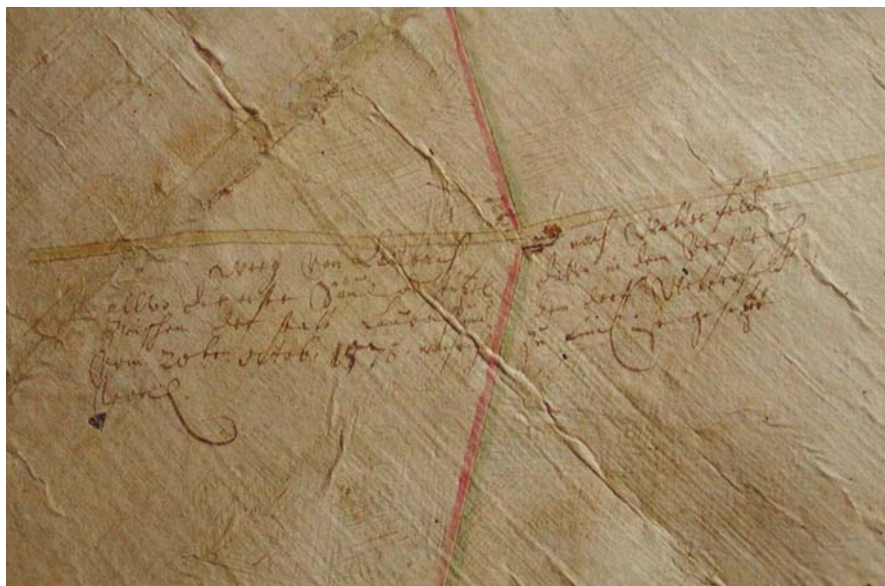


Abb. 4: Grenze bis zum Weg von Laubach nach Wetterfeld

Der weitere Verlauf der Grenze führt geraden Wegs weiter durch Wiesen zur Wetter bis zum dortigen Grenzpfahl, richtet sich etwa östlich und aufwärts entlang des Flußlaufs und biegt am folgenden Grenzpfahl rechts der Wetter im rechten Winkel zum „Weg von Laubach nach Wetterfeld[ab]= allwo die erste Säule oder Stützel davon in dem Vergleich zwischen der statt Laubach und dem Dorf Wetterfeld vom 20ten octob[er] 1578 nachrichtl[ich] zu find[en] ist gesetzt worden“ (Abb. 4).

Hinweise auf diesen Vergleich wiederholen sich anschließend an allen Punkten, die Richtungsänderungen des Grenzverlaufs zur Folge haben. Von diesem Weg aus verläuft die Grenze mit einem schwachen Knick nach Nordosten weiter zum Stötzel „auf dem krummen acker“ [vid.=videlicet=nämlich] (Abb. 5), wiederum mit Hinweis auf den Vergleich von 1578. Nach dem Grenzpfahl am Deschen-Acker (Abb. 6) kreuzt sie den Esels-Pfad mit Richtung auf weitere Grenz-Pfähle und Steine „Am dicken Strauch“.

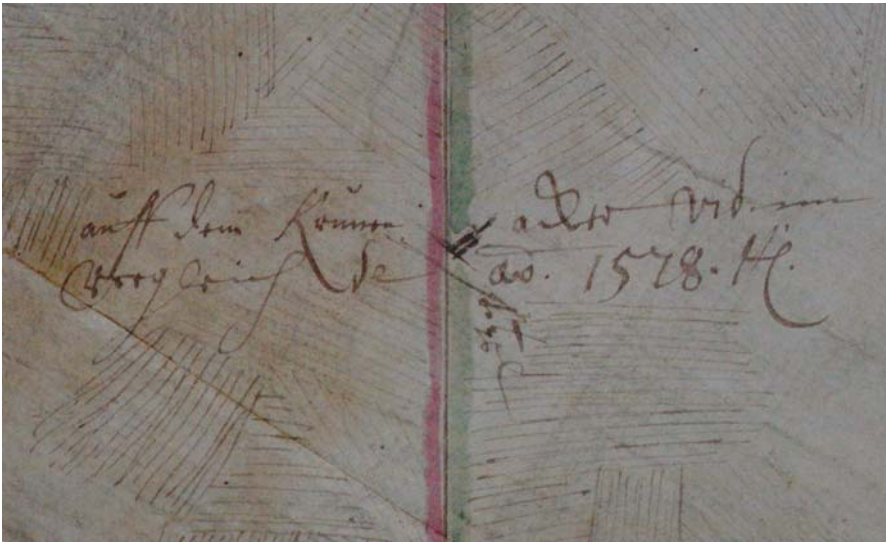


Abb. 5: Grenze am „Krummen Acker“ mit „Stützel“ als Grenzpfahl

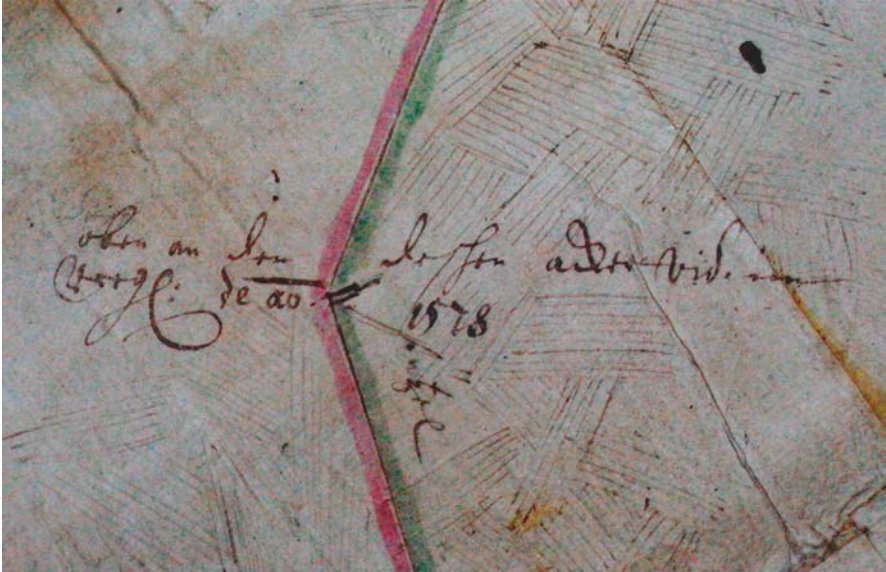


Abb. 6: Grenzknick am „Deschen Acker“ wiederum mit Grenzpfahl



*Abb. 7: Grenze an der „Einfürste“*

Als Grenzzeichen ist „Vor der Einförst oder[der] biennbaum [Birnbäum] aber so mit einem Kreuz gezeichnet war, nicht mehr vorhanden“. Über weitere Grenz-Pfähle und -Steine erreicht die Grenze in einem Waldgebiet schließlich einen Weg am „Darmstädt[isch] od[er] Lauterer Land“. Die Grenze des Waldes ist eingetragen mit „das ende der Einförst nach Wetterfeld zu“ (Abb. 7). Danach gehörte auch damals schon ein Stück Wald an der Einfürste dem Dorf Wetterfeld.

Der gesamte Grenzverlauf nachdem die Grenze das Sträuches verließ wurde in Abbildung 8 skizziert. Bemerkenswert ist hier sicherlich, dass ihr Verlauf nach dem Verlassen des Sträuches in der Folgezeit für Grenzstreitigkeiten kaum mehr einen Anlass gegeben hat.

Wer jedoch mit dieser Grenzziehung und dem ausgesprochenen Vergleich von 1704 zu hoffen gewagt hatte, nun Jahre des Einklangs und Friedens an der Grenze am Laubacher Sträuches zu erleben, sah sich sicher enttäuscht, denn die Reibereien gingen auch in der Folgezeit weiter, wie der nachfolgende Aufsatz über den Wetterfelder Wald von 1714 und andere Eintragungen am Gräflichen Vormundschaftsgericht deutlich machen.<sup>24</sup>

Endgültig beendet worden ist der Streit um das Sträuches erst in unserer Zeit. Die nachfolgende Beschreibung der Wetterfelder Waltung berichtet darüber.

---

24 GS LA A-XXXII, Grenzakten 99: Actum in Regimine, Laubach den 15. Januar 1788: In Sachen des Stadtrates zu Laubach gegen die Gemeinde zu Wetterfeld. Klagender Stadtrath: nach denen bereits ventilirten hochgräf-[lichen] Vormundschaftl[ichen] Acten“, hatte er gezeigt, dass „bey dem Eysernen Schlag zwischen der Stadt und der Gemeinde Wetterfeld ein Marckstein entkommen welcher um in Zukunft alle Grenzstreitigkeiten zu vermeiden“, wieder an die fragliche Stelle zu setzen war. „Da aber die beklagte Gemeinde sich hierzu nicht in Güte verstehen wolte, ohnerachtet sie vollkommen durch das in Händen habende document daß statt des entkom[m]enen Marcksteins ein anderer an dessen Stelle zu bringen überzeugt seyen; Als wolten Kläger unterthänig gebetten haben, Beklagte fordersamst zu edition des in Händen habenden gemeinschaftl[ichen] Documents so von dieser strittigkeit spreche nicht nur von Obrigkeits wegen anzuhalten sondern auch nunmehr da der Beweiß genugsam in actis enthalten, baldigst an den Ort wo der Stein entkommen, ein anderer durch die hiesige Feldgeschworne mit Zuziehung beyder Theile wiederum gesetzt werden mögte. Nahmens der Beklagten Gemeinde, Schultheiß Burgermeister und Vorsteher: sie wolten das Verlangte Document bey der Regierung übergeben, übrigens aber wolten sie sich gegen das heuthe abgehaltene protocoll ihre Rechtzuständigkeit Vorbehalten“

19.01.1704

Unterschrift

[Zur Übergabe wurde eine Frist von acht Tagen anberaumat. Weitere Klagen, Berichte, Zeugeneinvernahmen in Grenzakte 99, Anm. 5.

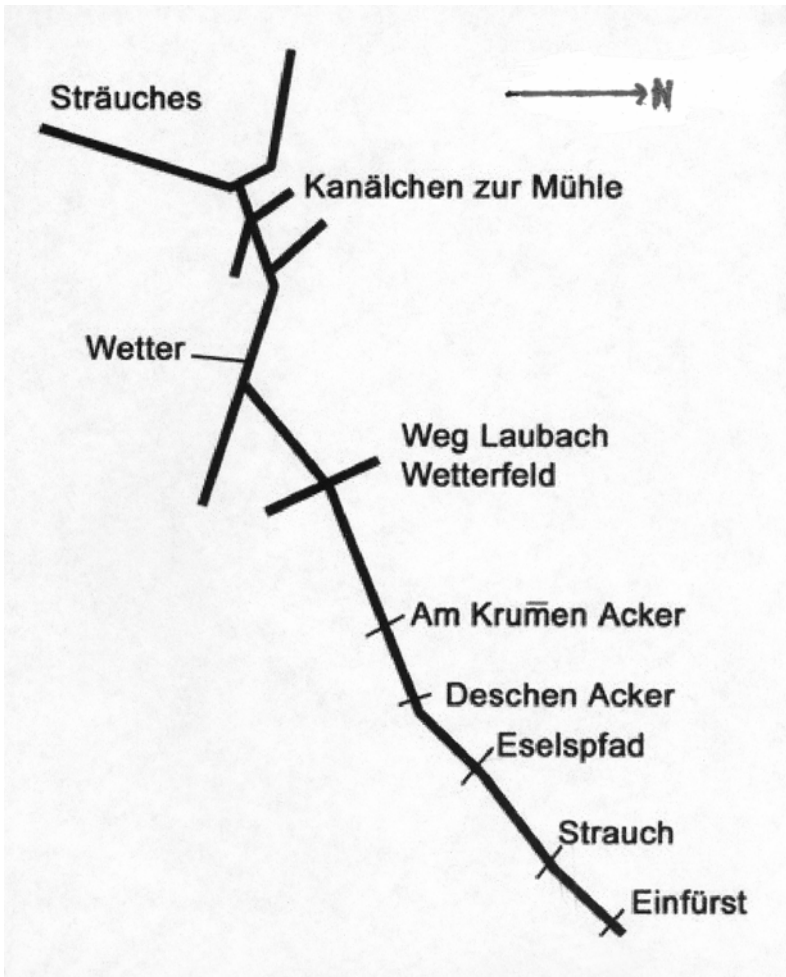


Abb. 8: Skizzierter Grenzverlauf zwischen Sträuches und Einfürste“

# Alte handgezeichnete Karten im Gräfllich Solms-Laubach'schen Archiv: Die Wetterfelder Waltung 1714/1737

G. Heinrich Melchior  
unter Mitarbeit von Helge Braunroth

## Einleitung

Wie Gonterskirchen und Ruppertsburg in der Grafschaft Solms-Laubach, hatte auch das Dorf Wetterfeld wegen seiner Waldungen Grenzstreitigkeiten mit seinen großen und teils übermächtigen Nachbarn.<sup>1</sup> So wurden im Jahr 1714 noch Etl[liche] strittige Stückgen alls[wie] 3 M[orgen] 67 R[zthen] mit den Laubachischen Bürgern bezeichnet.<sup>2</sup> Dies waren zwar nur kleine Waldstücke, für ein Dorf konnten sie aber von höchster Bedeutung sein, wenn sich dort beispielsweise Quellen befanden oder Eisenstein gefunden wurde. Folgen des Streites waren langwierige Gerichtsverhandlungen, die damals bis zum Reichskammergericht ausgetragen wurden.<sup>3</sup> Als Beweismittel mussten die Gemeinden u.a. Karten der entsprechenden Waldungen erstellen lassen, in welche die strittigen Waldstücke eingezeichnet wurden.<sup>4</sup> Wie im Falle der oben genannten beiden anderen Dörfer, legte auch Wetterfeld eine solche Karte am Reichskammergericht in Wetzlar vor.<sup>5</sup> Diese

---

1 G. H. Melchior: a) Die Karte der Kunders Kürcher Waltung, ihr Landvermesser und einige Flurnamen. MOHG NF 85 (2000), S. 205-224; b) G. H. Melchior, Georg Andres, Paul Diehl u. Wolfgang Rößler: Alte handgezeichnete Karten im Gräflichen Archiv zu Laubach: Die Rupperts Burger Waltung. MOHG NF 86 (2001), S. 133-169; c) G. H. Melchior: Die Kunders Kürcher Waltung. Nachtrag (Karte) zum Aufsatz in MOHG NF 85 (2000), S. 205-224.

2 G. H. Melchior u. G. Steinl: Repertorium Karten I und IV und Karten als Bestandteil von Akten. GSLA Laubach 2001, 103 S. Karten-Nr. von Gonterskirchen Original = O): I,1,93; Ruppertsburg (Kopie = K): I,3,90; O: I,11,6; Wetterfeld (K): I,3,89.

3 Gräfllich Solms Laubach'sches Archiv (GSLA): Reichskammergerichts-Akten A-LXXIII, 18; s. auch Repertorium des hessischen Staatsarchivs Darmstadt 31, Nr. 455, 456, Darmstadt 1990.

4 Vgl. Anm. 2.

5 Vgl. Anm. 2: Karten-Nr.:I,3,89; Ort: Wetterfeld; 1.) Titel: Abriß der Waldungen zu dem Dorff Wetterfeld zugehörig in Sachen derer drey Dorffschafften Wetterfeld, Ruppertsburg und Gunterskirchen contra die Hochgräflliche Laubachische Vormundschaffts Canzley; 2.) Autor: Christoph Schaeffer, Geometra; 3.) Beschreibung: Kolorierte Inselkarte mit Flurnamen, Anrainern, Tabelle der Waldungen, dekorative Windrose, schematisierte Darstellung der Orte, Wegenetz und Wetterverlauf; Papiersiegel des Notars Stephanus Loz in Grünberg vom 13. Februar 1737 für die Richtigkeit der

Karten bilden frühe Darstellungen der Wälder der drei Dörfer. Untersuchungen zu ihrem Waldbesitz, der Waldentwicklung und vor allem auch die Flurnamenforschung haben durch diese Karten eine fundierte Basis. Auch die Wetterfelder Waldkarte wird deshalb nachstehend hinsichtlich ihrer Entstehung, ihres Aufbaus, ihrer Wald- und Flurnamen, Wege, Baulichkeiten und Gewässer besprochen.

## Entstehung der Karte

Die Karte der Waldungen Wetterfelds existiert hier als Kopie aus dem Jahr 1737 (Abb. 1.) Sie wurde im gräflichen Karten-Archiv unter der Nr. I,3,89 beschrieben.<sup>6</sup> Als kaiserlicher öffentlicher geschworener und legaler von der Gemeinde für dieses Geschäft angeforderter Notar bescheinigte Stephanus Loz aus Grünberg am unteren Kartenrand, dass „dießer copialisische Riß der Wetterfelder Grenz und Gemarkung, mit seinem wahren Original übereinkome und in allen gleichförmig seye [Ich] attestire [dies] mit meiner Nahmens Unterschrift und vorge-drucktem Notariat Sigelt auf der Gemeinde Wetterfelden requisitorio [Forderung] --- Grünberg d[en] 13. Febr[uaris] 1737.“ Sein zwölfstrahliges Notariats-Instrument (Siegel) aus Papier mit Spitz- und Rundstrahlen stellt eine senkrechte Säule mit einer Kugel auf einem etwas ausladenden oberen Ende der Säule dar, die auf einer doppelten Basis steht, deren oberer Piedestal etwas kleiner ausfällt. Rechts der Säule auf dem oberen Podest sitzt mit dem Rücken zur Säule der zur ihr hin blickende hessische Löwe mit dem am Rücken hochgerekten Schwanz. Das Notariats-Siegel ist links des Gutachtens des Notars aufgeklebt. Das bislang nicht gefundene Original der Karte wurde 1714 vom Geometer Christoph Schaeffer gezeichnet und existierte also 1737 noch in Händen des Notars, denn er bescheinigte die Übereinstimmung von Original und Kopie. Für jede Gemeinde waren zwei Risse anzufertigen, einer für das Dorf und ein weiterer für die gräfliche Kanzlei. Eine Suche in den Reichskammergerichtsakten in Laubach und Gemeindeakten in Wetterfeld erschiene deshalb lohnenswert.

---

Kopie; 4.) Größe: 32x43 cm; 5.) Datum der Entstehung des Originals: 27. September 1714; 6.) Herkunft: Beilage, Quadrangel Nr. 61, zu einem Reichskammergerichts-Prozeß, Signatur LXXIII/18, Literatur: Repertor. d. Hessischen Staatsarchivs Darmstadt 31, 1990, Nr.: 455; 10.) Material: Papier.

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 5.



beitslohn 73 Gulden. Der Gräfliche Rat Ebert, Chef der Kanzlei, hatte nämlich für die Dörfer einen um etwa 40 Gulden niedrigeren Arbeitslohn ausgehandelt als im Voranschlag vorgesehen worden war.

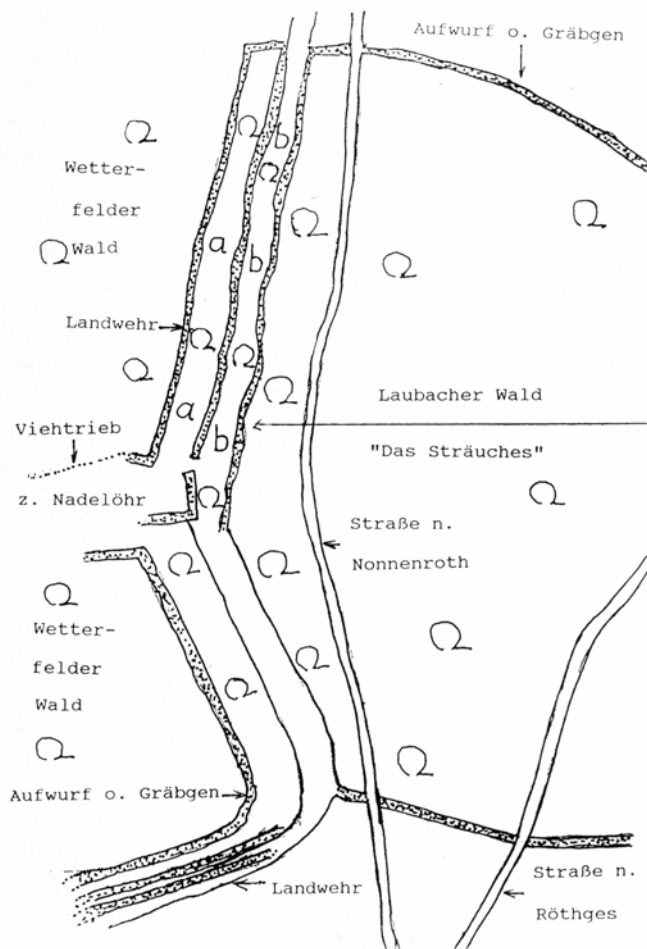


Abb. 2: Die Landwehr am „Sträuches“ mit dem von Seiten der Stadt Laubach (a) und dem Dorf Wetterfeld beanspruchten Gelände (b)

## Das Kartenbild und seine Markierungen

Die Karte ist koloriert und auf mittel-dickes schon sehr gelblich gewordenes Bütten gezeichnet, das aus zwei etwa gleichgroßen Teilen

senkrecht zusammengeklebt ist. Durch die grüne Farbgebung der Laubbäume in Kugelform mit schwarzem, durch Doppelstrich markiertem Stamm auf waagrechter Strich-Basis erscheint die Karte in ihrem größeren Teil in einem verblassten hellen Grün. Farblich lebendig wird sie durch die rot-grünen Strahlen der Haupthimmelsrichtungen der Windrose im linken Teil des Kartenblatts und den rot-grünen und rot-gelben Strahlen der Nebenrichtungen sowie den roten Dächern des mit sechs Gebäuden und der Kirche dargestellten Dorfes Wetterfeld und des Hammers. Die mit einem hellen Blaugrau unbenannt eingezeichnete Wetter schlängelt sich von Ostsüd-Ost nach Nordwest durch das Kartenbild. Der Maßstab ist mit achtzig Ruthen<sup>9</sup> am unteren Kartenrand eingezeichnet, die „Waltungen“ sind am oberen aufgeschrieben (vgl. Tab. 1). Die Flur- und Waldnamen wurden in und an den jeweiligen Fluren eingetragen. An die Grenze von Laubach im Südosten anschließend, entlang des „Ruppers Bürger Walt“ im Südwesten und dem Hungischen Anrainer im Westen sind die Grenzen ausgesteint (Abb. 2), kenntlich durch schwarze, etwa 2 mm große „Grenzsteine“, meist quadratische Einzeichnungen auf einem waagrechten Strich als Basis.

**Tabelle 1: Wetterfelder Waldstücke nach einer Karte von 1714, die 1737 kopiert wurde. Morgen = M; Ruthen = R**

A	171	3/4 M.	50. R.	Der Bürgen Walt.
B	12	1/2 M.	69. R.	Die Heyde so Hüte Weyde.
C	16	3/4 M.	68. R.	Die Hütte Weyde, in der Rahts Seiffe.
D	3	1/2 M.	61. R.	Die Streichs Ecke oder Landwehre.
E	63	1/2 M.	32. R.	Das Rad.
F	34	1/4 M.	10. R.	Das Dörnig.
G	6	1/4 M.	51. R.	Der Güldene Berg.
H	25	3/4 M.	31. R.	An der Ein Fürste und auff den Keller Graben.
	335	1/4 M.	52	R. Summa.
				Ferner befinden sich noch Etl[iche] strittige Stükgen alls
		o 3 M.	67 R.	mit der Gn[ä]d[ig]ste[n] Herrschafft.
		o 1 M.	49 R.	mit den Laubachischen Bürgern.

9 R. Krause: Umrechnung der im Großherzogtum Hessen vor 1817 gebrauchten Ortsmaße in das metrische System. 92 S., Darmstadt 1956, hier S.37, Wetterfeld: Länge d. Ortsfußes = 28,77 cm; 1 Rute enthält 16 Ortsfüße; 1 Lokalmorgen in qm = 3388 qm; 1 Lokalmorgen enthält 160 Quadratruten.

## „Die Wetterfelder Wüstung“ und Versuch zur Klärung ihrer Namen

Die Wetter teilte damals die Gemarkung des Dorfes in einen fast waldlosen nördlichen und den stärker bewaldeten südlichen Teil. Das einzige Waldstück im Norden, die „Einfirst“, machte weniger als acht Prozent der gesamten Waldfläche mit etwa 335 Morgen aus. Alle Waldstücke wurden am rechten oberen Kartenrand aufgeführt und in Tabelle 1 zusammengefasst.

Das größte Waldstück im südlichen Gemarkungsteil war der Bürgen Walt mit etwa 172 Morgen. Ganz sicher hat der Name jedoch in dieser Gemarkung nichts mit „für einen anderen bürgen“ oder den „Bürgern“ zu tun. Er liegt dort, wo einst ein Teil der Gemarkung des wüst gefallenen Dorfes Bürgel, auch Birgel, gelegen hat<sup>10</sup> und hat in diesem Dorfnamen seinen Ursprung. Heute noch weisen viele Flurnamen mit diesen Vorsilben in der Wetterfelder Gemarkung auf die alte Wüstung hin.

Auch wenn der Dorn im Wetterfelder Bürgelwand, das „Sträuches“ als ungleichseitiges Viereck etwa am östlichen Rand der Karte, für ihre Beschreibung keine erste Rolle spielt, so muss sie doch erwähnt werden, weil niemand diese Grenzziehung, wenn nicht als althergebracht und nur aus der Geschichte der Feldmark und beider Siedlungen verstehen kann.<sup>11</sup> Um seinen Besitz wurde zwischen Dorf und Stadt schon seit einigen hundert Jahren heftig gestritten.<sup>12</sup> Auch mit den gräflichen Beamten und der Verwaltung des Souveräns ergaben sich immer wieder Differenzen.

Das Sträuches ragte, wahrscheinlich bereits seit dem Kauf Wetterfeld durch den Laubacher Grafen, als Dorn in den Bürgelwald, dessen Zugang die Stadt selbst durch den eigenen Wald des Dorfes durch einen Viehtrieb erstritten hatte.<sup>13</sup>

---

10 Volk, L.: Die Wüstungen im Kreis Schotten. MOHG NF 37 (1940), S. 1-173, hier: Wüstung Bürgel, S. 91-95. H. Braunroth: Sagen um Laubach, 1995, S. 24.

11 Herr Erwin Schneider als langjähriger Kenner des Wetterfelder Waldes führte den Erstautor in die „Geheimnisse“ der Grenzziehung am „Sträuches“ ein: Seinen tiefen Kenntnissen verdanke auch ich einen guten Ein- und Überblick in die doch sehr unüblichen Grenzen um dieses Waldstück.

12 H. Braunroth: Der langwierige Streit um das „Sträuches“, HiB 39/40. Woche, Sept. 2001; G. H. Melchior: Alte handgezeichnete Karten im gräflichen Archiv: Die „Beilegung“ des Wetterfelder/Laubacher Streits um das „Sträuches“, vgl. den Beitrag in diesem Band.

13 Vgl. G. H. Melchior: Alte handgezeichnete Karten im gräflichen Archiv ..., (wie Anm. 12).



*Abb. 3: Grenzstein am „Sträuches“*

Auch wenn die Bezeichnung „Sträuches“ nicht gerade auf einen ertragreichen Bestand hinweist, so war es doch durch den dort befindlichen ehemals „Bürgeler Steinbruch“ wertvoll. Sicher war er mit ein Grund, dass der Streit erst in unserer Zeit beigelegt wurde.<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Vgl. H. Braunroth, Sagen um Laubach ... (wie Anm. 10).

Die Hut Weyde erklärt sich aus sich selbst, schwieriger ist die Deutung der Hütte-Weide. Vielleicht stand dort wirklich eine Hütte, denn eine Ableitung von „hutschen“, „decken“, „schützen“, „Hütte“, „Hut“ liegt nahe.<sup>15</sup> Da es aber auch mit „Seiffe“ als nasses sumpfiges Gelände bezeichnet wird,<sup>16</sup> liegt nahe, dass es zum Fruchtbau ungeeignet war! Doch irgendwann einmal war es gerodet worden und wurde nun als Weideland genutzt, auf dem noch Jungvieh gehalten werden konnte.

Nordwestlich des Laubacher Sträuches ist die „Streichs Ecke“ (D), Sträucher-Ecke (vgl. Tab. 1, Abb. 1) eingezeichnet. In einem früheren Vertrag wurde sie den Wetterfeldern zugesprochen und war durch einen tiefen Graben vom Laubacher Sträucher-Wald getrennt.<sup>17</sup> Westlich von dieser Waldecke ist mit Worten eine Landwehr verzeichnet worden. In der Regel besteht eine solche aus Wall und Graben mit oder auch ohne Hecken, die eigenes Gelände oder auch einen Weg schützen sollen.<sup>18</sup> Sie sollte hier wohl Wetterfelder Gemarkung gegen Laubacher Areal abgrenzen. Etwas weiter nordwestlich ist am Südufer der Wetter ein solcher mit Buschwerk und Bäumen bestandener Wall eingezeichnet. Es wäre eine Landwehr für das Feld des Dorfes gewesen. Vielleicht hatte sie jedoch als solche schon lange ihre Bedeutung verloren, zumal die Wetter als Grenzfluss eine Abgrenzung mehr als deutlich machte. Oder handelt es sich bei diesem Wall um einen Erdaufwurf am Mühlbach zur ehemaligen Bürgelmühle? Dann stünde auch in Zweifel, dass es sich um die Wetter handelt. Fragen über Fragen! Jedenfalls fiel der buschbestandene Erdwall dem Geometer besonders auf, und er zeichnete ihn auf seiner Karte ein. Mit dem Laubacher Viehtrieb im Südosten des Sträucher hat er sicher nichts zu tun. Oder hat der sächsische Landmesser wegen Fehlens von genügend Dialektkenntnissen aus einem „Landwääg“, einem Wetterfelder Landweg nach deren Sträucheresecke, eine Landwehr gemacht? Zuzutrauen wäre es ihm, denn nachfolgend geschah dies sicher mit einem gerodeten Flurstück, doch oben sprach der Wall im Gelände dagegen.

Rad ging sicher als Schreib- oder Aussprachefehler eines Dialektfremden (wie Schaeffer aus Sachsen) aus der gerodeten Fläche, dem Road mit sehr offenen nach „a“ klingenden Rod hervor.<sup>19</sup>

---

15 Crecelius, W.: Oberhessisches Wörterbuch, Sändig Reprint Verlag Vaduz/Liechtenstein 1966, S. 471: hudche, hutschen.

16 Vgl. Anm. 15, S. 780-781: Seife.

17 Vgl. G. H. Melchior: Alte handgezeichnete Karten im gräflichen Archiv ... (wie Anm. 12).

18 Vgl. Anm. 15, S. 533-534: Landwehr.

19 Vgl. Anm. 15, S. 696-699: Rod.

Dörnis hat mit dörr und Trockenheit nur insofern zu tun, als dort früher und auch heute noch auf meist steinigem Hang nur oder vorwiegend „Deanner“ (Dörner, Dorngebüsch) gewachsen sind.<sup>20</sup> Solches Gelände mit seiner Bezeichnung war jedenfalls für den Sprachforscher interessant und Anlass genug, den Ausdruck für Wetterfeld als Eigenheit in der Dialekt-Literatur festzuschreiben.

Der „Güldene Berg“ (im Dialekt: Gülle Berg) der Wetterfelder ist sicher wegen seiner Lage und der Sonneneinstrahlung ein besonders schöner Gemarkungsteil im Wetterfelder Südwesten, den man besonders mag, wenn man denn gülden, wie üblich, als inniges Liebes- und Schmeichelwort auffasst.<sup>21</sup> Verständlich deshalb, dass sich diese Lage heute in ein Neubaugebiet auf der Sonnenseite des Ortes mauserte. Mit größter Wahrscheinlichkeit ist „gülden“ jedoch von „Gülte, Gilte“ als Zahlung Schuld Abgabe hergeleitet,<sup>22</sup> zumal sich in der Nähe im „Schenke Grund“ auf einer alten Flurkarte wohl eine Zehntscheune befand, in die der Getreidezins und andere Abgaben an den Souverän (wahrscheinlich die Schenken zu Schweinsberg), der dort althergebrachte Rechte hatte,<sup>23</sup> eingelagert wurden. Die Flurbezeichnung „Gülden Scheuer“ existiert jedenfalls auch heute noch.

Die Firste ist die oberste Längslinie des Daches, von der es nach beiden Seiten steil nach unten geht, so auch auf der „Ein Fürste“. Die Bezeichnung ist deshalb in Hessen für Bergrücken und Höhenäcker gebräuchlich, besonders dann, wenn es wieder hinunter, bergabwärts geht.<sup>24</sup>

Bei „auf den Keller Graben“ ist es nahe liegend, zunächst an einen Graben und an ein Flurstück einer Familie Keller zu denken. Das Flurstück könnte sich auf den sogen. Kellergraben hingezogen haben. Doch taucht der Name Keller unter den Einwohnern von Wetterfeld erst im nachfolgenden Jahrhundert auf, was nicht die Namensgebung durch einen Ortsfremden ausschließt. Doch könnte nicht auch der nachfolgend angeführte Hammer ein Hinweis darauf sein, dass in der Nähe Köhler zu seiner Versorgung mit Holzkohle tätig waren und aus einem „Köhlergraben“ ein „Kellergraben“ wurde?

---

20 Vgl. Anm.15, S. 283: das Dörnes, Dorngebüsch als Besonderheit für den Wetterfelder Dialekt festgeschrieben.

21 Vgl. Anm.15, S. 443: gülden; a) s. auch A. F. C. Vilmar: Idiotikon von Kurhessen, Marburg u. Leipzig 1868 S. 140; b) Vilmar u. H. v. Pfister Elwert Marburg 1886, S. 86.

22 Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 9, Sp. 1074-1076: Gülte, gilte.

23 H. Braunroth: Weidig, „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“. HiB 13/14.Wo. März/April 2004.

24 Vgl. Anm. 15, S. 373: Firste; vgl. auch Vilmar u. H. v. Pfister Elwert, Marburg 1886, S. 103.

Auch an einen Feldkeller könnte der Feldmesser aus Sachsen gedacht haben. Warum wohl? Dort in der Nähe der Einfürste stand der „Obere Hammer“, der im Dreißigjährigen Krieg zerstört wurde. Der landfremde Geometer sah nun 1714 noch die vielen „Woilsgräben“<sup>25</sup> und die mehr oder weniger verfallenen Stolleneingänge, um im Tagebau und auch unter Tage Eisenerz für den Oberen Hammer zu gewinnen. Lange tiefe Furchen, ja Gräben in Wald und Flur dort, bei Ruppertsburg, Gonterskirchen und vielen anderen Orten zeugen von dieser Art des Abbaues. Doch Schaeffer wusste mit diesen Gräben mit den vielen Hollerbüschen, Hollergräben, nichts anzufangen und könnte daraus irrtümlich einen „Keller Graben“ gemacht haben.

## **Flurnamen**

Die Tabelle 2 enthält Flurnamen, die im Kartenbild eingetragen, doch auf der Karte tabellarisch nicht erfasst sind. Sie wurden von Süden, nach Westen, Norden und Osten fortlaufend zusammengestellt. Nur wenige der aufgeführten Namen erfordern aber eine Erläuterung. So war ein Schlag früher und auch heute noch ein Holzschlag, ein Waldstück, in dem Dörrholz gemacht werden konnte.

### **Tabelle 2: Auf der Karte tabellarisch nicht aufgeführte Flur- und Waldnamen**

- 1) An eißern Schlage
- 2) Auf den Schlincken Graben
- 3) Feld
- 4) Wetter felter
- 5) Pfarr Walt
- 6) Gegen den Bürgen Grund
- 7) An steinern Creutz
- 8) Zwischen der Höhe
- 9) Landwehre
- 10) Der Streichs und Laubacher Bürger Walt
- 11) Das Nadeloer

---

25 H. Braunroth: Wo sind die Wölfe aus der Wolfsgrube und wo sind die Hirsche von Hirschrod, HiB 26. Wo. 1995.

Ob „Eißern“ etwas mit „eiserig“ wie an der mittleren Eder zu tun hat, im Sinne von „schauerlich“, oder wie früher in Nassau mit „schmerzhafter Furcht, Besorgnis oder wetterauisch unbehaglich, bekommen“,<sup>26</sup> ist doch eher unwahrscheinlich. Weniger weit hergeholt wäre natürlich, wenn es sich um ein Waldstück „An eisern Schlag“ handelte, dessen Name durch seine Eisensteinvorkommen in der Gemarkungsgeschichte erklärt werden könnte. Diese Art der Nutzung müsste jedoch durch entsprechende Löcher, Gräben und Unebenheiten durch das Wühlen im Boden oberflächlich sichtbar sein. Solche Spuren ließen sich dort jedoch wie andern Orts an vielen Stellen, wo nach Eisenerz „gewoilt“ wurde,<sup>27</sup> nicht finden.

Doch es bietet sich eine andere und wohl eher zutreffende Deutung an: In Renterei-Akten in Laubach taucht um 1550 der Name „Eysern Cuntze“ einige Male auf.<sup>28</sup> Danach hatte „Eysern Cuntzes Frau von einem Hof, für den unser gnädiger Herr zuständig war“, einmal sechs Turnosen und ein anderes Mal er selbst noch einmal die gleiche Summe an Abgaben zu entrichten. Der Name „Eyser“ und auch „Eisern“ taucht auch in der Folgezeit oft in den Steuerstocks-Akten der Kellerei als ein reich begüterter Hofbesitzer mit hohen Abgaben an den Souverän auf. Es darf deshalb angenommen werden, dass dieser Flurname vom Familiennamen eines reichen Wetterfelders mit großem Landbesitz abgeleitet worden ist.

Der Eiserne Schlag wird auch sonst mehrfach in Gräflichen Akten erwähnt, u. a. hatten die Wetterfelder zwischen ihrer und der Laubacher Gemarkung einseitig einen Graben aufgeworfen. Dabei sollte ein „Markstein verkommen“ sein.<sup>29</sup> Der Stadtrat von Laubach verklagte deshalb die Gemeinde Wetterfeld vor dem Souverän, den Grenzstein wieder an den in Frage kommenden Ort zu setzen. Sie wollten es „unterthänig gebetten haben“. Am „Eisernen Schlag“ im Südosten der damaligen Gemarkung beginnt auch die strittige Grenze Wetterfelds

---

26 Vgl. Vilmar u. H. v. Pfister Elwert, Marburg 1886, S. 64: eiserig.

27 Vgl. Anm. 25.

28 GSLA A-LXV, Renterey-Rechnung Lauppach Anno 1553: Innome zu Wedderfelda [u.a.]: 6 T[urnosen] Yßern Cuntz von synem hof ist unßers gnedigen Herrn antes Meierß Heinz; 1563: rechnung der kellerey Laupach, Wedderfeltem [u.a.] 6 T Eyßern Cuntze[s] frouw vonn eine[m] hoff unßer gnediger Herr Zu stendig; 1574: Eysern Heinz Erben, Eisern Menges; neue Steuerstocks- Acta 1593: Eysern Menges; Steuerstocks-Acta 1603: Magnus Eisern; 1607: Magnus Eisern mit der höchsten Wetterfelder Abgabe im Schätzungsregister.

29 GSLA A-XXXII, Grenzakten; 99: Acta den an eisernen Schlag zwischen Laubacher und Wetterfelder Gemarkung entkommenen Grenzstein usw. ... 1786-93, verschiedene Schriftstücke.

zum Laubacher Territorium über das „Nadelöer“, „Sträuches“ und schließlich zur Landwehr.

Eine „Schlenke“ ist in Gonterskirchen u. a. ein kurviges gewundenes Stück Acker, Wiese oder Wegstück. Es gab dort die Flurbezeichnung „An der Schlenke“. Auf den Schlincken Graben könnte danach mit einem Flurstück erklärt werden, das sich auf einen sich windenden Graben hinzieht,<sup>30</sup> an diesem Graben liegt, oder allgemein auch mit „verschlinken“, mit „in ein Knäuel drehen“ oder auch mit einer Wegkehre zu tun hat.

Die Wetter-Feld[d]er lagen zwischen Dörnisch und der Frankfurter, der „Hohen Straße“. Sicher handelt es sich dabei um weitere Ackerfelder der Gemeinde. Doch wo kommt der Name „Am Steinern Kreuz“ her? Ob dort ein Sühnzeichen stand? Und wenn ja, weshalb wurde es errichtet? Auch das wissen wir nicht mehr und selbst aus der Sage ist darüber nichts bekannt.

Der Flurname „Zwischen der Höhe“ ist in diesem sicher auch damals schon ebenen Gemarkungsteil im Flusstal gänzlich unverständlich! Oder sollte auch hier der Wetterfelder Dialekt den Landmesser aus Sachsen „auf falsche Gedanken“ gebracht und einen Streich gespielt haben? Denkbar wäre, dass die mundartliche „Heeje“, Hege, in sächsischen Ohren wie Höje, Höhe, geklungen hat (s. unten „Heegbrücke“).

## **Das Dorf Wetterfeld**

Wetterfeld feiert im Jahr 2005 seinen 1200. Geburtstag. Diese hier beschriebene Karte entstand im Jahr 1714, also fast 910 Jahre nach Ersterwähnung. Wir wissen mit dieser Darstellung, dass das Dorf neben seinen vor allem durch die Wüstung Bürgel „ererbten“ Waldflächen in dieser Zeit auch bereits wieder eine besonders eindrucksvolle Kirche besaß, die nach den großen örtlichen Schäden im Dreißigjährigen Krieg mit einem spitzen, mittigen Turm und festen, dicken Mauern des Schiffes dargestellt wird. Nach Mathaei 1882 „ist die Kirche in Wetterfeld zwar im vorigen Jahrhundert gebaut, steht aber an der Stelle der alten, wie noch eingebaute Mauerstücke beweisen. Der Wiesgrund daneben heißt die Halle [Helle]. Nicht weit östlich vom Dorf, neben der so genannten Sträuchesmühle, befinden sich außerdem noch Reste

---

30 Vgl. Anm. 15, S. 740: Schlinke, Schlenke.

einer kleinen Kapelle, der so genannten Bürgelkirche, der Kirche des wüst gefallenem bereits erwähnten Dorfes Bürgel“.<sup>31</sup>

Sicher ist anzuzweifeln, dass das Dorf nur aus sechs Häusern bestand. Vielmehr ist anzunehmen, dass vom Geometer Schaeffer allein die seiner Meinung nach wichtigsten Gebäude gezeichnet wurden: Vier von etwa gleicher Höhe und zwei weitere mit niedrigeren Anbauten, von denen eines sogar zweistöckig dargestellt wurde. Wie in anderen Orten der Grafschaft waren solche größeren Häuser in der Regel die eines Souveräns, wie in Gonterskirchen das mehrstöckige gräfliche Jagdschloss mit seinen weitläufigen, großen Nebengebäuden.<sup>32</sup> Doch auch das Wetterfelder Pfarrhaus und die 1696 erbaute Schule und gräflichen Speicher sind solche auffälligen Bauten und könnten dargestellt sein. Eine Zuordnung bei dieser doch mehr schematischen Darstellung wie hier ist jedoch nicht möglich.

Hervorgehoben sind zwei Gebäude, einmal ein zweistöckiges mit Anbau durch seinen Schornstein mit Spitze oder Türmchen darauf und ein größeres einstöckiges durch die Einzeichnung eines Quadrats mit seinem Schornstein. Das hohe Dach des ersteren könnte auf Pfarrhaus und/oder Schule an der Kirche hindeuten. Doch auch ein Speicher wäre denkbar, wie er für die Lagerung von Feldfrüchten benutzt wurde. Möglicherweise gab es einen solchen auch in Wetterfeld, in dem die dörflichen Abgaben eine Zeitlang vor der Ablieferung an den Souverän zwischengelagert wurden.

## **Der („Hessenbrücken) Hammer“**

Nördlich des Dörnisch sind zwei Gebäude eingetragen: Ein hohes zweistöckiges und wenig westlich, ein niedriges mit nur einem Stock. Im Winkel zwischen Wetter und Hoher Straße ist der Hammer auf der Karte durch Schriftzeichen kenntlich gemacht.

Die ersten drei Hüttenreisen der 1707 neu in Betrieb genommenen „Friedrichshütte“ waren nämlich Erfolg versprechend verlaufen.<sup>33</sup> Das dort erzeugte Roheisen wurde in zwei Eisenhämmern in Schmiedeeisen

---

31 Friedrich Graf zu Solms-Laubach u. W. Mathaei. Wetterfelder Chronik. Gießen 1882, hier: S. 131, Anm. 3; u. S. 9 ff.: geographische und politische Lage Wetterfelds und der Laubacher Grafschaft um 1648.

32 G. H. Melchior: Die Gonterskircher Gemarkungs- und Ortskarte von 1751. MOHG NF 82 (1997), S. 277-287, hier S. 281 ff.; s. auch G. H. Melchior: Vom gräflichen Gonterskirchener Jagdschloß zum Laubacher „Heimatmuseum Fridericianum“. Laubacher Hefte 2000, Heft 14, S. 5-26.

33 Buderus'sche Eisenwerke Wetzlar: Vom Ursprung und Werden der Buderus'schen Eisenwerke Wetzlar. Bd. 1, S. 127 ff.

umgewandelt. Der erste wurde in den Jahren 1708/09 westlich von Wetterfeld an der alten verkehrsgünstigen Handelsstraße erbaut, die von Frankfurt nach Grünberg und weiter nach Ostdeutschland ging. Er befand sich unterhalb der Stelle, an der die sogenannte Hessenbrücke über die Wetter führte (Abb. 4a). Benannt war er mit „Hessenbrücker Hammer“, „Unterhammer“ und nach der Fabrikmarke der Friedrichshütte „Hammer zum Eisernen Anker“.

Den mit einem overschlächtigen Wasserrad seit 1708/09 betriebenen Hammer sah der Geometer jedoch keinen Anlass, durch eine entsprechende Markierung kenntlich zu machen. Erstaunlich ist schon, dass Schaeffer den Antrieb des Hammers, das auffällige overschlächlige Wasserrad oder einen Hammer nicht eingezeichnet hat, sondern das entsprechende Wort vorzog. Auch den sicher vorhandenen Hammergraben unterließ er einzuzeichnen. Möglicherweise hatte Schaeffer aber auch am Beginn seiner Feldmesser-Tätigkeit, sie begann in der Laubacher Grafschaft in der Gemarkung von Wetterfeld, noch nicht die notwendige Übersicht und Anleitung über wichtige zu kennzeichnende Gebäude und Einrichtungen und Kenntnisse für ihre Markierungen.

In den Jahren 1708/09 wurde am Hammer auch ein zweistöckiges Wirts- neben Brauhaus, „Zum eisernen Anker“, errichtet. Möglicherweise handelt es sich beim höheren Haus der Karte um das beschriebene Wirtshaus (Abb. 4b).<sup>34</sup> Die Hammer- und Wirtsfreiheit dokumentiert ein Pfahl mit einem Halseisen, das die Gäste vor Schlägereien und Diebereien, Totschlägen und aller Gewalttätigkeit warnen sollte. Hier war ja ein für zwielichtiges Gesindel optimaler Ort, sich durch die nahen Grenzen in ein anderes Land abzusetzen. Gleich drei „Länder“ mit eigener Gerichtsbarkeit stießen an der Hessenbrücke aneinander, in die man sich bei Gefahr durch die Obrigkeit flüchten konnte: Solms-Laubach, Solms-Lich und Hessen-Darmstadt.

---

34 GSLA A-XLI, 182: Hütten- und Hammerwerks Inventaria betr. 1718: Wirtshaus Zum Eisernen Anker. 187: Haus Inventarium Friedrichshütte und dem dazugehörigen Hammer bei Wetterfeld 1808.

Abb. 4a:

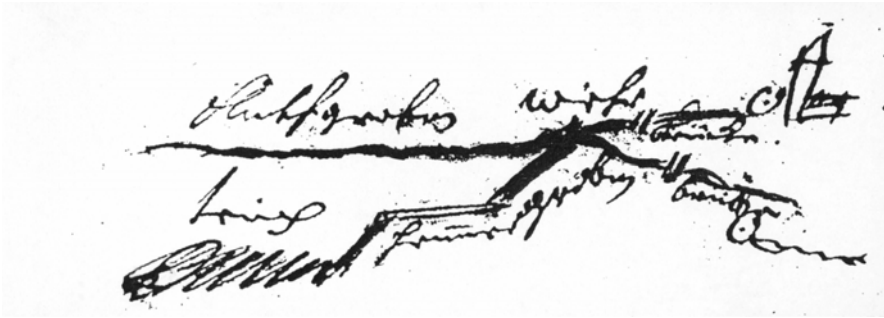


Abb. 4 b:

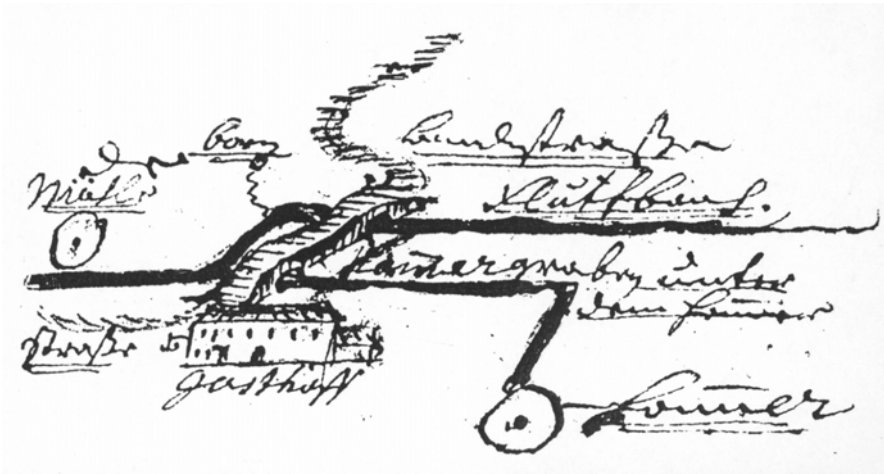


Abb. 4: Grund- (a) und Aufriß (b) des Hessenbrücken-Hammers mit Straße, Brücke, Hammer-, Flutgraben (Wetter) und Mühle.

## Mühlen

Wie verschachtelt die Verhältnisse am Hammer waren, zeigt die Erb-Verpachtung der im Jahr 1548 von Graf Friedrich Magnus gekauften „Hessenbrückenmühle“ nördlich der Wetter: Weil die Mühle auf Licher Gebiet lag, das Wasser aber aus der gräflich' Laubacher Region einströmte, musste der Erbpächter je die Hälfte des Pachtzinses an Solms-

Laubach und die andere an Solms-Lich bezahlen.<sup>35</sup> Wahrscheinlich war ihre Lage auf Licher Grund und Boden auch der Grund für Schaeffer, sie in unsere Karte nicht einzuzeichnen.

Die „Wetterfelder Erbleihmühle“ (erster Leihbrief 1557) „am“ und auch mit „unter dem Dorf“ bezeichnet, die ihr Wasser aus der träge fließenden Lauter, dem mäandernden Mühlbach und seinen Quellen erhielt,<sup>36</sup> befand sich lauterwärts, wo etwa heute die Wetterfelder Fischteiche liegen.<sup>37</sup> Sie ist ebenso wenig in unserer Waldkarte aufgenommen worden wie die „Sträuches-Mühle“, die nach gräflichen Unterlagen erstmals 1709 möglicherweise auf den Mauern und an Stelle der alten Bürgelmühle zu erbauen beantragt wurde. Doch wurde sie wahrscheinlich erst zwischen 1715, doch vor 1722 erbaut.<sup>38</sup> Nach Scriba soll die „Sträuchesmühle“ (Bürgelmühle) das einzige Anwesen aus der Zeit des Dorfes Bürgel sein. Hier sind jedoch sicher große Zweifel angebracht, weil die Sträuchesmühle erst nach 1715 erbaut wurde. Vielleicht steht sie aber wirklich auf den Fundamenten der alten Bürgelmühle.

---

35 GSLA A-XXXV Mühlenakten, 74: Kurze aktenmäßige Beschreibung der zur Grafschaft Solms-Laubach dermalen gehörigen Mühlen 1786; Nr. XV: Hessenbrückenmühle; s. auch G. H. Melchior: Mühlenrecht und Mühlenpraxis am Beispiel der Solms-Laubachischen „Gunterskircher Erbleymühle unter dem Pfarrhof“. MOHG NF 82 (1997), S. 137- 275, 1997, hier S. 268 ff.

36 Vgl. Anm. 35; Nr. IX: Wetterfelder Erbleihmühle bezeichnet mit Mühle „am“ und „unterm Dorf“. S. auch Mühlenakten 7 u. 8 (Bd. I u. II): „Die Mühle unten am Dorf gelegen“ ex ao. 1557 usque 1714. Erster Erbleihbrief an Johann Trapp von Lauppach im Jahr 1557.

37 Vgl. Anm. 2: Karten-Nr. I,7,25 Wetterfeld: Hauptplan des auf Darmstädter Teritorium liegenden Wetterfelder Distriktes. Grundriß über das Hessenfeld zu Wetterfeld. Autor Johann Henrich Eyffert, Jahr 1756. Auf dem Plan ist die „Trappenmühle“, die Wetterfelder Erbleihmühle, eingezeichnet.

38 GSLA A-XXXV Mühlenakten, 24: Acta die ... Walk- und Mahlmühle am Sträuches bei Wetterfeld betr, de ao. 1711 usq. 1715. Erste Eingabe von Johannes Trapp 18. May 1709. Ein weiterer Antrag vom 9. Juni 1711 die Sträuchesmühle an der „Bürgel Heeg an den Pfarrgarten“ zu bauen, wurde von der Gemeinde wegen „Schäden inmitten von Gütern in Wiesen und Äckern“ durch Mensch und Vieh auf dem Weg zur Mühle, Schäden an der Flachsröste im Bach, Sperrung des Gemeindegeweges, „Beschwehung der Mast und Atzung beim Weidgang“ und Verderbnis des ganzen Grundes durch den Mühlgraben, abgelehnt. Wiesenfeld, gräflicher Fruchtschreiber, hielt die angeführten Gründe für unerheblich. Im Mai 1715 wird von Conrad Lauth ein neuer Antrag gestellt, der vom Verwaltungschef Ebert als möglich und ohne Schäden beurteilt wurde, wenn der Bach nicht jährlich durch das Einbringen des Flachses „verdorben“ würde. - In einer Akte vom 21. Februar 1722 forderte der Laubacher Ratsverwandte Jhs. Schmitt vom Sträuchesmüller Philipp Henrich Schönberger 20 fl, die der seinem verstorbenen Sohn schuldig geblieben sei. Demnach muß die Sträuchesmühle nach 1715, aber wahrscheinlich einige Jahre vor 1722 erbaut worden sein.

Vor allem sollte sie auch nicht an der Wetter, sondern nach dem ersten Bauantrag an die gräfliche Verwaltung am „Bürgelenbach“ errichtet werden. Nach Rücksprache mit dem heutigen Besitzer, Herrn Heinrich Dörr, befinden sich die Gebäude der Mühle jedoch auch heute noch an ihrem ursprünglichen Bauplatz, an dem sie auch erlaubt worden sein sollen, nämlich an der Wetter. Mit dem Bürgelenbach müsste danach wohl der Mühlgraben zur ehemaligen Bürgelmühle gemeint sein, der auf einer früheren Karte mit „klein canälgen zur Mühle“ bezeichnet wurde.<sup>39</sup> Doch einen Bürgelenbach kennt heute in Wetterfeld niemand mehr, aber die Wetter fließt noch wie eh und je durch den Bürgelgrund. Könnte man da nicht auch auf den Gedanken kommen, dass der Bürgel- oder Bürgelenbach ein alter Name für die Wetter war, der inzwischen vergessen wurde? Wir wissen es nicht!

An der Wetterfelder Landwehr, ein ganzes Stück südwärts des Dorfes, zeichnete Schaeffer ein Haus am nicht benannten Bach ein. Es ist schwer einzusehen, dass er damit die Sträuchermühle gemeint und ein auffälliges „Mühlengebäu“ irrtümlich an einen falschen Ort gesetzt haben sollte. Einmal lässt die relativ große Entfernung südwärts vom Dorf schwierig annehmen, dass sich ein gelernter Geometer in seinem Handwerk so geirrt haben sollte. Zum anderen machte Schaeffer anderen Orts Mühlen durch ein am Hause eingezeichnetes Mühlenrad kenntlich. Offen bliebe dann die Frage, was für ein Gebäude der Landmesser für wichtig genug gehalten hat, an der „Wetterfelder Landwehr“ auf einer Waldkarte einzutragen. Unseres Erachtens handelt es sich dabei um das alt „Gebäu“ der Bürgelmühle, die wohl nicht mehr in Betrieb war und auf die eine ältere Karte vom Ende des 17. Jahrhunderts durch den Hinweis „klein canälgen zur Mühle“<sup>40</sup> aufmerksam macht.

## Die „Hohe Straße“

Wo ehemals laubachisches, lichisches und hessisches Gebiet zusammenstieß, wo sich heute die Straßen Lich-Laubach und Hungen-Grünberg kreuzen, führt über die Wetter die Hessenbrücke. Über sie verläuft die uralte Straße „Durch die Kurzen Hessen“ in einem ihrer Teilstücke von Hungen nach Grünberg (und weiter nach Flensungen, Ober-Ohmen, Grebenau und Hersfeld<sup>41</sup>). In ihrer groben Richtung von

---

39 Vgl. Anm. 2; Karten-Nr.I,7,4: Grenzkarte zwischen Laubach und Wetterfeld etwa vom Ende des 17. Jhs. Autor und Jahr unbekannt. Weitere Einzelheiten vgl. den weiteren Beitrag von G. H. Melchior in diesem Band.

40 Vgl. Anm. 39.

41 K. Th. Ch. Müller: Alte Straßen und Wege in Oberhessen. MOHG NF 37 (1940), S. 1-188, hier S. 117-132 sowie Karte.

Südwesten nach Nordosten heißt sie auf unserer Karte „Franckfurther Straße“, weil sie von Frankfurt her in ihrem weiteren Lauf diese Stadt mit Norddeutschland und Leipzig verband. Doch wurde sie in der Gemeinde Hungen auch „Grünberger Straße“ oder von Grünberg her „Hohe Straße“ oder „Hohe Landstraße“ benannt.

Zwischen Hungen und Grünberg ist sie eine ausgesprochene Höhenstraße, die nur an wenigen Stellen schwach gekrümmt ist. Diese Änderungen im geraden Verlauf der Straße liegen bei Nonnenroth, Röhthges und am Hessenbrückenhammer. Veranlassung zur Änderung der Straßenführung am Hammer waren die Schutthalden des aufgelassenen früheren Braunkohlenbergwerks, welche die Ortsumgehung am „Brückenberg“ nördlich der Wetter erzwarngen.

Die heutige Bundesstraße von Lich nach Laubach bestand zur Zeit der Entstehung der Karte natürlich auch noch nicht, sie wurde erst im 19. Jahrhundert gebaut; doch ist bereits ein Zubringer von Lich her durch das Wettertal zur Hohen Straße in die Karte eingetragen.

## **Die Landwehr und das Sträuches**

An der Wetter (wenn sie es denn ist!) im Osten des Dorfes ist eine Landwehr eingetragen. Wall und Graben, aber auch undurchdringliche Hecken umschlossen dabei in der Regel ein Stück Land, um es zu schützen oder auch leichter verteidigen zu können.<sup>42</sup> Sie wurde hier als ein mit Laubbäumen bestandener Erdaufwurf auf der Südwestseite des Baches dargestellt. Möglicherweise handelt es sich um einen wichtigen Übergang über diesen Bach, denn noch heute existiert dort die Flurbezeichnung „Heegbrücke“. Doch ist eine Brücke nicht eingezeichnet, wie es Schaeffer an anderen Stellen wie z. B. später über die Horloff oder sogar über einen Mühlgraben bei Ruppensburg getan hat.<sup>43</sup> Möglicherweise fand er zu seiner Zeit nur eine Furt durch den Bach, wie sie auch in unseren Kindertagen in vielen anderen Bächen für Vieh-Fuhrwerke noch benutzt wurde. Doch könnte nicht der Erdaufwurf auch der Erdaufwurf des Mühlgrabens am Bürgelbach sein, den die Wetterfelder einmal anlegten, um sich mit Wall und Graben gegen die Überfahrt Laubacher Fuhrwerke zu wehren?

Doch was ist zur Landwehr selbst und über ihre Bedeutung bekannt? Wie in den Verträgen zwischen der Stadt Laubach und dem Dorf Wetterfeld an verschiedenen Stellen schriftlich und auf einer Karte

---

42 Vgl. Anm. 15, S. 533-534: Landwehr.

43 G. H. Melchior, Georg Andres, Paul Diehl u. Wolfgang Rößler: Alte handgezeichnete Karten im Gräflichen Archiv zu Laubach ... (wie Anm. 1).

festgehalten wurde,<sup>44</sup> handelt es sich dabei um die Grenzmarkierung und einen Viehtrieb zwischen Laubacher und Wetterfelder Gemarkung, die in jahrzehntelangem, erbitterten Streit speziell um das „Sträuches“ gipfelte, und am 11. November 1704 endgültig vertraglich beigelegt worden sein sollte. Danach wurde ein Zugang der Laubacher über ihre Landwehr entlang des Bürgelwaldes zum Laubacher Sträuches-Wald festgelegt. Sogar einen Viehtrieb vom „Nadelöhr“ aus (im Osten des Bürgel-Waldes) durch Wetterfelder Wald bekamen die Laubacher zugestanden.

Wie die hier beschriebene Karte zeigt, blieben aber auch jetzt noch verschiedene Wald- und Flurstücke strittig. So bleibt östlich des Nadelöhrs am Ostrand des Bürgelwaldes immer noch Land mit der Herrschaft und am Ende des Nadelöhr-Viehtriebs ein Streifen Landes im Süden des Sträuches schon seit 1704 mit der Stadt als Eigentum ungeklärt. Der im Vertrag von 1704 gefundene Vergleich brachte dem Dorf ein kleines dreieckiges Stückchen Waldes am Nordende des Sträuches in Dorfnähe, die „Streichs Ecke“. „Sein Quergraben“ sollte „künftig der Scheid zwischen der Stadt Wald und denen Wetterfeldern an solchem Ort nebst der Landwehr seyn und bleiben [...], damit hinkünftig da weniger Streit entstehen könne“.<sup>45</sup> Damit gehörte 1737 der südlichste Teil der Landwehr am Bürgelwald (Abb. 2), der Ab- und/oder Zugang der Laubacher zu ihrem Sträuches, endgültig zur Wetterfelder Gemarkung; die Laubacher hatten ihre Rechte schon um 1704 festgeschrieben und verbrieft.

Schwierigkeiten mit der gräflichen Verwaltung stellten sich in der Folgezeit wie von selbst ein. Dabei ging es hauptsächlich um das Wäldchen am „Ziegenzahl“ in der Nähe des „Nadelöhr“, weil dort für den Bedarf des gräflichen Hauses vom Hofwagner drei Eichen angewiesen (zur Fällung gekennzeichnet) wurden, doch noch nicht gefällt worden waren. Ähnliche Vorfälle waren 1757 durch die Bezahlung des Gegenwertes geregelt worden. Auch diesmal wurde gefordert, die bereits damals beschlossene gräfliche Resolution einzuhalten und die Gemeinde Wetterfeld in ihrem Besitz zu belassen.<sup>46</sup> Trotzdem zog sich die Auseinandersetzung weiter hin, wobei sogar ein Urteil zu Gunsten Wetterfelds im Jahr 1811 vom hessischen Ober-Appellationsgericht in

---

44 G. H. Melchior, Alte handgezeichnete Karten im Gräflichen Archiv .... (wie Anm. 12).

45 GSLA A-XXXII Grenzakten; 99: Copia copiae v. 11. Nov. 1704 u. andere Schriftstücke; vgl. auch Anm. 2 Karten-Nr.: I,3,89.

46 GSLA A-XXXVI Forestalia, 48: Der Wald Ziegenzahl oder Nadelöhr als Wetterfelder Gemeindewald 1781; H. Braunroth: Wo spielte der Dachs und wer zählte die Ziegen? HH 87-88, 2001.

Darmstadt aufgehoben wurde.<sup>47</sup> Doch waren es schließlich beide Seiten leid, gutes Geld in kostenfressenden Prozessen zu investieren und beiden war daran gelegen, eine gütliche Einigung herbeizuführen. Sie erfolgte schließlich im Jahr 1816 in einem Vergleich, in dem das Dorf vorschlug, die Hälfte besten eigenen Waldes, an den „Herrschaftswald Am eisernen Schlag angrenzend“, abzutreten. Außerdem gab die Gemeinde ihr Einverständnis, das Eigentum, auf dem der „Eisenhammer“ mit seinen Gebäuden steht, ganz der Herrschaft zu überlassen.<sup>48</sup>

Zusammenfassend ist festzustellen, dass „Landwehr“ und „Sträuches“ durch die Entwicklung und Geschichte der Feldmark des Dorfes ursächlich zusammenhängen; ursprünglich schützte sie vertraglich den Viehtrieb der Laubacher zum „Sträuches“ von Laubach her. Vom „Nadelöhr“ her, ein mit einem Loch bezeichneten Eichbaum, hatten die Laubacher sogar einen Zugang zu ihrem Sträuches durch den Wetterfelder Bürgelwald erstritten. Die hier in der Waldkarte eingetragene Landwehr hat mit der Laubacher Landwehr nichts zu tun. Die Karte selbst gibt aber viele Hinweise für die Waldentwicklung des noch selbständigen Wetterfeld, seiner Fluren und deren Namen. Viele Fragen bleiben aber offen.

Eine wirkliche Beilegung des Streites um das Sträuches geschah erst zu unserer Zeit, nachdem sich auch Wetterfeld Stadtteil von Laubach nennen darf und seine Bewohner aus dem Untertanen-Verhältnis in der Grafschaft in den Status freier Bürger der Nachbarstadt emporstiegen. Und noch immer dürfen sie im Rahmen der Nachhaltigkeit im „eigenen“, nun Laubacher Walde wirken und arbeiten.

---

47 GSLA a-XXXVI Forestalia, 46: Unterhandlungen wegen der Ziegenzahl.

48 Wie Anm. 47.

# Eine Grabplatte des frühen Spätmittelalters mit einem Wappen von Buseck und einem Lebensbaum/arbor vitae in der Basilika auf dem Schiffenberg bei Gießen

Friedrich Karl Azzola

Abmessungen: Die Grabplatte ist 220,5 cm lang, 86,5 cm breit und über 20 cm dick. Das Wappen ist 74 cm, der Lebensbaum/arbor vitae 79 cm hoch.

Material: Basalttuff (Lungstein).

In der hochmittelalterlichen Basilika des früheren Augustiner-Chorherrenstifts und der späteren Komturei des Deutschen Ritterordens trifft man auf mehrere Grabplatten lokalhistorisch bedeutsamer Persönlichkeiten. Die Grabplatte mit dem Wappen von Buseck und dem Lebensbaum/arbor vitae (Abb. 1) wird in den Kunstdenkmälern des Kreises Gießen, Band III, auf der Seite 383 wie folgt beschrieben:<sup>1</sup>

„Im Fußboden des Chores Grabplatte. Erhöhter Rand mit flacher Kehle an der Innenseite. 2,21 lang, 0,86 breit. Keine Schrift. Oben gotischer Schild, darin ein in Sicht gestellter Widderkopf (v. Buseck). Unten Vortragskreuz ohne Schaft. Der Stein kann einem Gernand v. Buseck gehören, der 1334-1337 Kanonikus und Propst in Zelle, dann Deutschordensritter in Schiffenberg war. Nach Walbrach kommt noch in Frage der Hauskomtur Hermann Huser v. Buseck, erwähnt 1393.“

Der bemerkenswert langgezogene Schild des Wappens spricht für ein Denkmal des beginnenden und nicht des endenden 14. Jahrhunderts. Das in der Beschreibung an zweiter Stelle genannte Objekt ist kein Vortragekreuz, sondern ein auf die Spitze gestelltes, mit gotischen Nasen reich ausgestattetes, ungleicharmiges Kreuz in der Art einer auf der Spitze stehenden Raute über einem kurzen Schaft mit einem gespreizten Fuß (Abb. 3): ein Lebensbaum = arbor vitae. Ein gleichartiges Motiv doch ohne Schaft ist mir bisher nur auf der Grabplatte des Albert Hofwart von Sickingen genannt Lang von 1362 an der Nordwand des Langhauses in der katholischen Pfarrkirche St. Magdalena in

---

<sup>1</sup> Die Kunstdenkmäler des Kreises Giessen. Band III. Südlicher Teil ohne Arnsburg, bearbeitet von Heinrich Walbe, geschichtlicher Teil von Karl Ebel, vorgeschichtliche Bemerkungen von Paul Helmke. Darmstadt 1933, S. 383 unter „Grabsteine“ die Nr. 1.

Sickingen, Gemeinde Oberderdingen, begegnet<sup>2</sup> (Abb. 2 und 4). Es ist ein gleicharmiges (quadratisches), ebenfalls auf der Spitze stehendes nasenbesetztes Lilienkreuz.<sup>3</sup> Während das Kreuz auf der Schiffenberger Grabplatte (Abb. 1 und 3) als Raute noch längsorientiert ist und sich mit dem kurzen Schaft und dem gespreizten Fuß als Lebensbaum/arbor vitae zu erkennen gibt, fehlt dem Kreuz der Grabplatte in Sickingen (Abb. 2 und 4) die Längsorientierung, denn die Krone des Lebensbaums wandelte sich von der Raute zum Quadrat. Durch den gleichzeitigen Verzicht auf einen Stamm mit Fuß nimmt das nasenbesetzte Lilienkreuz den Charakter eines Ornaments an.

Folglich wäre dieses Ornament jünger als der Lebensbaum der Schiffenberger Platte einzuschätzen. Beide Elemente der Schiffenberger Grabplatte - das Wappen und das Kreuz - lassen demnach auf einen Ursprung dieser Platte vor der Grabplatte in Sickingen aus dem Jahr 1362 schließen. Demnach wäre die Schiffenberger Grabplatte dem im Band III der Kunstdenkmäler genannten Gernand v. Buseck und zugleich der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zuzuordnen.

Dem gleicharmigen (griechischen) nasenbesetzten Kreuz in einem auf die Spitze gestellten Quadrat begegnet man auch an zwei spätmittelalterlichen Flurdenkmälern im hessisch-niedersächsischen Grenzgebiet und zwar

1. in Immenhausen (Landkreis Kassel) am Holzhäuser Tor.<sup>4</sup> Dieses Flurdenkmal ist leider schon stark verwittert und
2. am von Dransfeld nach Jühnde führenden Kreuzweg nahe des Weilers Hoya-Hägerhof<sup>5</sup> (Gemeinde Jühnde im Landkreis Göttingen). Auch dieses Flurdenkmal ist bereits erheblich verwittert.

---

2 Die Deutschen Inschriften 20. Band. Heidelberger Reihe 7. Band: „Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe“, gesammelt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss. München 1981, S. 7-8, Inschrift Nr. 8 mit der Abb. 4 auf der Tafel I. - dies.: „Grabdenkmäler der Kraichgauer Ritterschaft. Ausgewählte Beispiele von der Spätgotik bis zum Frühbarock“, in: Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten Band 3 (Sigmaringen 1993), S. 215-256, darin die Abb. 5 auf der S. 235.

3 Friedrich Karl Azzola: Kreuzplatten mit nasenbesetzten Lilienkreuzen in der Pfarrkirche St. Wenzeslaus, Trausnitz (Landkreis Schwandorf), in: Beiträge zur Flur- und Kleindenkmälforschung in der Oberpfalz 18. Jg. (Regensburg 1995), S. 163-169. - Unter den mir bekannten Standorten kann man in der in der Ostslowakei liegenden Stadt Kaschau (slowakisch Kosice; ungarisch Kassa) die meisten Grabplatten der Spätgotik mit nasenbesetzten Lilienkreuzen antreffen. Siehe dazu bei Ivan Havlice: „Kamenné architektonické články a náhrobníky (Steinerne architektonische Bauelemente und Grabdenkmale), slowakisch mit deutscher Zusammenfassung. In: Gotické umenie z Kosických zbierok (Gotische Kunst in den Sammlungen von Kaschau). Kosice (Kaschau) 1995, S. 103-131, insbes. S. 115 ff.

4 Heinrich Riebeling: Steinkreuze und Kreuzsteine in Hessen. Dossenheim/Heidelberg 1977, S. 65, Nr. 4522.4.



*Abb. 1:*

*Die inschriftlose, spätmittelalterliche Grabplatte im Chor der Basilika auf dem Schiffenberg mit einem langgezogenen Wappen von Buseck und einem Lebensbaum/arbor vitae als Attribute, wohl erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.*

*Foto: Azzola*

---

5 Werner Müller und Günther E. H. Baumann: Kreuzsteine und Steinkreuze in Niedersachsen, Bremen und Hamburg. Vorhandene und verlorengegangene Rechtsdenkmale und Memorialsteine. Hannover 1988, S. 248, Nr. 4524.15 mit einer Abbildung.



Abb. 2:

Die 2,42 m hohe und 93 cm breite, aus einem hellen Sandstein gefertigte Grabplatte des Albert Hofwart von Sickingen genannt Lang in der katholischen Pfarrkirche St. Magdalena zu Sickingen unten mit einem mehr ornamental aufzufassenden gleicharmigen, nasenbesetzten Lilienkreuz als Attribut.

Foto: Azzola



*Abb. 3: Der 79 cm hohe Lebensbaum/arbor vitae von der Grabplatte im Chor der Basilika auf dem Schiffenberg als Detail der Abb. 1.*

*Foto: Azzola*



*Abb. 4: Das als Quadrat ausgeführte und als Ornament zu interpretierende, 58 cm hohe und 59 cm breite gleicharmige, nasenbesetzte Lilienkreuz als Detail der Abb. 2.*

*Foto: Azzola*

# Neustadt 32

## Bildfunde zu Wohnung, Fabrik und Park der Familie Gail

Hans-Joachim Weimann

Die im Folgenden ausgewerteten Materialien wurden zumeist im Gail'schen Firmen- und Familienarchiv gefunden. Dr. Michael Rumpf-Gail, der eine Weiterführung der Publikationen über die Geschichte seines Hauses angeregt hat, ist herzlich zu danken. Dank geschuldet wird auch dem Stadtarchiv für wichtige Vervollständigung aus dortigem Bestand sowie Frau Kraft-Schneider und Dr. Häring für freundliche Photo-Unterstützung in ihren Museen.

### Familie und Unternehmen

In den Jahren nach 1804 wird die Festung Gießen geschleift. Auf der etwa 60 ha große Gesamtfläche einschließlich Wall und Graben gibt es dann eine zentrale Bebauung und einen großen grünen Freiraum ringsum, die 29% bzw. 71% des Areals einnehmen (Abb. 1 und 2).

Schon im Jahre 1812 beginnt dann Industrialisierung inmitten der Stadt mit der Gründung einer Tabakfabrik am Kreuz (Abb. 6) durch Georg Philipp Gail aus Dillenburg (7.12.1785 – 30.8.1865, Abb. 4). Mit der Bildung des Großherzogtums Berg war auch in seiner Heimatstadt das staatliche Tabakmonopol wirksam, seine dortige Fabrik samt Vorräten entschädigungslos beschlagnahmt worden. Georg Philipp Gail findet einen neuen Standort in Gießen, nahe seiner früheren Kundschaft. Die Gründungslegende der Firma erzählt von der Rettung eines Tabaktransports, der auf dem Weg nach Dillenburg war und dort verloren gegangen wäre. Otto Ubbelohde hat diese Geschichte zum 100-jährigen Firmenjubiläum im Jahre 1912 mit einigen Verbesserungen von Ort und Jahreszeit liebenswürdig gezeichnet (Abb. 3). Man sieht die Stadt Gießen samt Kirchenturm und die drei westlichen Berge.

Georg Philipp Gail beginnt die Fabrikation am 27.1.1812 mit 8 erfahrenen Arbeitern aus Dillenburg, und heiratet am 8.7.1812 Susanne Busch aus dem „Busch'schen Garten“. 5000 Gulden Kapital werden von der Schwiegermutter, einem Schwager, dem Ratsschöffen Busch und dem Steuersekretär Balzer gegeben. 1819 beteiligt sich auch der Mediziner Professor Nebel mit 2500 Gulden. Lebhafter Schmuggel in die französisch gewordene Heimat belebt den Absatz. Nur in den

Jahren 1818 und 1822 sind marginale Verluste unvermeidlich. Im Übrigen ist Georg Philipp Gail recht erfolgreich. In den Jahren 1812 bis 1825 macht er insgesamt rd. 51.000 Gulden Gewinn. Das Haus am Kreuz kann 1814 für 3000 Gulden erworben und bis 1818 abbezahlt werden.

1817 wird Georg Philipp Gail mit Anciennität-Verbesserung um 4 Jahre in die Krämerzunft aufgenommen. Das im Stadtarchiv verwahrte Zunftbuch gibt Auskunft über seine Wahl zum *älteren Zunftmeister* schon am Anfang des Jahres 1820 (Abb. 7 und 8). Es kommt zu einer neuen Gemeindeordnung. Georg Philipp Gail wird 1822 der erste gewählte Bürgermeister der Stadt Gießen. Schon im Jahre 1824 läßt er sich von dieser Pflicht entbinden, bleibt aber Stadtverordneter.

Die Fabrikation muß erweitert werden. Es wird eng. Auch die Anmietung von Räumen in der Nachbarschaft reicht nicht aus. 1825 wird ein sehr großes Haus in der Neustadt erworben. Die Fassade ist rd. 40 m lang (Abb. 9 und 10). Frühere Eigentümer hießen von Schwalbach, Senft von Pilsach, Nitsch, von Schmalkalder, schließlich v. Gatzert. Durch Ankäufe wird das Gelände wesentlich erweitert. Georg Philipp Gail bezahlt 16000 Gulden für das Haus, 1800 Gulden für die Erneuerung, 8600 Gulden für Fabrikanlagen und 1000 Gulden für die Gartenanlagen (gerundete Beträge). Die Gesamtinvestition der Jahre 1825 bis 1830 bilanziert er mit 27.415 fl.

1846 wird eine Dampfmaschine angeschafft. Es handelt sich um eine *Hochdruckmaschine* mit Balancier und Expansion, gefertigt bei Jacoby Haniel & Hayßen, Steckerade, mit 10 Pferdestärken und einem Verbrauch von 16 Zentnern Braunkohle in 12 Stunden.

Anfang 1850 plant Georg Philipp Gail einen verschönernden Umbau des Wohn- und Geschäftshauses: *Da ich den äußeren Bewurf meines Wohnhauses demnächst neu herzustellen beabsichtige, möchte ich gleichzeitig des besseren Aussehens wegen fragliche Facade nach dem anliegenden projectierten Aufriß durch das Verändern der jetzt bestehenden Thor und Fenster-Öffnungen ... dann durch Anlegen eines Balkons und Zwerghäusern so wie endlich eines Sockels von dicken Steinplatten erbauen lassen und bitte: Genehmigung zur Ausführung dieses Bauwesens geneigtest und baldmöglichst ertheilen zu wollen.* Tätig wird der Offenbacher Architekt Ferdinand Simeons. Für Fabrikbauten ist dann später Professor Hugo von Ritgen in Anspruch genommen worden.

Sein Sohn Wilhelm schätzt das Vermögen von Georg Philipp Gail schließlich auf fast 1,5 Millionen Gulden. Durch eine staatlich geförderte Wollspinnerei, welche der Schäferei im Hinterland Absatz ver-

schaffen und die dortige Armut mindern sollte, geht aber ein Drittel davon wieder verloren.

Das 50jährige Firmenjubiläum im Jahre 1862 wird zu einem großen Fest der Verehrung. Drei Jahre später stirbt Georg Philipp Gail, ein Vierteljahr vor seinem 80sten Geburtstag.

Der älteste Sohn Georg Karl Gail, später Kommerzienrat, führt die Firma sehr erfolgreich weiter (Abb. 13 bis 15). Sein politisches Wirken für die Tabakindustrie reicht weit über die Landesgrenzen hinaus. Der Sohn Wilhelm Gail wird dies postum andeuten: *Schwer wird man den Verlust unseres lieben Papa empfinden wenn die Regierung wieder einen Sturm gegen die Tabak Industrie unternehmen wird. Für ihn haben wir keinen Ersatz, nicht hier, nicht im Süd- und nicht im Nord-Deutschland. Vor Papa hatte man allgemein Respect, und er ging seinen Weg gerade durch und war in jeder Beziehung so unabhängig, daß ihn die Dunkelmänner fürchteten, die tüchtige Kräfte unterstützten.*<sup>1</sup> Im Jahre 1877 fährt Georg Karl Gail zusammen mit seinem Sohn Wilhelm nach Nordamerika zu einer fast einjährigen Geschäfts- und Bildungsreise.

Georg Edward, ein Enkel der ersten Ehefrau von Georg Karl Gail, erinnert sich in hohem Alter: *Unter ... meinem Onkel Karl Gail, nahm das gesellschaftliche Leben im Hause in der Neustadt einen größeren Umfang an. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er zum zweiten Male geheiratet und zwar die Witwe seines Schwagers Karl Wirth in Chicago. Sie besaß eine große Vorliebe für Poesie und ich habe viele Nachmittage und Abende bei ihr in ihrem gemütlichen Wohnzimmer gegessen und ihr vorgelesen. Was ich las, gehört zu den vergessenen Dichtern jener Zeit, aber es war die Zeit, als man noch deutsche Versepen verfaßte. ... Die Dichter, die meine Tante und ich mit Vorliebe lasen, und die einen bleibenden Eindruck bei mir hinterließen, waren die Poeten des Münchner Dichterkreises*<sup>2</sup>.

Der für die Nachfolge zunächst vorgesehene ältere Sohn Georg ist im Kriege 1870/71 tödlich verwundet worden. Hugo von Ritgen entwirft die Architektur und Bilderfolge eines großen Grabdenkmals, das in der Mitte den Gefallenen, die heimatlichen Burgen und die Siegesgöttin zeigt. Dem mit der Ausführung beauftragten Bildhauer Friedrich Küsthardt schreibt der erkrankte Kommerzienrat Georg Karl Gail am 7.1.1882: *Mit meiner Wiederherstellung geht es langsam voran, was allerdings auch viel dem ungünstigen Wetter zuzuschreiben ist. ... Mit Ihren Mitteilungen an meine Tochter bezüglich der zwei Statuen zum*

---

1 Brief an den Bruder Karl Gail, Chicago, am 1.2.1887.

2 Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens, abgeschlossen am 7.7.1963.

*Denkmal bin ich einverstanden ... Tadellose und künstlerische Ausführung ist selbstverständlich. Sehr angenehm wäre es mir, wenn die Ausführung u. Aufstellung resp. Vollendung des Denkmals in diesem Jahre vollendet werden könnte, denn ich muß die Kirchhofsgedanken aus dem Kopf haben. ... Drei Wochen darauf stirbt Georg Karl Gail und wird in der neuen Grabstätte beigesetzt<sup>3</sup>.*

Durch Ausscheiden seines Bruders Karl Gail und Schwagers Erich Wasserschleben aus der Leitung der Firma wird Wilhelm Gail (1854-1925, Abb. 16) alleiniger Nachfolger des Kommerzienrats. Er hat eine ungebändigte Jugendzeit erlebt. In seinem Sohn Friedrich wird er später sein eigenes Naturell wiederfinden: *Ich kenne meinen Friedrich, sehe meine eigene Jugend mit ihrem größten Mangel an Tugend in ihm wieder aufleben, nur ist er in sofern besser gebettet wie ich, daß er wenigstens lernen kann, wenn er will, zu Hause geschützt & gestützt wird und vor mancher Versuchung nach Möglichkeit bewahrt bleibt.*<sup>4</sup> Ein Favorit vieler Damen ist Wilhelm Gail später auch. Die Uniform eines Offiziers der Bonner Königshusaren steht ihm gut. Durch die Verantwortung als Prinzipal des Hauses Gail und eine sehr glückliche Ehe kommt er dann zu großem Erfolg und Ansehen, wird die vielleicht eindrucksvollste, fortschrittlichste und wohlthätigste Persönlichkeit der Stadt Gießen in seiner Zeit. Schließlich ist er Geheimer Kommerzienrat, Dr. phil. h.c. und Mitglied der ersten Kammer der Stände auf Lebenszeit.

Wilhelm lernt eine Cousine seiner Schwägerin Frieda Gail geb. Merkle kennen: Wilhelmine (Minna, Mimi) Mahla aus Chicago (1860-1898, Abb. 17), temperamentvoll, sehr gebildet, kunstsinnig, als Pianistin konzertreif ausgebildet. Mit ihrer Schwester Caroline macht sie vom April 1880 bis zum Februar 1881 eine Bildungsreise durch Europa. Ende August 1880 kommt es zu einem Besuch in Gießen und Minna Mahla schreibt in ihr Tagebuch: *Ich lernte da die meisten der Verwandten kennen, Vergnügen habe ich keinen mitgemacht.* Im November sind Wilhelm Gail und seine nur 10 Jahre ältere Stiefmutter Reisebegleiter der Schwestern von Dresden nach Frankfurt: *Wir ... langten Nachmittags um vier am Ziel an, wo wir abermals im Frankfurter Hof abstiegen. Abends besuchten wir den Palmgarten, wo wir ein recht annehmbares Concert erlebten und amüsierten uns köstlich dabei.* Auch andere von Heinrich Siesmayer gestaltete Parkanlagen erlebt Minna Mahla in schöner Weise. Wilhelm Gail und Wilhelmine Mahla heiraten in Chicago am 2.8.1883. Die Ankunft im Hause Neustadt 32 wird zu einem großen Fest. Ein schönes, reich

---

3 Gail'sches Familiengrab an der Südmauer des Alten Friedhofs in Gießen.

4 Brief an die Stiefmutter Marie Gail, 13.2.1899.

bebildertes Buch, gibt alle Darbietungen wieder (Abb. 18). Die Ehe wird sehr glücklich, endet aber traurig mit dem Krebsleiden und frühen Tode von Minna Gail. In schwierigen Entscheidungsfragen ist sie eine hilfreiche Ratgeberin für ihren Gatten. Das große Vermögen des Vaters/Schwiegervaters Dr. Friedrich Mahla wird zur Rettung, als in den ersten Jahren der 1891 gegründeten *Gailschen Dampfziegelei und Thonwarenfabrik* bedeutende Verluste überstanden werden müssen.

Die Anwesenheit des künftigen Landesherrn im Wintersemester 1890/91 bringt die Provinzhauptstadt Gießen in Erregung. Wilhelm Gail schreibt am 21.1.91 seinem Bruder Karl: *Mein Mimichen pflegt sich nach den etwas reichlichen Abendgesellschaften und planen wir selbst für den 13. Februar eine größere Taggesellschaft, welcher voraussichtlich der Erbgroßherzog auch beiwohnen wird. Der etwas sehr fröhliche junge Herr ist absolut keine Störung für die Gemüthlichkeit und wenn man wie wir Wilhelms an ihn und seine persönliche Aufmerksamkeit gegen uns keine zu großen Ansprüche stellt, geht es auch ganz gut mit solch hohen Gästen. Die Anwesenheit des Erbgroßherzogs hat eine ganz ungewöhnliche Helle in die hiesige Gesellschaft gebracht und ist man von allen Seiten bemüht, ihm durch Aufmerksamkeit aller Art den guten Willen zu bezeigen und zu versuchen, Gießen ein gutes Andenken bei ihm zu erwerben. Viel muß der arme Herr ja auch erdulden bei dieser Aufmerksamkeit, und bin ich immer erstaunt, wie lebenswürdig er so manche Einladung annimmt, die lediglich bezweckt, neben der Aufmerksamkeit für ihn, auch ihn zu benutzen zum Reklamemachen.* Das Fest in der Neustadt 32 wird zu einem großen Erfolg. Drei Musikgruppen treten auf: eine aus Baden-Baden angereiste *Zigeunercapelle*, eine österreichische *Sängergesellschaft* und eine echte (dunkelhäutige) *Minstrel*-Gruppe aus USA. Die scherzhafte Ankündigung eines auf dem Hochseil rückwärts balancierenden Elefanten wird allerdings mit einer Absage wegen Heiserkeit des Tieres überklebt (Abb. 19,20).

Für eine große Feier wird der klassistische Festsaal im mittleren Obergeschoß des Hauses Neustadt 32 später gebraucht, als sich das 100-Jahres-Jubiläum der Tabakfirma am 27. Januar 1912 ereignet. Ein Photo der Geschenke öffnet auch einen Blick auf die Gestalt von Wand und Decke des Raumes (Abb. 21). Ein großformatiges Portrait des Gründers Georg Philipp Gail ist einem in den Niederlanden lebenden Zweig der Familie zugefallen. Man hat eine sehr gute Kopie fertigen lassen und dem Prinzipal als schönes Jubiläumsgeschenk überreicht (Abb. 21 oben rechts). Es befindet sich jetzt in Brasilien. Eine für Repräsentationszwecke der Firma gefertigte Kopie dieser Kopie hat als Leihgabe einen sehr schönen Platz in der Gail'schen Villa zu Rodheim

gefunden und erinnert dort an die große Vergangenheit der Unternehmen und der Familie Gail. Die Gießener Tabakindustriellen unterschreiben eine aufwendig gestaltete *Adresse* (Abb. 22, 23) neben den folgenden Sätzen: *Hochgeehrter Herr Geheimer Kommerzienrat! An dem Tage, an dem Ihre ehrwürdige Firma ihren 100jährigen Geburtstag festlich begeht, wollen wir mit unseren Glückwünschen nicht fehlen. Sehen wir doch alle in ihr die Stammutter der hiesigen Tabakindustrie, die sich in den vergangenen Jahrzehnten eines mächtigen, weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes gewerteten Aufschwunges erfreuen durfte und unserer Gegend Glück und Wohlstand gebracht hat. – In Ihnen, hochgeehrter Herr Geheimer Kommerzienrat, erblicken wir stets den würdigen Träger der altbewährten Tradition Ihres Hauses, einen echten Bürger und einen allzeit treuen Kollegen in den schweren Kämpfen, die unsere Industrie bedrohten. – So sind denn unsere Glückwünsche wahr und von Herzen kommend. Mögen über Ihnen und Ihrer Firma für ewige Zeiten günstige Sterne walten.* Der Hofmetzgermeister Möhl erinnert an 100-jährige Lieferung von Fleisch und Wurst und läßt in lichten Farbe eine scherenlose Parze malen, die den Faden der Zeit spinnt (Abb. 24). Für die Speisekarte zum Festmal (Abb. 25) hat Alfred Bock die Firmengeschichte in sieben Strophen verdichtet:

*Ein neu Jahrhundert im Zeitenflug, / Napoleon rüstet gen Rußland den Zug, / Schwer wuchtet seine eiserne Hand, / Die Menschen knechtend, auf deutschem Land.*

*Zu Dillenburg, der Oranierstadt, / Der Kaufmann Gail sein Gewese hat, / Vom Tabak, den das Bäuerlein schmaucht, / Dem Regsamem der Schornstein raucht.*

*Der Franzmann aber in seiner Gier / Ruft: „Mort de ma vie, der Tabak ist mir! / Sofort stell die Gewerke ein, / Ich handle mit dem Tabak allein!“*

*Georg Philipp, des Kaufmanns Fleisch und Blut, / Umgeht der welschen Zöllner Hut, / Schafft hoch zu Roß in Winterzeit / Gewichtiger Ladung ein sicher Geleit.*

*Im Hessenland winkt ihm Unterkunft, / Er gründet zu Gießen die Tabakzunft. / Und siehe, dem Tüchtigen reift die Saat. / Hell schallt seine Stimme im Bürgerrat.*

*Und höhwärts trägt ihn ein günstig Geschick. / In sich gefestigt mit weitem Blick / Umschreibt er seines Lebens Kreis, / Den Andern helfend / den Seinen zum Preis.*

*Nun jährt es sich zum hundertsten Mal, / Daß er von Dillenburg ritt zu Tal. / Haus Gail, das er in Gießen geweiht, / Blüht noch – blüh' in die fernste Zeit.*

## **Fabrikation**

Die Festadresse zum 50-Jahres-Jubiläum der Firma (1862) und ein durch den Lithographen Martin Loos gestaltetes Plakat aus dem Jahre 1884 zeigen in jeweils vier Feldern typische Fabrikszenen (Abb. 26, 27). Im Jahre 1891 wird der Grundriß der Fabrikgebäude und des Vorderhauses gezeichnet (Abb. 28).

Die Dampfmaschine der Fabrik wird im Jahre 1884 durch eine wesentlich stärkere mit 25 PS ersetzt.

1893 werden Wohnung und Fabrik mit elektrischer Beleuchtung versehen. Als Stromquelle dient ein transportabler Akkumulator, der regelmäßig am Generator der Universitätskliniken aufgeladen wird. Der Wiesbadener Elektriker Buchner intalliert Lampen für 183 Glühbirnen, 14 Jahre nach Erfindung der Kohlefadenlampe durch Thomas Alva Edison<sup>5</sup>.

Zum Jubiläum 1912 hat Wilhelm Gail die Arbeitsvorgänge in der Fabrik photographisch dokumentieren lassen. Nach diesen Bildern gefertigte Federzeichnungen finden sich samt eingehender Beschreibung in der von M. Biermer verfaßten *Gedenkschrift*. Hier werden vier Beispiele gezeigt:

Man sieht die Dampfmaschine und die Transmission (Abb. 29). Im Vordergrund eines Saales zur Kautabak-Herstellung steht eine Spinnmaschine (Abb. 30). Durch einen Trichter werden sorgfältig zusammengelegte Tabakblätter, Decke und Einlage, einer mechanischen Rotation zugeführt, die ein gleichmäßiges seilartiges Gebilde entläßt. Eine Spinnerin bedarf einer vierjährigen Ausbildung. Zuvor werden die Blätter der *Einlage* in einer *Sauce* getränkt. *Sie wird hergestellt aus bestem Kentucky-Tabak-Extrakt, ferner einem unschädlichen Schwarzfärbemittel und durch Zusatz einer Reihe von Stoffen, die den Geschmack mildern und verfeinern. Durch kleine Verschiebungen in der Menge und dem Verhältnis dieser Ingredienzien ist jede Fabrik in der Lage, ihrem Fabrikat eine besondere Geschmacksrichtung zu verleihen und es für den Kunden, der sich einmal an dieselbe gewöhnt hat, geradezu unentbehrlich zu machen*<sup>6</sup>. Die Zusammenstellung der Sauce ist streng gehütetes Firmengeheimnis, das Abschmecken ungeliebtes

---

5 Briefe an die Firma Buchner vom 1.6.1893, 23.7.1893, 26.12.1893 und 19.2.1894.

6 Biermer: Gedenkschrift zum 100jährigen Bestehen der Firma 1812-1912, S. 52.

Privileg des Prinzipals. *Ein Vergnügen dritten Ranges* nennt es Wilhelm Gail<sup>7</sup>. Der Saal der Zigarrenwicklerinnen (Abb. 31) zeigt einen Fabrikationszweig reiner Handarbeit, der früh in kleine Filialbetriebe auf dem Lande verlagert worden ist. Die Sortiererinnen, die an großen Nordfenstern arbeiten, müssen je nach Preisklasse 25 bis 40 Helligkeits- und Farbvarianten unterscheiden können. Auch diese Tätigkeit setzt große Erfahrung voraus (Abb.32).

Die in der Jubiläumsschrift 1912 vorgestellten Fabrikate wirken wie Pralinés in einer Konfektschachtel. Bemerkenswert ist die Verzierung eines Päckchens mit dem Denkmal von Justus v. Liebig in der Ostanlage (Abb. 33). Kautabak wird in geräumigen Töpfen aufbewahrt. Die Abbildung 34 zeigt ein sehr schönes Stück.

Kennzeichnend für das Qualitätsbewußtsein des Prinzipals ist ein mahnender Brief an einen Reisenden der Firma: *Mit Ihrem Obigen beweisen Sie nur wie nöthig es ist, immer wieder den Vertretern zu sagen, wie ich meine Fabrikate behandelt, gepflegt und gewürdigt zu sehen wünsche. Der geringste Mann, der im Vertrauen auf meine Rechtlichkeit, Realität und Strenge mein Fabrikat kauft und genießt, ist mir gerade so lieb wie irgend eine hochgestellte Person als direkter oder indirekter Kunde. Ich will unter keinen Umständen und von Niemand insceniert verdorbene, am Ende gar gesundheitsgefährliche Waren gekauft und genossen wissen*<sup>8</sup>.

## Der Mäzen Wilhelm Gail

Wilhelm Gail ist in vielfältiger und großzügiger Weise wohlthätig gewesen. Beispielhaft werden die folgenden Fälle genannt:

- Stiftung der Erben von Karl Georg Gail für eine Kleinkinderschule, sowie Armen- und Krankenpflege, 1882,
- Beteiligung an den Kosten einer Restaurierung der Burg Gleiberg, 1882,
- Bepflanzung des Gießener Alten Friedhofs mit Bäumen, um 1890<sup>9</sup>,
- Förderung des mit Gailschen Klinkern verkleideten Baus eines Volksbades, 1897/1898,
- Schenkung von Steinen für den Bau eines Aussichtsturms auf dem Dünsberg, 1899,
- Beteiligung an den Jugendstil-Ausstellungen auf der Mathildenhöhe zu Darmstadt 1901, 1904, 1908 und 1914 (Schwanentempel,

---

7 Brief an seinen Schwager Georg Luerssen am 16.3.1885.

8 Brief vom 17.9.1891.

9 Rehnelts: Führer durch die Grünanlagen der Stadt Gießen, 1929.

Wasserbecken), Förderung der Künstler Daniel Greiner, Rudolf Bosselt, Hans Meyer und Gievers<sup>10</sup>.

- Mitfinanzierung eines neuen Theaters nach intensiver Beteiligung am Erwerb des Baugrundstücks (Schülersche Besitzung), 1905/1907,
- Erwerb der Gastwirtschaft Bavaria (Feidelsche Besitzung), welche die Ästhetik des Alten Schlosses beeinträchtigt, und Schenkung an die Stadt, 1905-1913,
- Finanzierung des Empfangszimmers und eines Raumes des Kammerdiener anlässlich der Gestaltung einer Wohnung für den Großherzog im Alten Schloß durch J.M. Olbrich, 1907,
- Erwerb der von dem Philologen Strack hinterlassenen Bücherei für die Universitätsbibliothek, auch Finanzierung eines von O. Ubbelohde entworfenen *Ex libris*, 1907,
- Förderung des Baus eines städtischen Schwimmbads in Friedberg, 1909,
- Jubiläums-Stiftung für *Beamte und Arbeiter der Firma*, 1912,
- Erprobung von Obst- und Gemüsesorten in der Rodheimer Plantage. 1912 Beteiligung an der ersten Obst- und Gartenbauausstellung des Kreises Biedenkopf mit 35 Birnen- und 36 Apfelsorten sowie fruchtenden Sträuchern für nützliche Vögel.
- Finanzierung einer völkerkundlichen Forschungsreise nach Pamir, 1913<sup>11</sup>.
- Herausgabe und Verteilung einer von dem Gail'sche Obergärtner Menges verfaßten Druckschrift über *Praktische Ausnutzung des Hausgartens* zur Minderung der Hungersnot, 1917.
- Stiftung einer neuen Glocke für die Rodheimer Kirche, 1920,
- Langjährige Sammlertätigkeit. Ein Teil der Kollektion wird zunächst 1910 als *Gießener städtisches Museum für Völkerkunde der Wilhelm Gail-Stiftung* im Turmhaus am Brandplatz vorgestellt.

Am 21.3.1924 erscheint im Gießener Anzeiger ein Bericht zum 70sten Geburtstag von Wilhelm Gail: *Das Museum sprach ihm aus diesem Anlaß die herzlichsten Glückwünsche aus in dankbarer Verehrung für die fast dreißigjährige unermüdliche Förderung der Sammlungen durch Anregungen, Stiftungen und Fürsorge jeglicher Art. Die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Alters t u m s m u s e u m s hätte sich nie zu solcher Bedeutung entwickeln können, wenn nicht Geheimrat Gail immer wieder zu ihrem Ausbau die Hand geboten hätte. Die volkskundliche Abteilung, insbesondere die Sammlung von Altertümern der oberhessischen Hausindustrie, um die uns viele Museen beneiden,*

---

10 H.J.Weimann: Wilhelm Gail und die Mathildenhöhe, als CD herausgegeben 2004 / Gießener Anzeiger, Juli 1914.

11 Bericht im Gießener Anzeiger am 14.11.1913.

verdankt seinem verständnisvollen Wirken ihr Dasein. Die Sammlung der Kupferstiche J.G. Willes, eine der vollständigsten, hat er dem Museum ermöglicht. Auch in allen übrigen Abteilungen des Altertums-museum gehören die meisten und wichtigsten Gegenstände der W. Gailsammlung an. Das *Völkermuseum* ist ganz aus seinem Willen heraus und mit seinen Mitteln geschaffen worden, auch das *Kriegsmuseum* verdankt ihm viel. Wenn Gießen heute kulturgeschichtliche Sammlungen besitzt wie wohl keine andere Stadt von gleicher Größe, so ist das ganz allein das Verdienst Geheimrat Dr. Gails, der in liberalster Weise, was ihm an Altertümern oder ethnographischen Gegenstände der Teilnahme wert schien, restlos der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt. Er hat dadurch Sorge getragen, daß hier das Material für Institute vorhanden ist, die der Forschung und vor allem der Bildung dienen können auf Gebieten, die anderwärts häufig vernachlässigt wurden und hinter dem Bestreben nach Schaffung reiner Kunstsammlungen zurückstehen mußten.

Für stille Hilfe in Einzelfällen mag der Brief eines Pfarrers Zeugnis geben: *Dankbarst gedenke ich ... der vielen Gaben, die Sie mir im Laufe der letzten Jahre erwiesen haben; wie ich mit so mancher Bitte mich an Sie, verehrter Herr Geheimrat, wandte, wie Sie mir eine jede zu erfüllen wußten*<sup>12</sup>.

## Park

Zeitnah mit dem Kauf des Hauses in der Neustadt erwirbt Georg Philipp Gail auch Gelände für die Anlage eines Parks im englischen Stil. Die Entwurfszeichnung ist noch vorhanden: *Gartenplan ausgeführt im Jahr 1826 & 1827* (Abb. 35 und 36). Sein Sohn Karl Georg Gail läßt den Park von dem Frankfurter Gartenkünstler Andreas Weber umgestalten. Ein Teich wird angelegt. Ein *Schweizerhäuschen* ermöglicht einen Ausblick auf den zum Fest- und Exerzierplatz hergerichteten *Oswaldsgarten*.

Von einer 1888 gedruckten Gießener Stadtkarte ist im Stadtarchiv ein Exemplar erhalten geblieben. Außer den städtischen Anlagen werden einzelne private Parks detailliert dargestellt. Bei näherer Betrachtung lassen sich auch Signaturen für große und kleine Bäume sowie Laub- und Nadelgehölze unterscheiden. Die Abbildung 38 zeigt das Anwesen Neustadt 32 samt Parkanlage und die nähere Umgebung.

Wilhelm Gail hat sich vor seiner Hochzeit sehr um eine Herrichtung des Parks bemüht. In schönen Briefen nach Chicago berichtet er seiner

---

12 Pfarrer Schwabe an Wilhelm Gail, 12.3.1918.

Verlobten von diesen Absichten. Später muß er für seinen Schwiegervater wegen der Kostspieligkeit einer sichtbar werdenden Gartenleidenschaft diplomatische Sätze finden: *Deinen freundlichen Rath, lieber Papa, unnöthige Ausgaben in Haus und Hof zu vermeiden, befolge ich gern. Durch den nicht mehr aufschiebbaren Anstrich der Fabrik und des Wohnhauses, durch Reparaturen am Springbrunnen und den Versuch, dem Brunnen im Garten reines Wasser zu schaffen, werde ich ohnehin schon genug Ausgaben haben. Da mag der geplante Eingang direct aus unserer Wohnung in den Garten für dieses Jahr einmal ausgesetzt bleiben.*<sup>13</sup> Der *directe* Eingang ist ein verständlicher Wunsch. Die Wohnung des Prinzipals liegt im ersten Stock des Hauses. Um innerhalb des Hauses in den Park zu gelangen, müßte es einen angenehmen Weg durch die angrenzende Packerei der Fabrik geben. Bis Weihnachten 1896 kann das Problem mit einem besonderen Treppenaufbau gelöst werden. Die verwitwete Stiefmutter Marie Gail schreibt an Karl Gail: *Unser Wilhelm hatte wieder sehr schöne Gaben für sein Mimichen zusammengetragen & aufgebaut. Vorhänge für Wohn & Musikzimmer, Sarazenen Vorlagen vor dem Flügel, prachtvolle grosse gemalte Vasen (Meissen) ein emailliertes Pensée mit einem Diamanten in der Mitte als Brosche, Tischchen und Stühle für den neuen, sehr schön & geschmackvoll gewordenen Treppenaufbau nach dem Garten hin, künstliche Blumen und allerlei Anhängsel. Mimi hatte Wilhelm ein Tischchen, für das Gartenhäuschen bestimmt, gemalt, Schlummerrollen, einen schönen Pokal von Van Hant, Bücher, zwei grosse Mayolika Baumständer & Töpfe für den Treppenaufbau etc.*<sup>14</sup>

Im Jahre 1883 läßt Wilhelm Gail einen Wasserturm errichten, der an mittelalterliche Wehrhaftigkeit erinnert (Abb. 39). Die Pumpe im Untergeschoß wird von einem Gasmotor angetrieben. Beim Kreisturnfest auf dem Oswaldsgarten im Jahre 1895 werden auf dem Turm erhellende Scheinwerfer montiert. Im Herbst 1887 wird ein großes Gewächshaus geplant. Die Abbildung 41 zeigt dessen Südseite. 1888 kommt an der Westecke des Parks ein prächtiges Hühnerhaus hinzu, dessen Architektur gründerzeitlichem Schönheitsempfinden entspricht (Abb. 40).

Als einen Glücksfall der Stadtgeschichte sieht der Verfasser ein Foto, das Wilhelm Gail 1889 oder 1890 aufgenommen hat (Abb. 43). Es befindet sich in seinem persönlichen Album, ist allerdings nur mit einer Nummer beschriftet. Für die Zuordnung hinderlich war die künstlerische Freiheit von Martin Loos, der in seiner Lithographie von Häusern und Park (Abb. 42) die nördlich anschließenden Bauten stark

---

13 Brief vom 7.4.1885.

14 Brief nach Weihnachten 1896.

verkleinert hat. Es sind dies die Schreinerei Kreiling, das Gasthaus Gambrinus und das Haus Sandgasse 54.

Bei seiner Hochzeitsreise nach Deutschland im Jahre 1911 erlebt Georg Edward eine sehr unterschiedlich gewordene Zuwendung zu den Parkanlagen in Rodheim und Gießen: *Morgen zeigt uns Wilhelm Gail seinen vernachlässigten und verwilderten Garten hinter seiner Fabrik in der Neustadt und die dortige frühere Wohnung. Vieles hat sich auch dort verändert, nur der grosse Saal, der eine Rolle in der Geschichte unserer Familie gespielt hat, ist geblieben.*<sup>15</sup>

## Feuerwehr

Wegen unglücklich zu Tage getretener Mängel der Brandbekämpfung gründet Georg Philipp Gail am 6. Oktober 1855 eine *Freiwillige Gail'sche Feuerwehr (FGF)*. Sie wird zwar von der Tabakfirma finanziert und hat auch die Adresse Neustadt 32, ist aber keine Fabriks-Feuerwehr. Dennoch entsteht am 15. Dezember des gleichen Jahres eine städtische Konkurrenz, die *Gießener freiwillige Feuerwehr (GFF)*. Auch sie wird im Westen der Stadt untergebracht, auf dem Oswaldsgarten.

Der an Technik sehr interessierte Ferdinand Gail wird Hauptmann der Feuerwehr. Ein frühes Foto aus dem Jahre 1861 zeigt ihn mit seinem *Steigerzug* (Abb. 46).

1882 entsteht an der Ostseite der Fabrik ein neues Spritzenhaus (Abb. 47), das schon 1893 elektrisch beleuchtet werden kann<sup>16</sup>. Das Gebäude wird 1911 abgebrochen, *weil es dem Ausbau der Sandgasse im Wege steht. Die Firma Georg Philipp Gail ... hat deshalb auf dem Hintergelände an der Neustadt zwei ältere Hintergebäude ausbauen und dazu einen flotten Steigerturm errichten lassen. Der vor der Gebäudegruppe befindliche große Platz ist sauber eingewalzt und kann zu Übungszwecken der Mannschaft benutzt werden*<sup>17</sup>.

Das 50-Jahres-Jubiläum beider freiwilligen Feuerwehren wird sehr festlich begangen. Eine farbige Postkarte aus dem Jahre 1905 zeigt die Herrichtung des Ostwaldsgarten, auch den Rummelplatz hinter der Bahnlinie (Abb. 45). Im Vordergrund geht es vornehmer zu. Der Gailsche Park an der Neustadt ist in schöner Weise einbezogen

---

15 Tagebuch von Georg Edward, 7.8.1911.

16 Gießener Anzeiger, 18.10.1893.

17 Gießener Anzeiger, 10.10.1911.

worden. Die elektrische Beleuchtung sei besonderer Aufmerksamkeit empfohlen.

## Finale

Nach fast hundert Jahren endet die Zeit der Firma Gail in der Neustadt. Die Tabakfabrik wird am Sandkauterweg / Erdkauterweg großzügig neu errichtet. Die Familie Grieb übernimmt die Grundstücke in der Neustadt. Ein vom Stadtkirchenturm im Jahre 1928 aufgenommenes Bild wird zum Dokument der Baufälligkeit. Auch die Scheiben des Gewächshauses sind kaputt (Abb. 48).

Als in den 1960er Jahren die Stadt Gießen *verkehrsgerecht* gemacht werden soll und zahlreiche Bäumen fallen, auch am Oswaldsgarten, sind aus der Bevölkerung Entsetzen und Protest vernehmlich. In der Gießener „Freien Presse“ vom 23. April 1964 nennt es der *Spenglermeister Bimbächer* einen *Giessener Schildbürgerstreich*:

*Was Giesse einst beriemd gemochd, / das hat mer einfach abgeschlachd, / mit Axd und Säche ohne Zahl, / da mache se die Anlach kahl.*

*Die Hunnerde von Linnebäum – / Se hörde dausend Liewesdräum / Unn alles, was des Herz beweuchd – / Die hadd mer einfach umgeleuchd.*

*Nach zwanzich Jahrn, da wird ersd klar, / dass das e furchtbar Dummheit war. / In jeder Schul der Lehrer sachd, / Schildbürgerje hawwe das vollbrachd. ...*

Das i.w. auf dem ehemals Gail'schen Areal und dem Oswaldsgarten geplante große Bauprojekt *Galerie am Neustädter Tor* wird im Juli 2003 mit eine grünen Fassade vorgestellt: *Unglaubliche ökologische Vorteile erhofft der Investor sich von einer Rundumbegrünung. Hierbei werden einzelne Tröge in die Fassade integriert.*

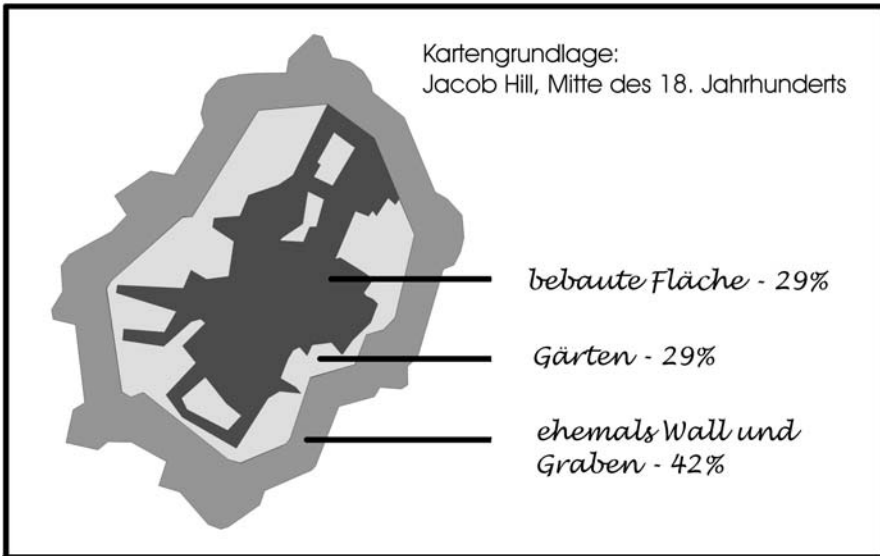
Im April 2004 erbittet und erhält der für Grünflächen verantwortliche Stadtrat Rudolf Schmidt vom Autor Materialien zur verlustreichen Entwicklung der Parkanlagen in der Gießener Innenstadt. Am 6. Mai antwortet er: ... *Mit großem Interesse habe ich Ihre Ausführungen gelesen. Es ist mir zwar bewusst, dass in den letzten 50 Jahren einiges an städtischem "Grün" verlorengegangen ist, dass aber seit ihrem Bezugspunkt Dreikaiserjahr 1888 ein so dramatischer Rückgang der Park- und Gartenflächen in Gießen statt fand, hat mich sehr berührt. Ich werde die beiden Karten mit der Darstellung des ehemaligen und jetzigen Grünflächenbestandes der Stadt Gießen den Kolleginnen und Kollegen im Magistrat vorlegen, um einen Umdenkungsprozess anzuregen. Noch hat die Stadt die Möglichkeit, zumindest einen Teil der*

*Grünflächen am Oswaldsgarten zu erhalten. Dafür werde ich mich einsetzen. ... Bald ist dann der plötzliche Tod von Stadtrat Schmidt zu beklagen.*

Das Schlußwort spreche Gottfried Keller:

*Die Ratzenburg will Großstadt werden / Und haut die alten Linden um;  
/ Die Türme macht sie gleich der Erden / Und strecket grad, was bau-  
lich krumm. / Am Stadtbach wird ein Quai erbauet / Und einen Boule-  
vard man schauet / Vom untern bis zum obern Tor . . . / So ist gelungen  
jeder Plan, Doch niemand sieht das Nest mehr an.*

1 Flächenverteilung innerhalb der Schoor.



2 Gießener Tabaktopf, Oberhess. Museum und Gail'sche Sammlungen.

3 Die Rettung eines Tabaktransports 1812 (O. Ubbelohde 1912).



4 Georg Philipp Gail  
(1785-1865)

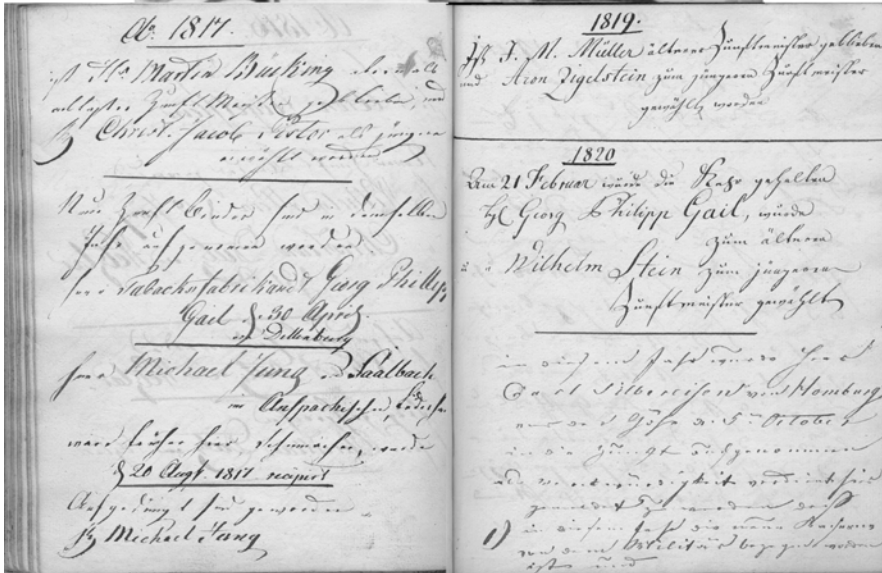


5 Marie Gail geb. Busch  
(1789-1862)

6 Die 1812 gegründete Gail'sche Tabakfabrik



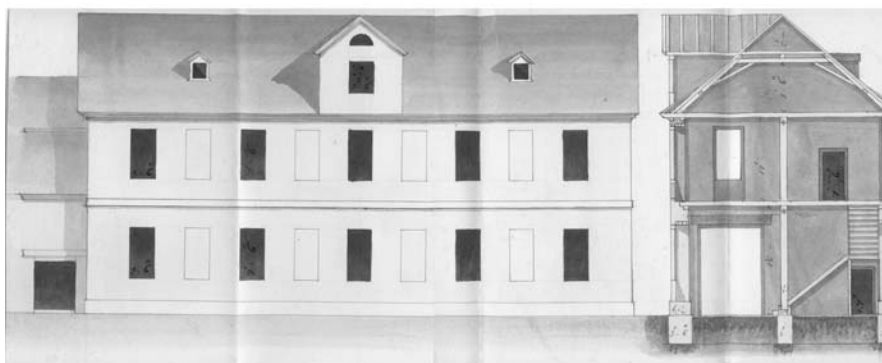
Ehemalige  
Tabakfabrik  
am Kreuz.



Aus dem 1709 begonnenen Zunftbuch der Kramer, StdtAG,  
7 Aufnahme in die Zunft, 30.4.1817 8. Wahl zum "älteren" Zunftmeister.



11 Fassade nach dem Umbau durch den Architekten Ferdinand Simeons.



12 Plan eines Magazins, 1826.

13 Kommerzienrat Georg Karl Gail (1819-1882).



14 Jeannette Gail  
geb. Wirth  
(1824-1875).

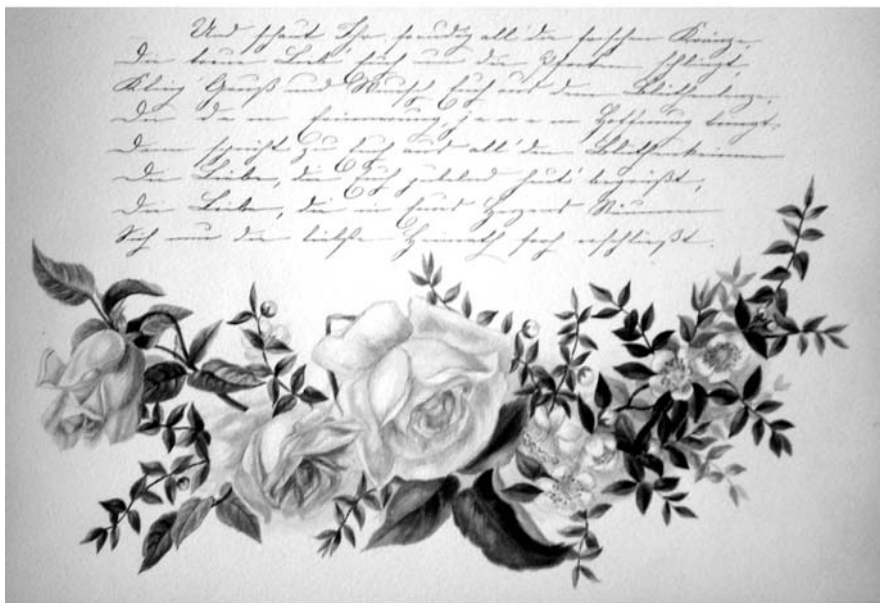


15 Maria Gail  
geb.de Wedig verw. Wirth  
(1843-1923).

16 Geheimer Kommerzienrat  
Dr. h.c. Wilhelm Gail (1854-1925)



17 Wilhelmine (Minna, Mimi)  
Gail geb. Mahla (1860-1898).



18 Aus einem Album zum 10.9.1883, dem Tag der Ankunft von  
Wilhelm und Wilhelmine Gail im Hause Neustadt 32.

# freie Bühne



1891.

Gießen

Februar  
13.



PROGRAMM

## Blondin Sohn auf dem Turmseil

wird in solcher Vollkommenheit nie gesehene Leistungen zur Schau bringen. Von den complicirtesten Piecen heben wir das Tragen eines Erwachsenen über das Turmweil, die Velociped-fahrt, der Elefant auf dem Turmseil ganz besonders hervor; letzterer ohne Balancierstange und rückwärts gehend.



19 Aus dem Festprogramm zum 13.2.1891.



Die ganz einzig ächte Kärnthner Tyroler Sängergesellschaft gelang es uns für unser Unternehmen zu gewinnen. Zu den heute zum Vortrag kommenden Gefängten werden die Damen Yepi Holmhuber, Nefi Dornau, die Herren Seppel Broter und Naji Dornau auftreten.

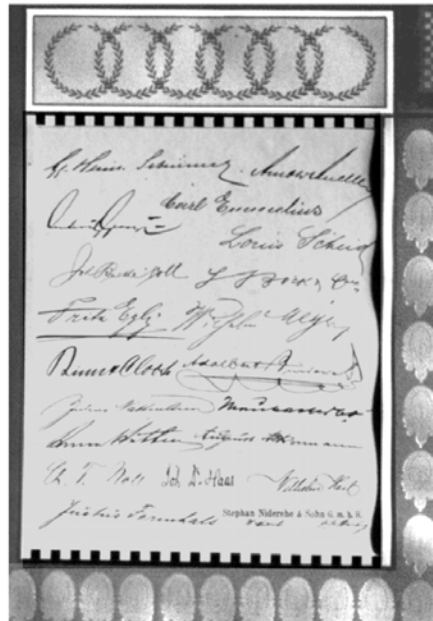
➡ Zum Schluß: ➡

Representation of the most original christy minstrels, imported from the U. S. of America, being in a great hurry on their way from London to St. Petersburg. At London they had the honours to play before H. R. H. the Prince of Wales. They were highly rewarded and distinguished. — Here their well known names: Jim, Tom, Jack, Harry, Elias, Robert.



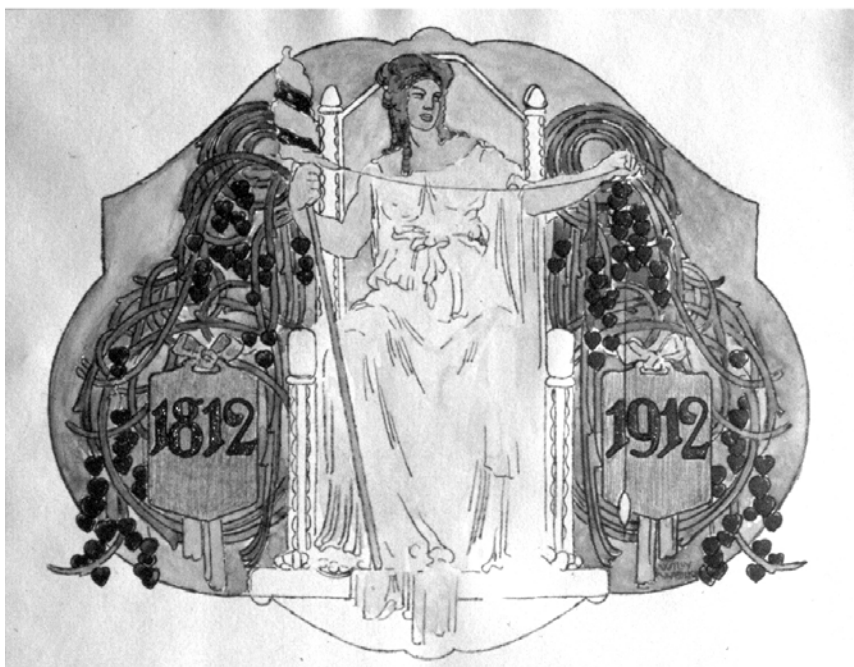
20 Aus dem Festprogramm zum 13.2.1891.

21 Im Festsaal des Hauses Neustadt 32 am 27.1.1912.



22/23 Adresse der Tabakindustriellen, Titel und Unterschriften.

24 Aus einer Adresse des Hofmetzgers Möhl zum 27.1.1912.

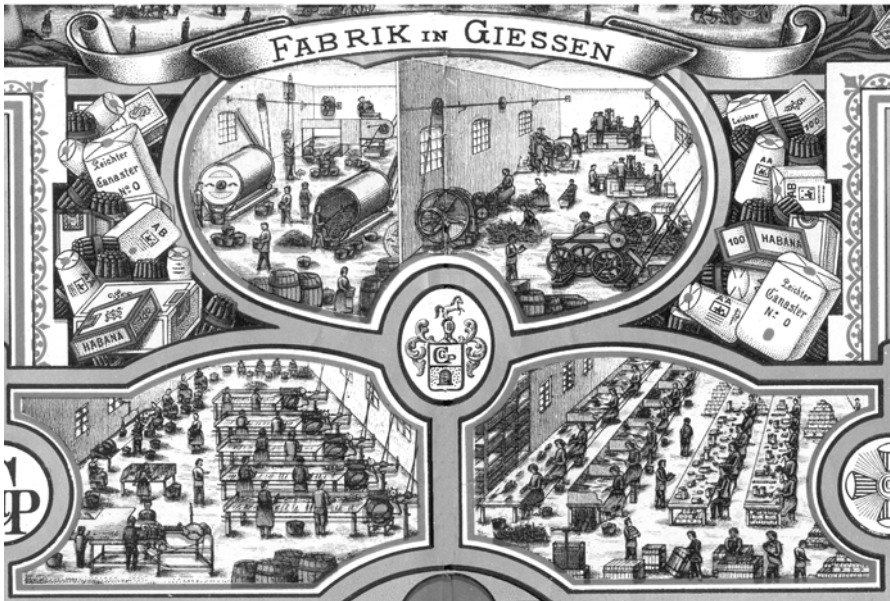


### Speisen-Folge.

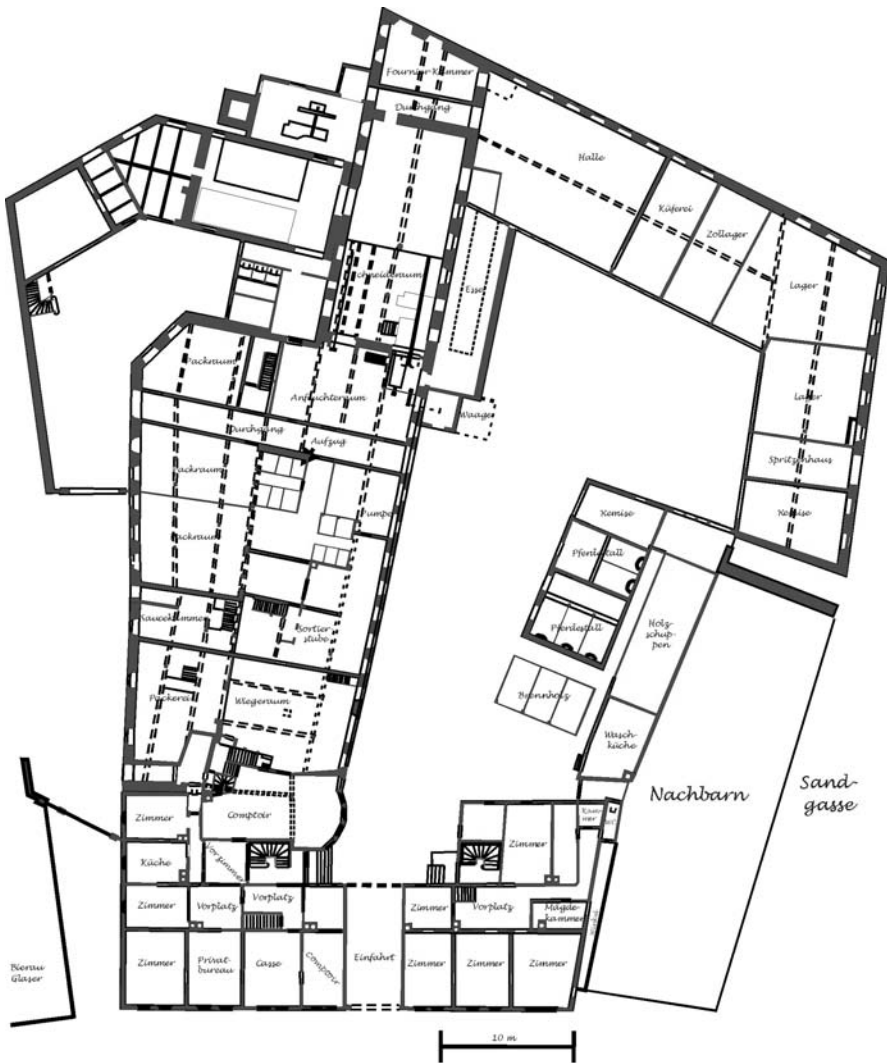
Kaviar und Austern	G. H. Mumm & Co. Carte blanche 1895er Chablis
Kraftbrühe	
Steinbutt mit Hummerauce	1895er Ahmannshäuser Cabinet Königl. Preuss. Domäne
Garnierte Poularde	1904er Schwarzhofberger
Parfait von Gänseleber	1888er Chateau Mouton Rothschild
Dammwildbrüden	
Salat - Kompott	1904er Steinberger Cabinet Königl. Preuss. Domäne
Gemüse	Heidsieck & Co. Monopole
Eis	
Käse	Alter Töhaner
Nachsch	

25 Festmahl am 27.1.1912.

26 Fabrikationsvorgänge in einer Jubiläumsdresse von 1862, angeordnet rings um das Portrait des Prinzipals.

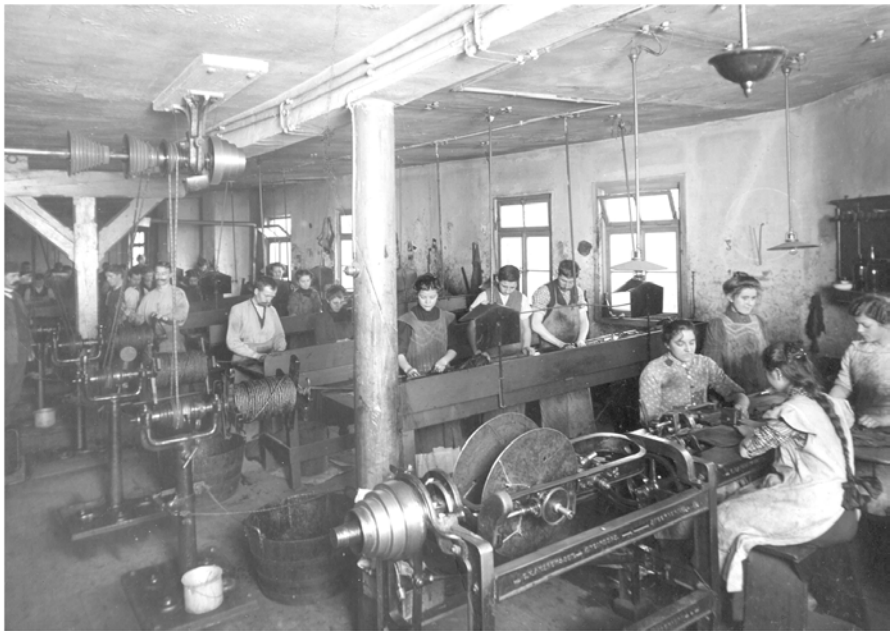
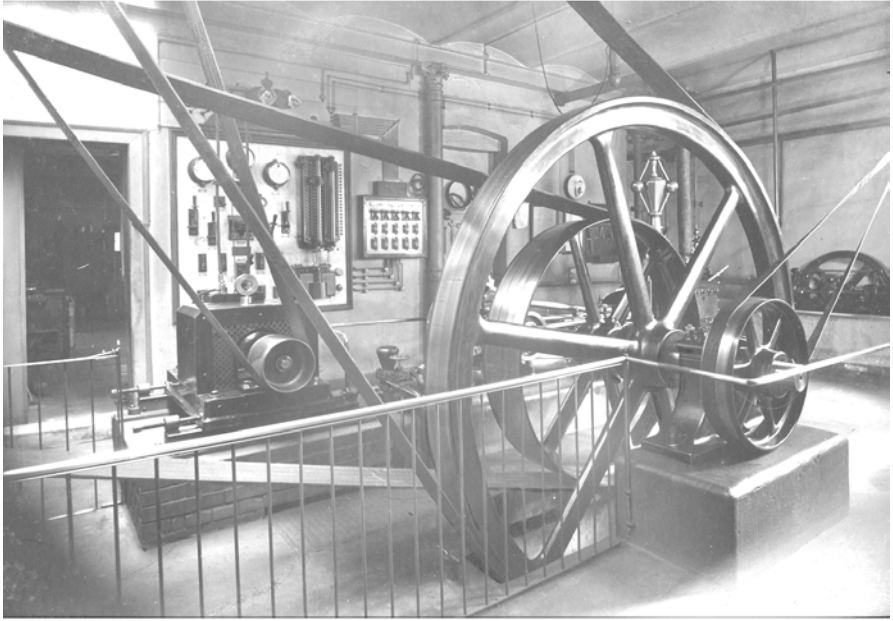


27 Fabrikationsvorgänge in einem Plakat aus dem Jahre 1884, angeordnet rings um das Gail'sche Wappen.



28 Erdgeschoß-Grundriß von Fabrik und Vorderhaus, digitalisiert nach einer Blaupause vom 4.2.1891.

29 Maschinenraum, Transmission.



30 Herstellung von Kautabak, vorn eine Spinnmaschine.

### 31 Herstellen von Zigarren.



### 32 Sortieren von Zigarren im Nordlicht.



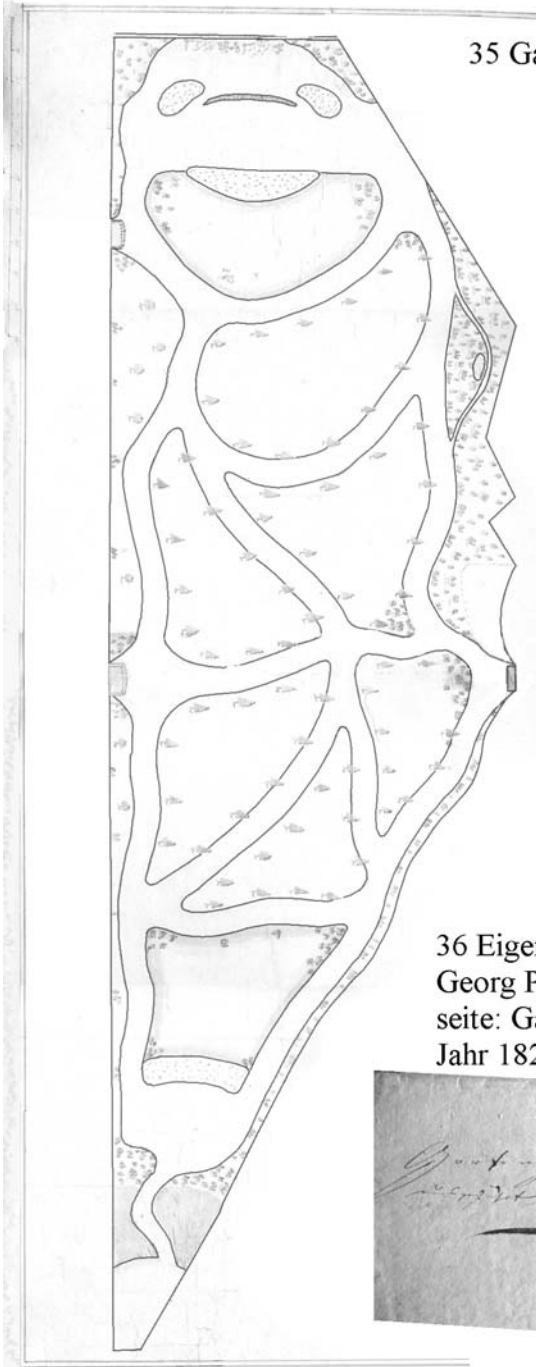
33 Produkte der Gail'schen Tabakfabriken.



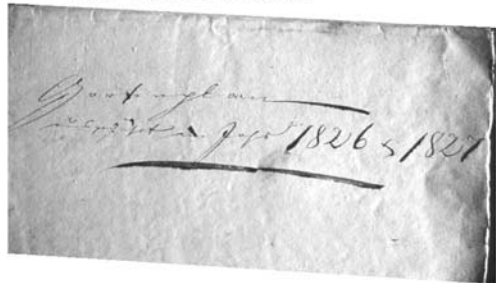
34 Gail'scher Tabaktopf im Bauernhausmuseum Hof Haina, gefertigt in der Steinzeugfabrik P. Fr. Thewalt zu Hör.

35 Gartenplan 1826

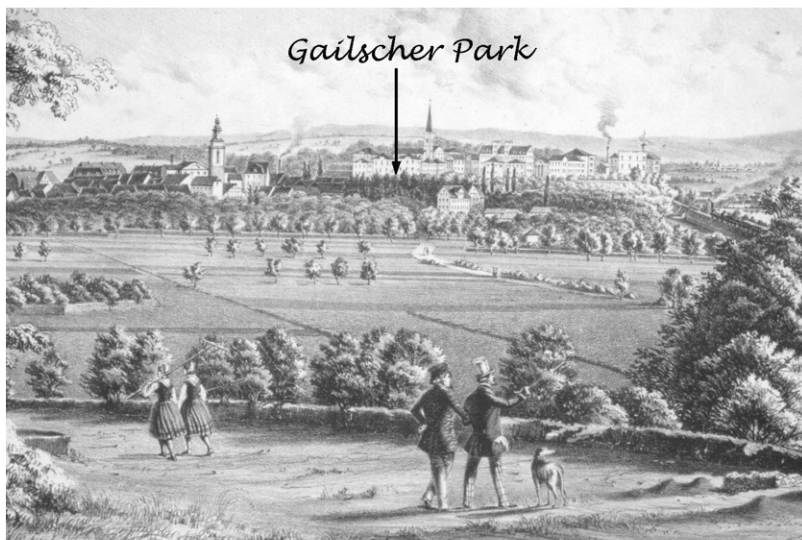
100  
Fuß



36 Eigenhändiger Vermerk von Georg Philipp Gail auf der Rückseite: Gartenplan ausgeführt im Jahr 1826 & 1827.

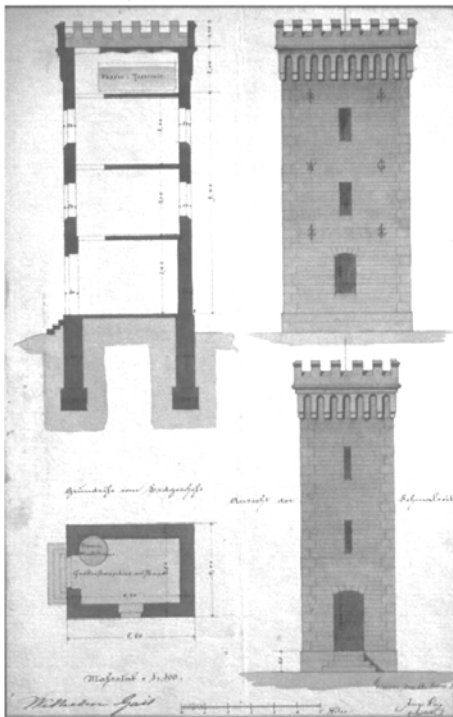


37 Blick vom Rodtberg, Lithographie von Heinzerling 1865, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Ausschnitt.

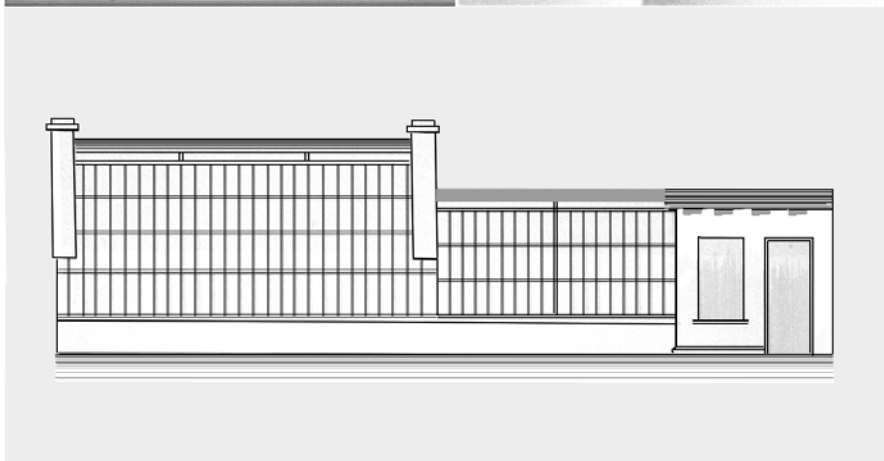
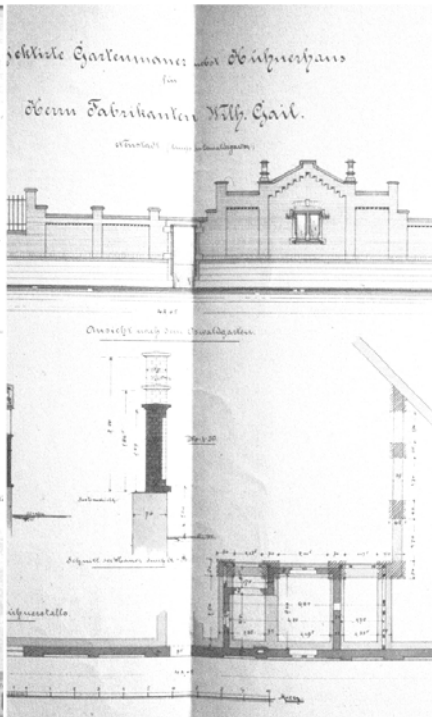


38 Aus der Stadtkarte von 1888, Roth, StdtAG.

39 Wasserturm, Entwurf vom  
18.6.1883, StdtAG

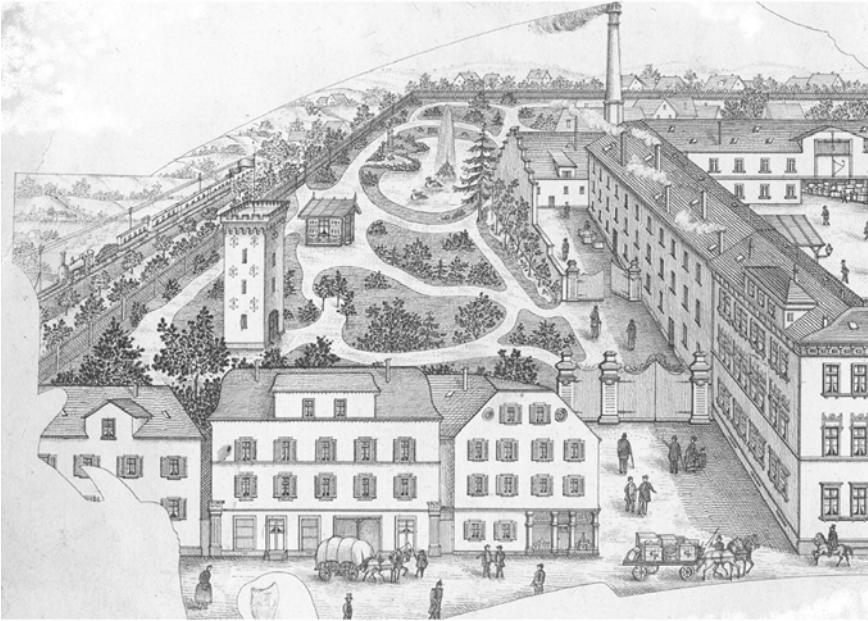


40 Hühnerhaus, Plan vom  
20.9.1888, StdtAG



41 Ansicht der Sonnenseite aus dem "Plan über ein Gewächshaus für  
Herrn W. Gail", 20.9./8.10.1887, StdtAG

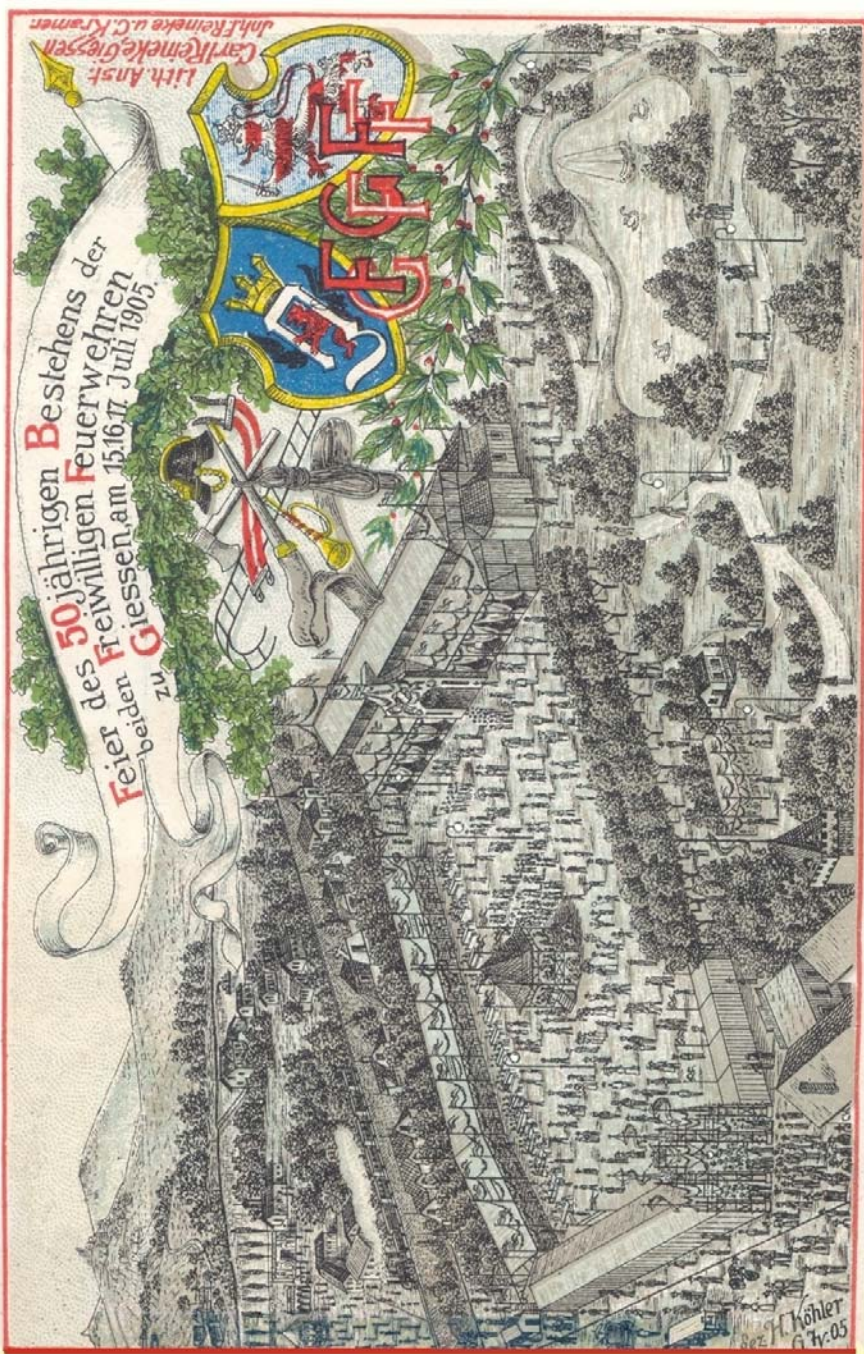
42 Gai'scher Park in der Neustadt, Lithographie von Martin Loos, 1884.



43 Nordteil des Parks, 1889 od. 1890 aufgenommen von Wilh. Gail, hinten: Schreinerei Kreiling, Gasthaus Gambrinus, Sandgasse 54.

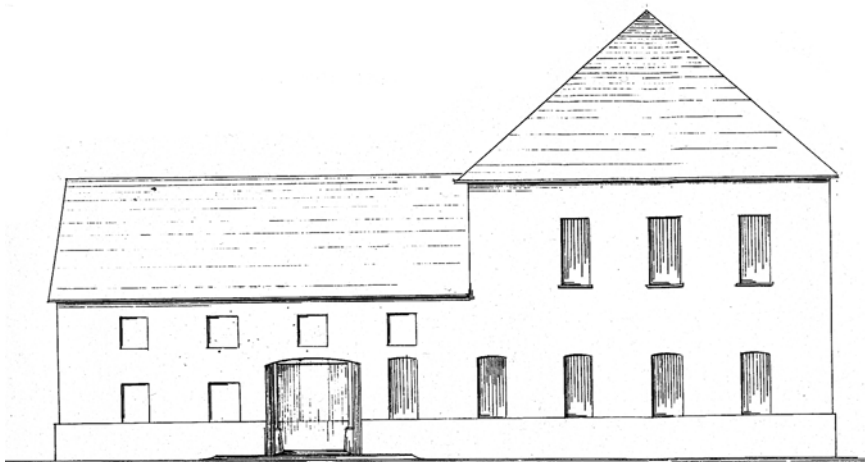
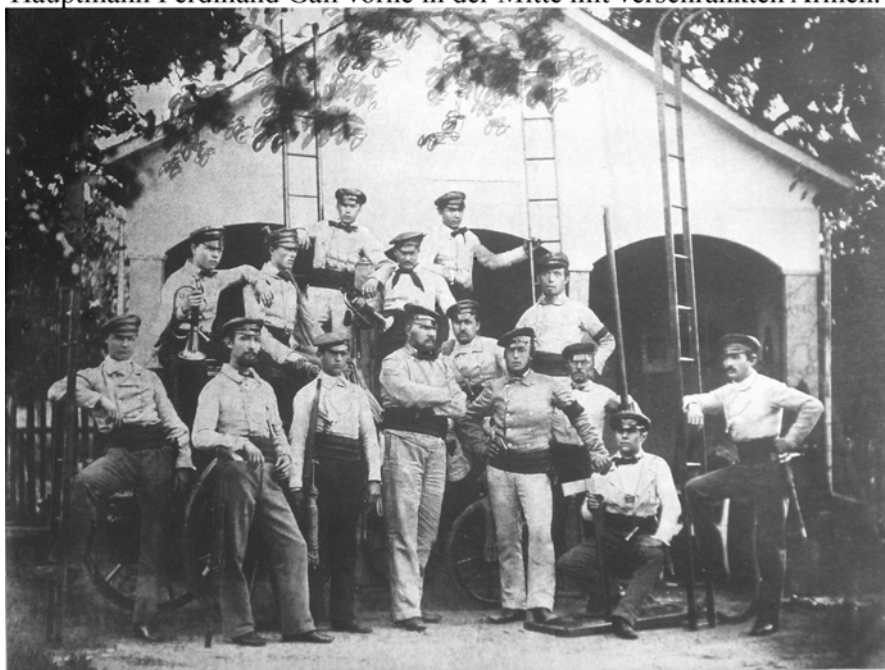


44 Plakat, 1884, entworfen und gefertigt von Martin Loos .



45 Postkarte, gezeichnet von H. Köhler.

46 Steigerzug der Freiwilligen Gail'schen Feuerwehr, 1861,  
Hauptmann Ferdinand Gail vorne in der Mitte mit verschränkten Armen.

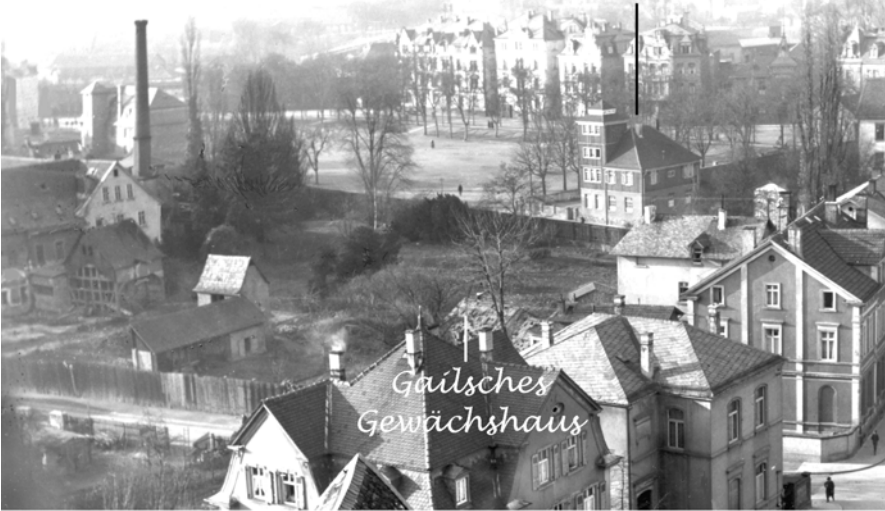


*Ansicht nach der Sandgasse.*

47 Bauplan für ein Spritzenhaus an der Sandgasse, 1882.

48 Blick vom Stadtkirchenturm nach Westen, Archiv des Gießener Anzeigers.

*Gebäude der Gießener Freiwilligen Feuerwehr*



49 Platanen am Oswaldsgarten, 24.1.2004.



# Ein frühmittelalterlicher Einbaum aus Gießen

Udo Recker

Der Bau der Galerie Neustädter Tor zwischen Oswaldgarten und Georg-Schlosser-Straße machte im Jahre 2004 archäologische Voruntersuchungen in dem für die Stadtgeschichte Gießens bedeutenden Areal notwendig. Im Zuge der Maßnahmen wurde der bisher nur vermutete Verlauf der Stadtbefestigung exakt lokalisiert. Zudem gelangen Einblicke in deren Aufbau. Trotz der umfassenden Überbauung des Areals konnten in Absprache mit dem Investor die Bodeneingriffe auf ein Minimum beschränkt werden. Auf diese Weise konnte erreicht werden, dass das gesamte bis dato erhaltene Bodendenkmal unterhalb der Bodenplatte des Neubaus unangetastet im Boden erhalten bleibt.

Galt das Hauptaugenmerk der archäologischen Voruntersuchung vorwiegend der Stadtbefestigung, so kam es im rückwärtigen Teil des Areals in der Nähe der Georg-Schlosser-Straße zu einem archäologischen Sensationsfund. Im Bereich eines verlandeten Nebenarms der Lahn oder dem ehemaligen Mündungsdelta der Wieseck wurden u.a. die gut erhaltenen Reste eines annähernd acht Meter langen Boots geborgen. Es handelt sich dabei um einen aus Eichenholz gefertigten Einbaum.

Erhalten sind große Teile der mittleren Sektion des Einbaums sowie dessen Heck. Aufgrund der überwiegend guten Erhaltung konnte mittels dendrochronologischer Analyse für den verwandten Baumstamm ein Fälldatum von um oder kurz nach dem Jahr 791 ermittelt werden.<sup>1</sup> Für Gießen und sein Umland ist dieser Fund insofern von besonderer Bedeutung als damit ein weiterer gesicherter Hinweis auf die Besiedlung des Raumes im Frühmittelalter vorgelegt werden kann. Darüber hinaus von großem Interesse sind herstellungstechnische Details der Bootskonstruktion, die im Einzelnen erst im Verlauf der weiteren Untersuchungen und der Konservierung des Fundes näher untersucht werden können.

---

<sup>1</sup> Universität Frankfurt a.M., Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. Vor- und Frühgeschichte, Dendrolabor, Labornummer FFM 3548 (Dr. Th. Westphal). Laut Gutachten vom 20.08.2004 bilden 137 erhaltene Jahrringe die Basis der Bestimmung.



### *Einbaum in Fundsituation*

Die Fundsituation lässt darauf schließen, dass das Boot zusammen mit einer größeren Anzahl an Treibholz oder ähnlichem im vormaligen Uferbereich des verlandeten Flusslaufs zurückblieb und dort im Laufe der Jahrhunderte bis zur Freilegung im Jahre 2004 mit mehreren Metern Erdschicht abgedeckt wurde. Die offensichtlichen Beschädigungen des Bootes stehen mit sehr großer Wahrscheinlichkeit in Zusammenhang mit der unterschiedlichen Lagerung einzelner Bootsteile im Uferbereich. Generell ist eine Konservierung organischer Materialien nur unter bestimmten Bedingungen möglich. Erhalten sind daher mutmaßlich nur die Teile des Einbaums, die nach dessen letzter Nutzung zunächst noch von Wasser umspült wurden und erst nach und nach in einem von der Luft abgeschlossenen, feuchten Ufermilieu versanken. Der fragmentarische Zustand ist keinesfalls auf die Fund- und Bergungsumstände zurückzuführen. Alle Beteiligten haben sichergestellt, dass der einmalige Fund mit aller Sorgfalt freigelegt, dokumentiert und geborgen werden konnte.



### *Einbaum in Fundlage*

Nach einer mehrmonatigen Zwischenlagerung des Fundes in einem Wasserbecken im Baustellenbereich sowie einer kurzzeitigen Verbringung des Fundes auf den Schiffenberg befindet sich der Fund seit dem Jahre 2005 in der Archäologischen Zentralwerkstatt des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums Schloß Gottorf in Schleswig. Dank der finanziellen Unterstützung der Stadt Gießen, des Oberhessischen Geschichtsvereins sowie privater Geldgeber werden die Fragmente dort einer mehrjährigen Konservierung unterzogen.



*Größtes Teilstück des Einbaums beim Transport vor der Basilika Schiffenberg.*

# **Eine archäologische Entdeckung in Gießen: Der Liebig-Brunnen zum Liebig-Jahr 2003**

Manfred Blechschmidt

Im Jahre 2003 gedachte man des 200. Geburtstages Justus von Liebigs. So auch in Gießen, wo er von 1824 bis 1852 als Professor wirkte und heute noch sein chemisches Laboratorium in der Liebigstraße (früher Universitätsstraße) als Museum zu besichtigen ist.

Seit Beginn des Jahres 2003 wurde eine der Ausfallstraßen Gießens, die Frankfurter Straße, umgebaut. Im Zuge dieser Baumaßnahmen konnten zahlreiche archäologische Befunde festgehalten werden, so auch einige Brunnen.

Einer der Brunnen wurde am 04. April 2004 im Gehwegbereich vor dem Haus Frankfurter Straße 12 unmittelbar vor der Eingangstüre der sich heute dort befindenden Reinigung freigelegt. Er ist rund und hat einen lichten Durchmesser von etwa 1,20 m. Ein noch vorhandener Aufsatz von etwa 0,50 m Höhe besteht aus Ziegelsteinen, deren Stirnseite zum Brunneninneren hin ausgerichtet ist. Der Aufsatz war ursprünglich höher. Der untere Teil des Brunnens ist gewachsener Boden. Eine eingehende Untersuchung konnte nicht erfolgen, weil über dem Brunnenschacht (bereits früher) verlegte Leitungen der Stadtwerke den Einstieg unmöglich machten. Dies war auch einer der Gründe, warum der Brunnen nicht oberirdisch sichtbar erhalten werden konnte.

Mit Hilfe des Stadtarchivars Dr. Ludwig Brake gelang es mit dem im Archiv vorhandenen Material den Brunnen zu identifizieren.

1824 war Justus Liebig als Professor nach Gießen gekommen. Er lebte zunächst in einer Dreizimmerwohnung zur Miete. Nachdem er im Mai 1826 Henriette Moldenhauer geheiratet hatte, konnte er die Wohnung über seinem Labor im ursprünglichen Wachhaus einer Kaserne in der Universitätsstraße (heute Liebigstraße) beziehen. Anfang der vierziger (dreißiger?) Jahre ließ er ein Wohnhaus in der Frankfurter Straße (sozusagen um die Ecke) errichten, von dem aus er in kürzester Zeit sein Labor erreichen konnte. Dieses Gebäude steht heute nicht mehr.

Am 10. und 24.02.1835 erfolgten Petitionen zur Anlegung eines öffentlichen Brunnens unter Beteiligung Liebigs. Dieser Brunnen wurde gebaut und muss der jetzt aufgefundene sein.



*Abb.: Frank, Blick in die Frankfurter Straße vom Turm der Katholischen Kirche aus, Ende 19. Jahrhundert (Oberhessisches Museum); das Liebig'sche Haus ist das zweite Haus rechts von der Kreuzung aus.*

Es gibt einen Vertrag zwischen der Stadt Gießen und Liebig vom 15. Juli 1843: „Durch Erbauung des Wohnhauses des Herrn Professors Herrn Dr. Liebig an der Chaussee vor dem Selzer Thor (Anm.: heutige Frankfurter Straße vor dem Selterstor) und die im Laufe des Jahres erfolgte Errichtung mehrerer weiterer Gebäude von jenem Wohnhause an bis zur Wieseck-Brücke, sowie die hierdurch folgende Anlegung der durch die Bauordnung vorgeschriebenen Vorgärtchen vor diesen Wohngebäuden hat sich die Nothwendigkeit ergeben, das am oberen Theile des Liebigschen Hauses mittelst eines Durchlasses durch die Chaussee von der entgegengesetzten Seite derselben herüber geleitete Wasser, sowie das Abfallwasser des städtischen Brunnens an jener Stelle, - welches früher dahier gehabt hatte, durch einen besonderen, zu diesem Zwecke zu errichtenden Ableitungs-Kanal abzuführen.“ Um diese Angelegenheit künftighin zu regeln, wurde folgende Vereinbarung zwischen Stadt, Prof. Liebig und Kaufmann Müller getroffen: „Herr Professor Liebig und Herr Kaufmann Müller übernehmen die Verbindlichkeit das in Rede stehende Fluth- und Abfallwasser ferner und für ewige Zeiten in ihr Eigenthum aufzunehmen, und durch dasselbe zu führen.“ Dies geschieht durch einen gewölbten Kanal durch die Hofreithe Liebig und dann durch einen offenen Graben. Liebig und

Müller müssen den Graben offen halten, die Kosten tragen. Dagegen wird die Stadt nach Abschluss der Arbeiten 400 Gulden anweisen, den sich die beiden teilen sollen.

Bei den früher verlegten Leitungen der Stadtwerke war der Brunnen nicht weiter beachtet worden. Nun war er für Gießen der archäologische Beitrag zum Liebig-Jahr 2003!



# Die Ausgrabungen am Marktplatz in Gießen 2005

Ein Vorbericht

Dieter Neubauer

Anlässlich der Neugestaltung von Marktplatz, Marktstraße und Neustadt sollten großflächige Eingriffe in den historischen Untergrund der Stadt durchgeführt werden. Da im Zuge dieser Baumaßnahmen die letzte größere, archäologisch bedeutsame Fläche in der Gießener Innenstadt ausgeschachtet werden sollte, führte das Landesamt für Denkmalpflege Hessen mit finanzieller Unterstützung der Stadt Gießen zwischen Februar und Juli 2005 baubegleitende Rettungsgrabungen durch.<sup>1</sup>

Ziel der Untersuchungen war es, Aufschlüsse zur nur spärlich von historischen Quellen erhellten Entstehung sowie der Frühzeit der Stadt zu gewinnen. Nach der Ersterwähnung des Namens *Giezzzen* zum Jahre 1197 (die Urkunde selbst wurde 1203 ausgestellt) können erst mit einer Urkunde des Jahres 1248 städtische Rechts- und Infrastrukturen erschlossen werden. Gegen eine Anlage während der klassischen Periode rechtsrheinischer Städtegründungen, dem 12. und 13. Jahrhundert, spricht allerdings die Parzellierung der Kernstadt, die kein geplantes Grundraster mit zentripetaler Marktanlage erkennen lässt.<sup>2</sup>

Durch kleinere archäologische Ausgrabungen am Kirchenplatz und im Burggraben konnten in den letzten Jahren bereits wichtige Erkenntnisse zu Gießens Frühzeit gewonnen werden.<sup>3</sup> So ließ sich durch die dendrochronologische Analyse von Hölzern aus dem Burggraben der Bau der Wasserburg auf das Jahr 1152 konkretisieren. Großflächige Untersuchungen im Zentrum der Altstadt waren bislang jedoch noch nicht möglich.

Nach der völligen Zerstörung des historischen Zentrums durch die verheerenden Bombardierungen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs waren im Zuge des Wiederaufbaus Neubauten entstanden, deren gesamtflächige Unterkellerung zur Beseitigung der archäologisch auf-

---

1 Seitens des Landesamtes für Denkmalpflege wurde die Maßnahme durch Dr. U. Recker, Wiesbaden, und Dr. C. Meiborg, Marburg, wissenschaftlich betreut.

2 Zuletzt: E. Engel, *Die deutsche Stadt im Mittelalter* (München 1993) 35 f. - Aus archäologischer Perspektive vgl. die Beiträge einer Tagung in Bamberg 2003: *Die vermessene Stadt. Mittelalterliche Stadtplanung zwischen Mythos und Befund*. In: *Mitt. Deutsche Ges. Arch. Mittelalter u. Neuzeit* 15, 2004, 9 ff.

3 Zusammenfassend hierzu: M. Blechschmidt, *Die stadttarchäologische Forschung*. In: L. Brake/H. Brinkmann (Hrsg.), *800 Jahre Gießener Geschichte* (Gießen 1997) 313 ff.

schlussreichen Schichten im Untergrund geführt hatte. Einzig die unbebaute Fläche des Marktplatzes ließ noch entsprechende Bodenkunden zur Frühzeit der Stadt vermuten. Auch die unmittelbare Vorkriegsbebauung am Platz besaß tief gegründete Fundamente und Keller, wie im Laufe der Baumaßnahmen nachgewiesen werden konnte. Die Untersuchungsfläche war daher vor Beginn der Grabungen sinnvollerweise auf die Ausdehnung des Marktplatzes nach dem Vorkriegskataster beschränkt worden. Baubegleitende Beobachtungen sollten zudem im Rahmen der Leitungserneuerungen in Marktstraße, Schulstraße und der Neuen Bäume erfolgen.

Die Grabungsgrenzen orientierten sich daher an den Fluchten des Vorkriegskatasters, die weit in die heutige Freifläche hineinragten - im Falle der Hausecke Marktplatz/Schulstraße war die Nachkriegsbebauung um 12,5 m zurückgenommen worden; das aus acht Häusern bestehende Viertel am südlichen Platzrand (darunter das sog. Kaminka-Haus) war überhaupt nicht wieder aufgebaut worden. Die Fundamente und Keller dieser Vorkriegsbebauung wurden im Zuge der Grabungen und Baumaßnahmen allseitig angetroffen.

### **Neuzeitliche Baureste**

In der ehemals südlichen Platzhälfte konnte das sechseckige Ziegelsteinfundament des 1900 errichteten Kriegerdenkmals als jüngste Baulichkeit auf dem Platz ergraben werden. Seine 1,8 m unter die rezente Oberfläche reichende Fundamentierung hatte indes in einem zentralen Bereich der Untersuchungsfläche zur massiven Beseitigung archäologischer Schichten geführt. Südlich und westlich des Denkmals konnten Reste historischer Steinpflaster freigelegt werden, die sich allerdings einer chronologischen Zuordnung entzogen.<sup>4</sup> Größtenteils dürften sie dem 18. und 19. Jahrhundert entstammen.

Zeitlich exakter ließen sich hingegen ein aus rotem Sandstein gefügter Kanal und ein runder Brunnenschacht ansprechen. Der annähernd Nord-Süd verlaufende Kanal in der westlichen Platzhälfte nahm seinen Ausgang an der Nordseite des Brunnens und führte das Wasser mit leichter Neigung nach Norden ab. Die Sohle des Kanals zeigte sich mit rundlichen Kieselsteinen sorgsam gepflastert, während die Sandsteine der seitlichen Mauern gegen die Fundamentgruben gesetzt und nur zur Kanalinnenseite auf Sicht gearbeitet waren. Beides legt nahe, dass die Konstruktion als offene Kanalrinne über den Platz verlief. Ausweislich des Fundmaterials, darunter eine 6-Kreuzer-Münze des Königreichs

---

4 Die Pflasterreste wurden durch das städtische Tiefbauamt geborgen und sollen im Bereich des Kirchenplatzes und im Rahmen der Gestaltung eines „Schlammbeiser“-Denkmals Verwendung finden.

Württemberg von 1807, wurde der Kanal gegen 1810/20 verfüllt und aufgegeben. Der bekannte Stahlstich von F. Foltz aus der Zeit um 1830 zeigt als älteste Ansicht des Gießener Marktplatzes bereits keine offene oder abgedeckte Rinne mehr.<sup>5</sup>

Deutlich erkennbar hingegen erhebt sich auf dieser Darstellung inmitten des Platzes ein rechteckiger Brunnenkasten. Da die obersten Steinlagen der runden Brunnenwandung diese in ein annäherndes Quadrat von 1,5 m Seitenlänge überführen, wird der Standort des abgebildeten Brunnenkastens damit eindeutig lokalisiert. Der Brunnen-schacht selbst konnte aus zeitlichen und grabungstechnischen Gründen nur bis in 3,5 m Tiefe untersucht werden, ohne dass damit seine Sohle erreicht worden wäre. Exakte Aussagen zum Zeitpunkt seiner Erbauung sowie zu eventuellen Vorgängeranlagen waren folglich nicht möglich. Nach den verwendeten Materialien, der Mörtelzusammensetzung sowie der Bauweise dürfte der steinerne Brunnenschacht aber in der frühen Neuzeit (16.-18. Jhd.) errichtet worden sein.

Die erwähnte steinerne Rinne durchschnitt einen älteren Mauerzug von durchschnittlich 0,8 m Stärke, der sich im Zuge der Ausgrabung als Teil einer 15 x 20 m großen Hofanlage offenbarte. Der polygonale Mauerverlauf zeigte nur an der Ostseite eine etwa zwei Meter breite Unterbrechung, die als Tor angesprochen werden kann. Jeweils innen an West- und Ostmauer waren kleine rechteckige Grundrisse von 2,8 x 2,2 m bzw. 2,5 x 2,2 m Außenmaß angesetzt, die eigentlich nur als Turmfundamente (von Treppentürmen?) interpretiert werden können. Der Boden des westlichen Türmchens war noch etwa 0,5 m eingetieft und sorgsam mit Steinpflaster ausgelegt. Ein zeitgleicher Begehungs-horizont war im Inneren der Hofanlage ebenso wenig nachzuweisen wie Hinweise auf weitere Baulichkeiten. Allerdings ist kaum vorstellbar, dass die annähernd 300 m<sup>2</sup> messende Innenfläche unbebaut geblieben sein sollte. Nach derzeitigem Bearbeitungsstand lässt sich zur Zeit-stellung der Hofanlage eine Erbauung nach 1500 einerseits und eine Niederlegung der Hofmauern vor Errichtung der Sandsteinrinne (17./18. Jhd.) andererseits angeben. Mangels archivalischer Hinweise und zuweisbaren Nutzungsschichten kann über die Nutzung und Funk-tion der Anlage an einem derart prominenten Ort innerhalb der Stadt derzeit nur spekuliert werden. Zu denken wäre etwa an einen Adels-oder Klosterhof. Da die Hofanlage die verbleibende Restfläche des Marktplatzes von 1140 m<sup>2</sup> auf kaum mehr als 500 m<sup>2</sup> reduziert haben

---

5 Abgedruckt etwa in: H. Wilhelmi/P. Hamann (Hrsg.), Gießen wie es war (Gießen 1966) o. S.

muss, ist während ihrer Bestehenszeit von einer zumindest teilweisen Verlagerung des Marktgeschehens auszugehen.<sup>6</sup>

## Der Marktplatz im Mittelalter

Doch auch in den vorausgehenden Jahrhunderten des Spätmittelalters war das Markttreiben auf dem Gießener Marktplatz nicht ganz frei von Behinderungen. So zogen wenigstens zwei Gräben in Nord-Süd Richtung in einem Abstand von etwa 7,5 m annähernd parallel über die Fläche. Je eine Abzweigung (oder Einmündung) konnte nach Westen und nach Osten (bis in die Schulstraße hinein) beobachtet werden. In den Profilen der Ausgrabungsfläche zeigten sich die Gräben als mehrfach ausgebesserte Sohlgräben, die an ihrer Sohle 0,70 m breit und gegenüber der gleichzeitigen Marktoberfläche 0,90 m eingetieft waren. An mehreren Stellen konnten Flechtwerkzäune nachgewiesen werden, die die Grabenwände faschinenartig stabilisierten.<sup>7</sup> Einzelne Abschnitte des Grabenverlaufs waren mit Ästen abgedeckt worden. Einige der Abdeckungen aber bestanden aus querliegenden Balken mit Bretterbelag in Nut und Feder-Bindung und sind daher wohl als bis zu 5 m breite Brückenkonstruktionen anzusehen. Ausweislich der Fließstrukturen des Verfüllmaterials waren die Gräben zumindest zeitweise wasserführend. Im Mittelalter war es eine allgemein verbreitete Art der Abfallbeseitigung, Bäche und - wo vorhanden - Flüsse in offenen Gräben durch die Städte zu leiten. Bekannt sind etwa die seit dem 12. Jahrhundert ständig durch die Straßen flutenden Wasserrinnen der Stadt Freiburg im Breisgau, die ja auch heute noch in Betrieb stehen.<sup>8</sup> In diese, in Gießen wohl von der Wieseck durchfluteten Abwassergräben in den Straßen und Gassen mündeten kleinere Ehegräben, die zugleich die innerstädtischen Parzellengrenzen markierten.<sup>9</sup> Mit ihnen fassen wir auch in Gießen die Anfänge eines städtischen Kanalisationssystems, das zumindest bis zum Bau der Festungsmauern um die Stadt 1530/33

---

6 Hinzuweisen wäre etwa auf den Brandplatz, der nach dem Stadtbrand von 1560 angelegt wurde.

7 Vergleichbare Konstruktionen liegen z. B. vom Areal des Kornhauses in Tübingen, dendrotiert auf 1175, vor: J. Goll, Baumaterial. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Ausstellungskat. Zürich/Stuttgart 1992) 272.

8 H. Kühnel, Die städtische Gemeinschaft - Probleme und Lösungen. In: Ders. (Hrsg.), Alltag im Spätmittelalter (Graz/Wien/Köln 1984) 59f. - K. Grewe, Wasserversorgung und -entsorgung im Mittelalter. In: Die Wasserversorgung im Mittelalter. Geschichte der Wasserversorgung 4 (Mainz 1991) 79 (mit weiteren Beispielen).

9 J. Oexle, Versorgung und Entsorgung nach dem archäologischen Befund. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch (wie Anm. 7) 371. - Ehegraben (Deutsches Rechtswörterbuch - DRW). <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~cd2/der/e/eh/egra/ehegraben.htm>. - <http://www.baumarkt.de/lexikon/Ehgraben.htm>.

Bestand gehabt haben dürfte. Die oben erwähnte Hofanlage auf dem Marktplatz wurde über den bereits zugefüllten Gräben errichtet.

Entlang seiner Ostseite waren parallel zum westlichen der beiden Gräben massive Baumstämme von bis zu acht Metern Länge verlegt, die lediglich auf ihrer Oberseite flach zugearbeitet worden waren. Bearbeitungsspuren weisen auf eine sekundäre Verwendung der Hölzer hin. Aufgrund ihrer Dicke sind sie für eine dendrochronologische Einordnung hervorragend geeignet, doch liegen derzeit noch keine Daten der Untersuchung vor. Überlagert wurden die Stämme teilweise von Ästen, die vor allen in der Nordhälfte des Marktplatzes in großer Zahl angetroffen wurden. Offensichtlich war die schlammige Platzfläche mit einem regelrechten Teppich aus Astwerk ausgelegt und damit befestigt worden. Im Zuge der Ausgrabungen ließen sich drei solcher Astteppich-Horizonte übereinander nachweisen. Getrennt wurden sie durch relativ homogene, graue Auelehmbänder, die wohl kaum intentionell eingebracht worden sein dürften. Vielmehr deuten sie auf Hochwasserereignisse, die den gesamten Altstadtbereich geflutet haben müssen, da Marktplatz wie Kirchenplatz zu den höher liegenden Teilen Gießens rechnen. Vergleichbare Astwerkkonstruktionen zur Befestigung des Untergrundes konnten durch archäologische Untersuchungen auch in anderen Städten für das 12. und 13. Jahrhundert belegt werden.<sup>10</sup> Die Steinpflasterung öffentlicher Flächen ist nach vereinzelt Anfängen im 14. erst eine allgemeine Erscheinung des 15. Jahrhunderts. Das in den drei Astwerkschichten vom Gießener Marktplatz beinhaltete Fundmaterial datiert nach einer ersten Sichtung in das 12. - 14. Jahrhundert.

Umso überraschender kam aber dann die Beobachtung, dass diesen hölzernen Platzbefestigungen eine steinerne vorausgegangen war. Von einer richtiggehenden Pflasterung kann hierbei jedoch nicht gesprochen werden. Vielmehr war direkt auf dem anstehenden Boden eine Lage faustgroßer Bruchsteine in lockerer Streuung verteilt worden. Bereits nach derzeitigem Stand der Bearbeitung lässt sich diese Maßnahme noch in das 12. Jahrhundert datieren. Diese erste Befestigung des Geländes ist zugleich die älteste Spur menschlicher Bautätigkeit auf dem Marktplatz.

Noch weiter zurück, bis in prähistorische Epochen, verweist lediglich eine bronzzeitliche Lanzenspitze,<sup>11</sup> die ebenso aus der Verfüllung der

---

10 Fischmarkt in Konstanz, dendrodatiert 1272: Goll (wie Anm. 7) 272. - Leinstraße in Hannover, 12. Jhdt.: Grewe (wie Anm. 8) 77. - Marktplatz in Hannover, Ende 13. Jhdt.: Kühnel (wie Anm. 8) 61

11 Gießener Anzeiger vom 23.06.2005 S. 13.

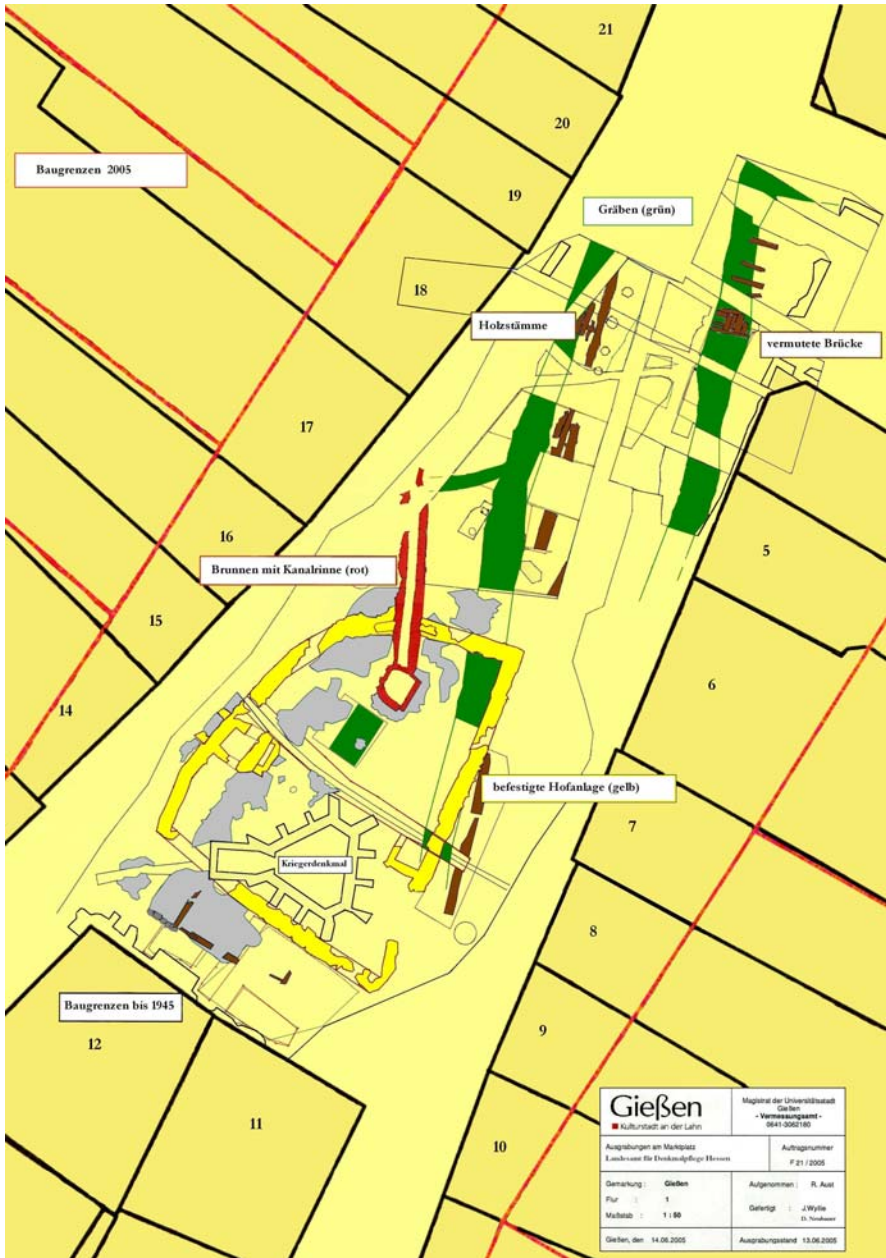
mittelalterlichen Gräben geborgen wurde, wie ein zweites Exemplar römischer Herkunft. Die beiden Einzelfunde wurden vermutlich bereits im Mittelalter als Kuriosa betrachtet. Das Gros der Funde aber, bestehend aus Keramikscherben von Kugeltöpfen, Kacheln und seltenen Steinzeuggefäßen rheinischer Herkunft, ist in das Formenspektrum des 13. bis 15. Jahrhunderts einzuordnen. Neben einer großen Zahl tierischer Knochenreste, darunter mehrere Pferdeschädel, hatten die optimalen Erhaltungsbedingungen auch eine bedeutende Menge von Lederprodukten konserviert. Schuhe, Schuhsohlen, Gürtel, Bänder und Taschenfragmente erhielten sich in dem feuchten Milieu. Letzterem werden auch die Konservierung diverser Holzfunde wie Würfel, Reste von Daubengefäßen und gedrechselten Tellern verdankt. Metallfunde waren hingegen nur spärlich vertreten. Hier sind in erster Linie Gewandfibeln, Gürtelschließen sowie mehrere Hufeisen und Armbrustbolzen zu nennen. Recht ungewöhnlich für das Fundspektrum vom Areal eines Marktplatzes erscheint die geringe Zahl von Münzen. Lediglich fünf dünne Gepräge aus Silberblech kamen trotz Einsatz mehrerer Metalldetektoren im Rahmen der großflächigen Ausgrabung zum Vorschein. Die noch unrestaurierten und numismatisch nicht bestimmten Stücke können bislang nur allgemein dem späten Mittelalter zugewiesen werden.

Die vorläufige Datierung der einzelnen Fundobjekte, vornehmlich der Keramik, lässt schon jetzt eine früheste Nutzung des Areals in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erkennen. Erste Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchungen an Hölzern vom Marktplatz zeigen älteste Daten um 1180 an.<sup>12</sup> Somit kann bereits jetzt festgestellt werden, dass durch die archäologischen Ausgrabungen am Marktplatz, die Anfänge der Stadt Gießen in das Jahrhundert vor der ersten historischen Nennung von 1248 zurückdatiert werden müssen. Die zeitliche Nähe zum Bau der Wasserburg um 1150 lässt in Zusammenschau mit der eingangs erwähnten, ungewöhnlichen Parzellierung der Kernstadt schließen, dass die Wurzeln der Stadt Gießen wohl in einer sich dynamisch entwickelnden Vorburgsiedlung lagen, der bereits nach weniger als hundert Jahren das Stadtrecht verliehen wurde.

Die Ausgrabungen am Marktplatz in Gießen haben damit deutlich werden lassen, welcher Erkenntnisgewinn noch heute, nach Kriegszerstörung und Wiederaufbau, durch die Stadtkernarchäologie möglich ist. Es bleibt daher unabdingbares Postulat, dass auch zukünftige Bodeneingriffe im Stadtkern durch archäologische Untersuchungen im Vorfeld begleitet werden.

---

12 Dr. T. Westphal, Univ. Frankfurt a. M.; die Auswertung wird für Oktober 2005 erwartet.



Übersicht über die wichtigsten Grabungsbefunde vom Marktplatz mit Einzeichnung der rezenten Bebauung und der vor 1945.  
Karte in größerem Format und in Farbe am Ende dieses Bandes.



Übersicht über die Ausgrabungen am Marktplatz Mitte April 2005. Während im Vordergrund bereits die Vielzahl von Holzbefunden untersucht wird, zeichnet sich in der südlichen Platzhälfte nur das Fundament des Kriegerdenkmals und der frühneuzeitlichen Wehranlage an.



Einer der Nord-Süd verlegten Holzstämme bei der Freilegung. Der oberste Platzbelag aus Ästen zieht über ihn hinweg, während der tiefer gelegene im Vordergrund gleichzeitig sein dürfte. Rechts eine der Brückenkonstruktionen über einen Graben.



Querschnitt durch einen der Gräben, die den Marktplatz im Spätmittelalter querten.

## **WANTED!**

# **Verschollene Objekte aus der Antikensammlung der Universität Gießen**

Matthias Recke

Durch den 2. Weltkrieg und die Wirren der Nachkriegszeit sind einige Objekte der Antikensammlung als vermisst zu melden. Da das schriftliche Inventar der Sammlung bei der Bombardierung Giessens am 6. Dezember 1944 verbrannt ist, lässt sich eine solche Suchmeldung nur für Stücke machen, die vor dem 2. Weltkrieg bereits publiziert worden sind, oder bei denen sich durch Zufall Notizen und Hinweise erhalten haben. So ist bereits vor dem 1. Weltkrieg eine griechische Vase von ungewöhnlicher Form aus eben diesem Grund vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz ausgeliehen worden, um eine Reproduktion davon anzufertigen. Zwar ist auch dieser Mainzer Abguss der Gießener Vase im 2. Weltkrieg zerstört worden, doch existiert hiervon eine ausführliche Beschreibung in dem von Friedrich Behn verfassten Museums katalog „Vorhellenistische Altertümer der östlichen Mittelmeerländer“ von 1913. Darüber hinaus konnte sogar eine farbige Aquarellzeichnung in den Inventarbüchern des RGZMs ausfindig gemacht werden, die hier als erstmals veröffentlicht wird (Abb. 5).

Für die Verluste der Nachkriegszeit ist eine schriftliche Auflistung der Sammlung durch Prof. Dr. Willy Zschiezschmann, das sogenannte Vorläufige Verzeichnis von 1950, von großer Bedeutung. Allerdings kann aufgrund der stark summarischen Aufnahme – häufig sind Beschreibungen wie: „6 Scherben, wohl aus Tiryns“ – eine Identifizierung mit heute noch vorhandenen Objekten, namentlich unspezifischer Fragmente der rund 1000 Stücke umfassenden Scherbensammlung nicht immer erfolgen. Eine Abstimmung des „Vorläufigen Verzeichnisses“ mit dem vorhandenen Bestand ist eine langfristige Aufgabe, die derzeit zurückgestellt werden muß, und bei der das Verhältnis von vertretbarem Aufwand und Nutzen im Auge zu behalten ist: Solange der Großteil der Scherbensammlung völlig unbestimmt ist, kann eine Zuordnung zu Positionen in Zschiezschmanns Auflistung nicht in einem größeren Umfang geleistet werden. Es sind daher hier nur die wichtigsten und aufgrund ihrer Beschreibung klar bestimmbar Objekte aufgenommen worden. Gleichwohl bleibt das „Vorläufige Verzeichnis“ die einzige Quelle für die in den Nachkriegsjahren verschollenen Objekte, deren Verschwinden nicht der Kriegszerstörung angelastet werden kann.

Ebenfalls aus den 50er Jahren stammen die Vorarbeiten des Marburger Archäologen Frank Brommer, der die Vasen der Gießener und der Marburger Antikensammlung für einen Band des Reihenwerkes *Corpus Vasorum Antiquorum* publizieren wollte. Von seiner Hand sind am Gießener Institut schriftliche Notizen mit Beschreibungen und Maßen erhalten, während am Marburger Institut ein Satz vortrefflicher Schwarzweiß-Photographien der Vasen existiert, die in die Publikation aufgenommen werden sollten; ein weiterer Satz dieser Photos befindet sich im Nachlaß von Willy Zschietzschmann. Auf diesen Bildern sind zwei heute verschollene Vasen zu sehen (unten Nr. 2 und Nr. 5).

Nachdem in den letzten Jahren überraschend mehrere Objekte wieder aufgetaucht sind, die aus Altpublikationen oder der Auflistung in Zschietzschmanns Verzeichnis von 1950 bekannt waren, soll diese Zusammenstellung vorrangig den Zweck erfüllen, weitere verschollene Stücke an das Tageslicht und in den Besitz der Justus-Liebig-Universität zurückzuführen. Das Institut für Altertumswissenschaften würde sich glücklich schätzen, wenn auf diesem Wege das eine oder andere Objekt seiner alten Sammlung wieder rückgeführt werden könnte; eine strafrechtliche Verfolgung oder ähnliches ist nicht beabsichtigt. Auf Wunsch können aber natürlich Hinweise oder Rückgaben auch anonym durchgeführt werden; Verschwiegenheit ist zugesichert. 60 Jahre nach Kriegsende besteht die Hoffnung, dass vielleicht auch unbeteiligte Erben auf entsprechende Stücke stoßen und sie entsprechend weiterleiten. Und letztlich: Selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, so sind die Stücke durch die vorliegende Publikation zumindest einer weiteren wissenschaftlichen Nutzung zugänglich, da die beigelegten Photos mehrheitlich erstmals veröffentlicht werden.

Nicht aufgenommen in diese Vermisstenmeldung sind die zahlreichen Gipse der bis 1944 sehr umfangreichen, heute aber nurmehr rund 125 Stücke umfassenden Abgußsammlung der Gießener Universität. Da dieser Teil der Antikensammlung während des Weltkrieges nicht ausgelagert war, ist nicht damit zu rechnen, dass Stücke, deren einstmaliges Vorhandensein in Gießen nachgewiesen werden kann, noch heute existieren. Gleichwohl sind wir auch hier für Meldungen dankbar!

(Hinweise bitte an Dr. Matthias Recke, Professur für Klassische Archäologie, Justus-Liebig-Universität, Otto-Behagel-Straße 10 D, 35394 Gießen)



*Abb. 1*

### **1. Lebensgroßer Kopf aus Marmor (Abb. 1)**

Nachweis: M. Bieber, in: P. Arndt - W. Amelung (Hrsg.), Photographische Einzelaufnahmen antiker Skulpturen, Serie XII (1931) Nr. 3362; Zschietzschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 27.

Höhe insgesamt 0,36 m, Kopfhöhe 0,26 m. Gesichtslänge 0,205 m. Abstand der Ohren 0,16 cm. Weißer, pentelischer Marmor. Wahrscheinlich aus Athen. Alte Inventarnummer 2.

Der Kopf stammt von einem attischen Grabrelief und war leicht an den Reliefgrund gelehnt, woraus sich die Wendung des Kopfes zur Seite und die summarische Ausarbeitung der rechten Seite erklärt. Es handelt sich um den Rest einer etwa lebensgroßen Figur aus einem Grabnaiskos. Solche Grabtempelchen mit nahezu rundplastischem Figurenschmuck aus dem 4. Jh. v. Chr. sind aus Athen hinlänglich bekannt.

Beschreibung (nach Bieber): „Nase, Mund, Kinn abgestoßen, auch sonst sehr bestoßen. Erhalten bis zur Halsgrube. Frauenkopf im Hochrelief nach seiner rechten Seite gewendet, also im Relief ursprünglich rechts vom Beschauer befindlich. Rechts hinten vom Reliefgrund abgeschlagen, an der rechten Seite und hinten nur angelegt, so daß das rechte Ohr nicht vorhanden ist. Volle, gewellte Haare, darin Rille für vielleicht aus Metall gearbeiteten Haarschmuck. Hohe Stirn, Unterstirn leicht vortretend, allmählich in die Oberstirn übergehend. Längliche Augen mit tiefen inneren Winkeln, das linke 4 cm, das rechte 4 ½ cm lang. Schmale, lange Wangen. Hals mit leichten Ringen (Venuscollier). Das Haar ist locker, malerisch angelegt, das Gesicht war fein modelliert. Gute Arbeit des 4. Jahrhunderts v. Chr. Die nächste Parallele bieten Eupraxia (...) und Archestrate (...). Beide sitzen rechts im Bild und reichen die Hand dem vor ihnen stehenden Gatten. Von derartigem Denkmal stammt sicher auch der Gießener Kopf. Gute Arbeit.“ – Zum Relief der Eupraxia vgl. Chr. W. Clairmont, *Classical Attic Tombstones* (1993) Nr. 2.339, zur Archestrate ebenda Nr. 2.820, jeweils mit älterer Literatur.

Die Zurichtung des Fragments erweckt den Eindruck, es handele sich um einen Einsatzkopf, was aber nicht sein kann, wenn er am Reliefhintergrund angelehnt war. Es ist daher wahrscheinlich, dass der Bruch modern in eine Art Büstenform gebracht worden ist, um eine gefälligere Wirkung zu erzielen. Der auf dem Photo sichtbare, grobe Gipssockel ist heute möglicherweise nicht mehr erhalten.

Publ.: M. Bieber, in: P. Arndt - W. Amelung (Hrsg.), *Photographische Einzelaufnahmen antiker Skulpturen*, Serie XII (1931) Nr. 3362; M. Recke, *Die Klassische Archäologie in Gießen. 100 Jahre Antikensammlung. Studia Giessensia* 9 (2000) 3 Abb. 1.



*Abb. 2*

## 2. Kyprische Schale der White Painted Ware (Abb. 2-3)

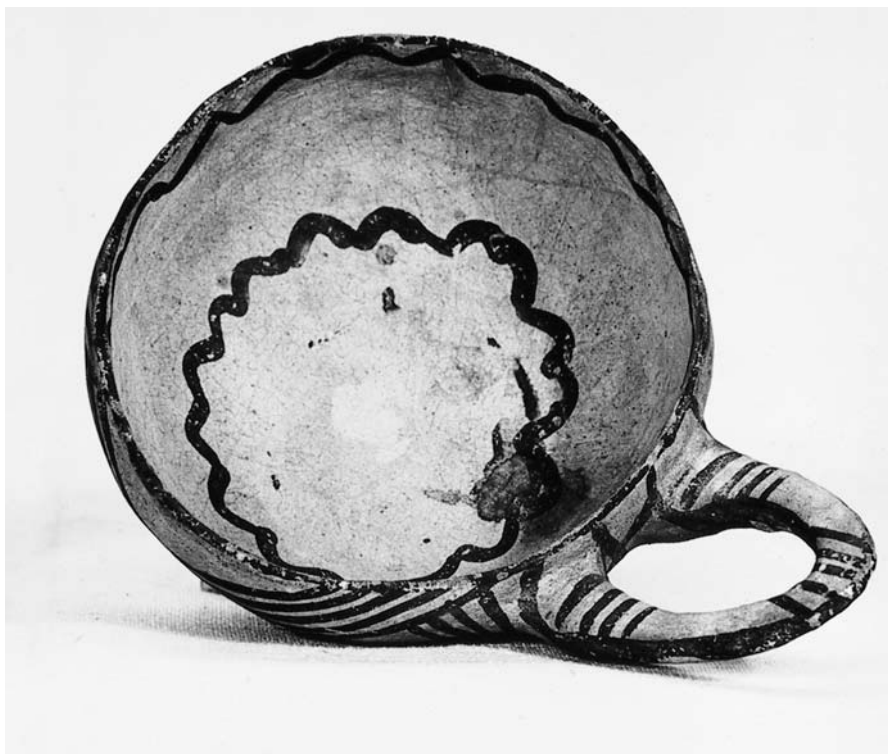
Nachweis: Zschietzschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 7; Brommer Photo CV 226 rechts (außen), 245 rechts (innen).

Maße (nach Notizen Brommer): H = 4,5 cm (ohne Henkel), Dm = 10 cm, Henkellänge = 5 cm.

Fast halbkugelige Napf mit rundem Boden; kantig abgeflachter, hoher Schlaufenhenkel. Ton nach Brommer grau-cremegrün, nach Zschietzschmann gelblich-cremefarbener Überzug. Malfarbe schwarzbraun. Mündungsrand und Henkelkante auf voller Länge bemalt; gelegentlich überlappend. Am Rand außen umlaufender Dekor aus parallelen, schräg gestellten Gruppen von je vier annähernd parallelen Linien. Diese Strichgruppen sind zum Zickzackband angeordnet und werden unten durch eine einfache, umlaufende Linie, die den Umbruch zum Boden markiert, begrenzt. Quer über den Boden mehrere Bänder aus annähernd parallelen Linien, sichtbar auf der Abbildung eine dreifache Strichgruppe. Bei dem kurzen, kaulquappenförmigen Strich im Segmentfeld handelt es sich um eine bei dieser Gattung gängige Verzierung, die häufig auch paarweise auftritt. Im Inneren der Schale am Rand und im Becken jeweils ein umlaufendes Wellenband. Der Henkel hat oben und unten je drei Vierer-Strichgruppen.

Beschreibung von Ton, Überzug und Malfarbe sowie die Dekorationsweise stimmt mit Vasen der mittelbronzezeitlich-kyprischen „White Painted IV Ware“ überein (vgl. die ausführliche Typologie von P. Aström, *The Swedish Cyprus Expedition IV 1B: The Middle Cypriote Bronze Age* [1972]), demnach entspricht das Gießener Exemplar dem

Typus IA a  $\beta$  der White Painted IV Ware. Dieser ist durch Grabzusammenhänge auf Zypern in die Phase Mittelkyprisch II, also in die Zeit um 1800-1725 v. Chr. datiert.



*Abb. 3*

Außer der durch das Stück selbst angegebenen Provenienz Zypern ist über den Zeitpunkt und die Umstände der Erwerbung nichts bekannt. Als kyprische Vase bildet die Schale einen Fremdkörper im Bestand der Gießener Antikensammlung. Zwar besitzt das Institut eine reiche Sammlung kyprischer Altertümer, doch sind diese fast ausschließlich durch Hans-Günter Buchholz erworben worden, der von 1969 bis 1985 in Gießen lehrte und namentlich Ende der 70er Jahren zahlreiche Antiken für die Institutssammlung erwerben konnte.

Das einzige kyprische Stück, das außer der verschollenen Schale bereits zum Vorkriegsbestand zählt, ist eine bislang unpublizierte, stark fragmentierte Base-Ring-Kanne (Inv. S-436). Sie ist etwas jünger zu datieren (spätkyprisch I / 1600-1450 v. Chr.) als die White Painted IV-Schale, was eine gemeinsame Erwerbung nicht ausschließt. Auf der

Wandung der Base-Ring-Kanne ist nun die mit Bleistift aufgetragene Fundortangabe GEZER zu lesen. Gezer, auch als Tel el-Jazari, Tel Gezer, Tel Jeser, Tell Jezer, Abu Shusheh, Gazara, Gazer oder Gazru bekannt, liegt in der Nähe von Jerusalem und erlebt bereits in der mittleren Bronzezeit eine ausgesprochene Blütezeit. Zahlreiche Importfunde aus Zypern lassen daher eine Herkunft auch der White Painted IV-Schale aus Gezer als nicht unwahrscheinlich erscheinen. Denn aus Gezer sind eine ganze Reihe von Antiken in die Gießener Sammlung gekommen, darunter eine hohe Standfußschale (Inv. K I-25) und eine bislang fälschlich als etruskisch bezeichnete flache Schale aus rotpoliertem Ton (Inv. K IV-4), die beide in die frühe Eisenzeit datiert werden können.

Wann und durch wen diese Antiken in die Sammlung gekommen sind, ist bislang unbekannt. Am wahrscheinlichsten ist, dass dies unter Carl Watzinger geschah, der von 1909-1916 in Gießen gelehrt hat und der stets enge Kontakte zum Deutschen Palästina-Verein hielt. Watzinger hatte 1907-1909 zusammen mit Ernst Sellin die erste umfangreiche Ausgrabung in Jericho/Palästina durchgeführt; 1932 ist sein Buch „Denkmäler Palästinas“ publiziert worden.

Von den übrigen in Gießen tätigen Archäologen vor dem Zweiten Weltkrieg kommt ansonsten nur Ferdinand Dümmler in Frage, der 1885 für einige Monate als Ausgräber auf Zypern tätig war, bevor er 1887 nach Deutschland zurückkehrte und sich in Gießen habilitierte. Allerdings lässt sich für Dümmler – im Gegensatz zu Watzinger – keinerlei Beschäftigung mit der Antikensammlung nachweisen. Watzinger hingegen hat den östlichen Mittelmeerraum stets hoch geschätzt und, neben einer erfolgreich in die Wege geleiteten, umfangreichen Schenkungen der Deutschen Orient-Gesellschaft auch versucht, für Gießen eine Sammlung von Gipsabgüssen orientalischer Bildwerke zu begründen, allerdings vergeblich (vgl. M. Recke, *Die Klassische Archäologie in Gießen. Studia Giessensia* 9 [2000] 47 ff., bes. 51-53), so dass bis auf weiteres angenommen werden darf, dass auch die kyprische Schale unter ihm in die Antikensammlung gelangt ist.

Datierung: kyprische Mittelbronzezeit II / 1800-1725 v. Chr.



*Abb. 4*

### **3. Attisch rotfigurige Bauch-Lekythos (Abb. 4)**

Nachweis: Zschietzschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 14; Brommer Photo CV 200 links. Maße (nach Photo): H = 8,8 cm, Dm Fuß = 4,7 cm.

Breite Standfläche. Fuß durch einen tongrundigen Streifen vom bauchigen, relativ schlanken Gefäßkörper abgesetzt. Kein Absatz zur Schulter. Ausladender Halsansatz durch kleine Stufe markiert. Der kurze Hals an der schmalsten Stelle gebrochen. Mündung durch Kerbe abgesetzt, glockenförmig ausschwingend.

Darstellung: Standlinie (Eierstableiste mit Punkten in den Zwickeln), darauf weiblicher Kopf im Profil nach rechts. Die Frau trägt eine gepunktete Haube, unter der an Stirn und Schläfe das Haar hervor tritt. Das Ohr ist nicht angegeben, nur der kreisförmige Ohrring. Um den Hals eine schlichte, durch eine einfache Linie angegebene Halskette. Hinter ihrem Nacken und vor ihr reicher, floraler Dekor mit spiralförmig angeordneten Ranken und kleinen Blättern. Zur Deutung der Frauenköpfe auf Gefäßen des 5. Jhs. v. Chr. als athenische Frauen oder Göttinnen s. E. Buschor, *Feldmäuse* (1937) 7, CVA Hannover 1, S. 58; A. Kossatz-Deißmann, *AA* 1985, 238.

Keinerlei Hinweise auf Zeitpunkt und Umstände des Erwerbs.

Datierung: um 430/20 v. Chr.



*Abb. 5*

#### **4. Böotisch schwarzgefinißtes Karchesion (Abb. 5)**

Nachweis: F. Behn, *Vorhellenistische Altertümer der östlichen Mittelmeerländer* (1913) 149 Nr. 1146; aquarellierte Zeichnung im Inventarbuch der RGZM.

Maße: H = 14,7 cm.

Laut Friedrich Behn aus Griechenland: „Zweihenkliger Becher. Schwarz gefirnißt. Der fast cylindrische Körper von breiten horizontalen Riefen umzogen. Die Henkel mit Platten und zapfenartigen Ansätzen.“ Es handelt sich um eine seltene Form des Kantharos: Steilwandiger Becher mit niederem Ringfuß und zwei Vertikalhenkeln mit kurzen, horizontalen Griffplatten und zusätzlichem Griffdorn in der unteren Hälfte des Henkels. Die steile, leicht nach außen geneigte Gefäßwand ist durch fünf dünne Leisten horizontal geriefelt. Obwohl die Form auch in der attischen Keramik vorkommt (vgl. Agora XII, 72 mit Anm. 18 zu Nr. 198-200, Taf. 11), wird es sich bei dem Gießener Stück eher um das Produkt einer böotischen Werkstatt handeln. So sind im Kabirion bei Theben etliche Karchesia verwandter Form ausgegraben worden (U. Heimberg, Die Keramik des Kabirions [1982] 22 ff., Taf. 6-7). Auch ein ornamental bemaltes Stück in Reading ist durch seinen Dekor als böotisch bestimmt (CVA Reading, Taf. 20,7). Tatsächlich lässt sich das verschollene Stück der Gießener Sammlung mit hoher Wahrscheinlichkeit mit einem Gefäß identifizieren, das der spätere Direktor der Universitätsbibliothek, Hugo Hepding, während seines Reisestipendiums von 1904/5 für den damaligen Ordinarius und Leiter der Gießener Antikensammlung, Bruno Sauer, erworben hat. Davon zeugt ein kürzlich publizierter Brief Hepdings an Sauer, in dem eine ganze Anzahl von Antiken abgerechnet werden, so auch der „schwarzgefirnißte Eimer aus Theben“ für 6 Drachmen (M. Recke, Von Pergamon nach Gießen. Hugo Hepding, Bruno Sauer und das Archäologische Institut der Ludoviciana. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, NF 87, 2002, 351 ff., bes. 367). Bei der Vorlage des Hepding-Briefes hieß es 2002 noch: „Es sind diverse schwarzgefirnißte Vasen vorhanden, doch keine, auf die die Beschreibung ‚eimerförmig‘ zwingend zuträfe.“ Dank der freundlichen Hilfe von Dr. Susanne Künzl vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz konnte aber im Juni 2005 die hier erstmals publizierte Zeichnung des Gefäßes entdeckt werden, die eine Visualisierung der von Behn beschriebenen Form ermöglicht und es nun als höchst wahrscheinlich erscheinen lässt, in dem verschollenen Stück Hepdings „Eimer“ zu erkennen. Damit spiegelt sich hierin die guten Beziehungen zwischen dem RGZM und dem Archäologischen Institut der Gießener Universität vor dem Ersten Weltkrieg wieder. So hat Bruno Sauer etwa dem Mainzer Museum „Dubletten“ der Antikensammlung abgegeben, etwa eine Schnabelkanne der anatolisch-frühbronzezeitlichen Yortan-Gattung (Behn 1913, 42 Nr. 420), und die Abformung diverser Gießener Originale gestattet, darunter neben dem hier vorgelegten Karchesia eine mykenische Kanne aus Tiryns (Behn a.O. Nr. 939) und eine geometrische Rassel (Behn a.O. Nr. 981), die beide ebenfalls 1905

durch Hepding in die Sammlung gekommen sind (Recke 2002, 368: Inv. K III-98 [Kanne]; 366, 373 Abb. 17: Inv. K III-96 [Rassel]).

Datierung: 4. Jh. v. Chr., wohl Mitte des Jahrhunderts.



*Abb. 6*

### **5. Kampanisches Gnathia-Schälchen mit Innendekor (Abb. 6-7)**

Nachweis: Zschietzschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 20; Brommer Photo CV 285 links (außen); CV 296 links (innen).

Maße (nach Photo): H (ohne Henkel) = 5,2 cm, H (mit Henkel) = 6,9 cm, Dm Fuß = 5,2 cm, Dm Mündung = 10,4 cm.

Ungebrochen. Ein Henkel fehlt zu etwas mehr als der Hälfte. Ringfuß mit Rille gestuft. Tiefes, sich gleichmäßig erweiterndes Schalenbecken mit einfachem Rand. Dünne Henkel mit eingebogenem Ende, die die Mündung überragen. Komplet schwarzgefirnißt. Schalenkörper außen undekoriert, innen drei gestempelte Palmetten in der Bodenmitte, am Rand umlaufende, geritzte Ranke mit Efeublättern und -blüten in aufgesetzter Deckfarbe (Gelb für die aus einzelnen Punkten gebildeten Blüten, weiß für die herzförmigen Blätter). Vergleichbarer Innendekor auch bei attischen Schalen aus dem frühen 4. Jh. v. Chr. (etwa Harrow 1864.81: Schale des Q-Malers; CVA Harrow Taf. 28,3), dort aber in Verbindung mit anderer Schalenform. Die hier vorliegende schlichte Variante ist eine gebräuchliche Form der Werkstätten von Capua und gehört damit zur Formklasse 4240 (nach J.-P. Morel, *Céramique*

Campanienne: Les Formes <sup>2</sup>[1994] 296 ff.). Vgl. die beiden auch in der Dekoration sehr nahen Schalen in Malibu, J. Paul Getty Museum, Inv. 86.AE.448 und 86.AE.449 (CVA USA 30, Getty Museum 5, Taf. 281, 3-6).

Zu Zeitpunkt und Umständen des Erwerbs s. Nachtrag S. 250.

Datierung: Ende 4. / Anfang 3. Jh. v. Chr.



*Abb. 7*

## **6. Votivterrakotten der Sammlung Stieda (Abb. 8-9)**

Nachweis: Zschietzschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 25; L. Stieda, Anatomisch-Archäologische Studien II. Anatomisches über alt-italische Weihgeschenke / Donaria (1901) 51-131.

Die Universität Gießen besitzt mit der Sammlung Stieda eine der größten Sammlungen etruskischer Körperteilvotive außerhalb Italiens. Der Auflistung Zschietzschmanns zufolge ist diese Sammlung anatomischer Votive 1950 noch deutlich umfangreicher gewesen, als dies heute der Fall ist. Die Sammlung ist 1913 unter Carl Watzinger als Schenkung des emeritierten Königsberger Professors für Anatomie Ludwig Stieda unter der Auflage in die Antikensammlung gelangt, dass „die Sammlung in einem Schrank würdig aufgestellt werde“. Heute sind sämtliche noch erhaltenen Votivterrakotten dieser Sammlung ausgestellt, zum Teil im Rahmen der Präsentation klassischer Antiken der Universität im Wallenfels'schen Haus des Oberhessischen Museums am Kirchenplatz, zum Teil in einer Tischvitrine in den Räumlichkeiten des Archäologischen Instituts selbst. Stieda, der diese Terrakotten aus medizinhistorischen Interessen 1899 in Italien, namentlich in Veji, erworben hatte – sie stammen aus den durch den brasilianischen Kaiser

Mitte der 1880er Jahre durchgeführten Ausgrabungen – veröffentlichte etliche dieser Terrakotten in zwei Beiträgen, die zum Teil auch illustriert sind und aus denen die hier vorgelegten Abbildungen stammen (L. Stieda, Anatomisch-Archäologische Studien II. Anatomisches über alt-italische Weihgeschenke / Donaria [1901], Taf. 2-5; vgl.



auch L. Stieda, Römische Mitteilungen 14, 1899, 230 ff.).

*Abb. 8: Etruskische Körperteilvotive aus der Sammlung Stieda, heute verschollen.*

Kombiniert man die Aussagen von Stieda 1901 und Zschietzschmann 1950, ergibt sich folgender Fehlbestand:

- a) Gesichtsoberteil (Teil eines Votivkopfes?); Aussehen unbekannt.
- b) weibliche Brust; genaues Aussehen unbekannt (vgl. Abb. 9b).
- c) zwei rechte Füße, davon einer lebensgroß; genaues Aussehen unbekannt (vgl. Abb. 9a).
- d) Kopf im Profil nach rechts; bei Stieda 1901 abgebildet (hier Abb. 8).
- e) sechs Eingeweidetafeln; davon vier bei Stieda 1901 abgebildet (hier Abb. 8).
- f) fünf Uteri; davon zwei bei Stieda 1901 abgebildet (hier Abb. 8).
- g) männliches Geschlechtsteil (vgl. Abb. 9c)
- h) sechs „omphalosartige Objekte“ (Gebäck?); eines bei Stieda 1901 abgebildet (hier Abb. 8).



*Abb. 9a: Etruskisches Terrakotta-Votiv: Fuß mit adduzierter, gedrehter Kleinzehe (Kunsthandel Köln).*

Die Objekte sind alle aus groben, rot- oder gelbbraunem Ton mit schwarzen Einschlüssen; sie sind, mit Ausnahme der Eingeweidetafeln und des männlichen Geschlechtsteils, hohl. Ihre Oberfläche kann, wenn sie nicht verwittert ist, glatt sein und Farbspuren aufweisen, aber keinen dichten, deckenden Überzug. Körperteilvotive wie die der alten Sammlung Stieda sind eine italische Besonderheit, und Votivgaben dieser Art sind in den Heiligtümern Etruriens und Latiums in großer Zahl gefunden worden; sie können die Bitte um Genesung von Krankheiten beinhalten, den Dank für erwiesene göttliche Gnade bezeugen oder die Anwesenheit des Gläubigen im Heiligtum stellvertretend gewährleisten. Eine stilistische Datierung ist aufgrund fehlender aussagekräftiger Kennzeichen zumeist unmöglich, wenn die Fundumstände nicht näher bekannt sind. Die Mehrzahl der Objekte dürfte aus hellenistischer Zeit stammen.



*Abb. 9b: Weibliche Brust (Gießen, Inv. T III-32).*



*Abb. 9c: Männliches Geschlechtsorgan (Gießen, Inv. T III-15).*



*Abb. 10*

### **7. Sechs (?) ägyptische Uschebti (Abb. 10)**

Nachweis: Zschietzschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 21.

Laut Vorläufigem Verzeichnis waren 1950 noch sieben ägyptische Statuetten vorhanden, davon werden vier ausdrücklich als aus Fayence gefertigt beschrieben. Teilweise sind die alten Inventarnummern bekannt (76, 78, 81). Heute vorhanden ist lediglich eines dieser kleinen Figürchen, Inv. Fa-1 (Abb. 10).

Die Stücke stammen aus der Sammlung des Ägyptologen Friedrich Wilhelm von Bissing und sind 1905 als Schenkung des Klassischen Archäologen Paul Wolters nach Gießen gelangt. Über den Vorgang gibt ein Brief Wolters an Bruno Sauer Auskunft, dem auch zu entnehmen ist, wo die Stücke gefunden worden sind, nämlich in Abydos und im Ramesseum; vgl. M. Recke, Vom Nil an die Lahn - die Ägyptica der Ludoviciana. Giessener Universitätsblätter 37, 2004, 31-39, bes. 34 f., Abb. 6.



*Abb. 11*

### **8. Medaillon mit Kopf der Athena Parthenos (Abb. 11)**

Nachweis: Gipsabguß in der Antikensammlung Gießen.

Maße: Dm = 6,4 cm.

Kreisrundes Medaillon mit frontalem Gesicht der Athena Parthenos, am dreigeteilten Helmbusch erkennbar. Das von Phidias geschaffene, rund 12 m hohe Kultbild des Parthenons auf der Athener Akropolis war in der Antike überaus berühmt und wurde häufig in der Kleinkunst nachgebildet.

Die Vermutung, dass das Original des hier als Abb. 11 vorgestellten Gipsabgusses, der sich noch in der Antikensammlung befindet, ebenfalls in Gießen war, ist durch technische Details begründet: Es existieren zwei weitere Abgüsse, die in ihrer Machart dem hier vorliegenden eng verwandt sind und sich wie dieser durch eine gewisse Laienhaftigkeit der Anfertigung auszeichnen. Alle drei sind mit einer bräunlichen Farbe überzogen und weisen eine Rückseite auf, die nicht – wie dies bei professionellen Gipsgießereien üblich ist – nachbearbeitet und begradigt wurde. Da die beiden anderen Abgüsse von Gießener Antiken sind, nämlich nach der marmornen Grablekythos, Inv. St-9 (Recke 2000, 63 Abb. 38), und nach einer Theatermaske aus Terrakotta, Inv.-Nr. T I-19 (W. Zschietzschmann, Giessener Antiken. Hessische Heimat 15 [18.7.1962] 58, Abb. 4), liegt es nahe, dies auch für das Medaillon zu vermuten. Auch der Umstand, dass das Objekt in keiner der zahlreichen Arbeiten über die Athena Parthenos und ihr Nachleben in der Kleinkunst erwähnt wird, spricht dafür, dass das Original unpubliziert und daher der Abguß in Gießen selbst nach einem Stück der Antikensammlung gemacht worden ist. Das Original war sicher aus Terrakotta, dafür sprechen die runden, leicht verwaschen wirkenden Formen des Gipses. Es könnte sich aber bei dem Original auch um einen Stempel handeln, also um eine Negativform, die im Abguß hier als Abdruck wiedergegeben ist. Solche Stempel sind aus der Antike etwa als „Kuchenformen“ bekannt.

Möglicherweise ist das Stück identisch mit dem folgenden Stück, das im „Vorläufigen Verzeichnis“ von W. Zschietzschmann (1950, 24) als „Tonform eines Lampenoberteiles“ aufgeführt ist. Das ergibt dann Sinn, wenn man den folgenden Eintrag im „Vorläufigen Verzeichnis“ hinzuzieht, der eine „attische Lampe schwarz gefirnist, in der Mitte: auf Fels sitzende Frau (Maenade?)“ beschreibt. Bei diesem Objekt handelt es sich nämlich um einen sogenannten calenischen Guttus, eine Gefäßart, deren Funktion bis heute strittig ist und die eine Zeit lang als Lampe angesehen wurde – wovon man heute aber wieder abgekommen ist. Diese calenischen Gutti tragen in der Regel – wie auch das Gießener Exemplar – ein Reliefmedaillon auf der Oberseite des Körpers, welches separat aus der Form angefertigt worden und nachträglich auf das auf der Töpferscheibe hergestellte Gefäß appliziert worden ist. Nun erscheinen zwar die Maße des Athena-Medaillons mit 6,4 cm recht groß, doch muß man bedenken, dass eine auf einen Guttus applizierte Ausformung durch den Brand im Töpferofen nochmals um rund 10% schrumpfte. Mit dann 5,7 cm liegt das Maß des Medaillons an der oberen Grenze solcher Verzierungen. Obwohl eine ganze Reihe von Gutti mit Darstellungen des Kopfs der Athena Parthenos bekannt sind, erscheint das Relief eigentümlich grob und wenig detailreich, so dass die

Frage nach dem ursprünglichen Zusammenhang des Medaillons offen gelassen werden sollte, bis einschlägige Vergleichsstücke auftauchen.

### **9. Tonform eines Lampenoberteils**

Nachweis: Zschiezschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 24.

s. Kommentar zu 8.

**10. Randfragment einer attisch-schwarzfigurigen Schale:** Tiere nach rechts und links.

Nachweis: Zschiezschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 11.

**11. Zwölf Bruchstück vom Rand eines attisch-schwarzfigurigen Kraters.** Herzblattornamente, Stiere, Reiter nach links, die Pferde mit weißen Mähnen.

Nachweis: Zschiezschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 12.

**12. Rotfiguriger Krater:** Gefäßkörper und 39 Scherben von verschiedener Größe.

Nachweis: Zschiezschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 14.

**13. Zwei Scherben von ägyptischen Fayencegefäßen.**

Nachweis: Zschiezschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 22.

### **14. Bronzefibel**

Nachweis: Zschiezschmann, Vorläufiges Verzeichnis (1950) 26.

Über die Nummern 10 bis 14 sind bislang keine weiteren Informationen vorhanden.

### **Nachtrag**

Erst nach Beginn der Drucklegung des Beitrags wurde folgendes bekannt: Das campanische Schälchen, hier Nr. 5 (Abb. 6-7), stammt aus der alten Sammlung Vogell (Karlsruhe), die 1908 in Kassel versteigert wurde. Es ist im Auktionskatalog „Griechische Altertümer südrussischen Fundorts“ (1908) 38 als Nr. 344 veröffentlicht: „Schale ohne Rand mit emporgerichteten umgebogenen Henkeln. 5 cm hoch, 10 cm Dm. Brauner Ton. Metallisch glänzender schwarzer Firnis. Innen drei Palmetten ins Dreieck gesetzt eingestempelt, an der inneren Wandung gravierte Efeuranke mit weissen Blättern und gelben Früchten.“ Obwohl die Vase nicht abgebildet wird, ist die Identifizierung eindeutig: Neben der Übereinstimmung in der Beschreibung mit den beiden Photos sichert eine handschriftliche Notiz „Gießen“ in dem Katalog-Exemplar der Berliner Staatlichen Museen die Zuweisung. Aus dieser Sammlung Vogell sind 1908 zahlreiche weitere Antiken durch den damaligen Ordinarius Bruno Sauer in die Gießener Antikensammlung gelangt, vgl. M. Recke, Die Klassische Archäologie in Gießen (2000) 36-38. Das campanische Schälchen unterstreicht damit noch einmal die Bedeutung von Bruno Sauer für die Antikensammlung.

## Rezensionen

**Robert Seidel: Literarische Kommunikation im Territorialstaat. Funktionszusammenhänge des Literaturbetriebs in Hessen-Darmstadt zur Zeit der Spätaufklärung. Tübingen (Niemeyer) 2003, 98 Euro.**

Hinter dem etwas spröde klingenden Titel der Habilitationsschrift von Robert Seidel verbirgt sich nicht nur eine angenehme und anschaulich formulierte Lektüre, sondern vor allem eine quellengesättigte regionalgeschichtliche Monographie, die die bislang weitgehend unbekanntenen Bedingungen des Literaturbetriebs und der literarischen Kultur in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt zwischen 1740 und 1790 beleuchtet und die vielfältigen Formen und Funktionen des literarischen Lebens einer gewöhnlich nicht im Zentrum germanistischen Interesses stehenden Region unter die Lupe nimmt. Der Autor gibt sich in den Vorbemerkungen des Bandes als gebürtigen Darmstädter zu erkennen und macht neben einem wissenschaftlich-thematischen Erkenntnisinteresse auch eine regionalhistorisch bedingte Motivationslage bei der Bewältigung der von ihm bearbeiteten Datenfülle für sich geltend. Dessen ungeachtet sind seine Ausführungen frei von pathetischen Überhöhungen und melodramatischen Zuspitzungen; die nüchterne Perspektive eines Historikers wird stringent durchgehalten.

Wer bereits einmal einen Ausflug zur Erkundung der literarhistorischen Landschaft Hessen-Darmstadts unternommen hat, wird schnell die Erfahrung gemacht haben, dass er im günstigsten Fall den einen oder anderen Gipfel erklommen, allenfalls noch einen Hügel oder eine Landmarke zur Kenntnis genommen hat, keineswegs aber in der Lage gewesen ist, jedem Flusslauf zu folgen oder gar jede Furche im Relief dieses unwegsamen literarischen Geländes zu ertasten. Wie kommt es, dass der Literaturbetrieb einer so überschaubaren, kulturhistorisch leicht abzugrenzenden Region sich beharrlich einer präzisen Analyse ihres konkreten literarhistorischen Sachverhalts widersetzt?

Bezeichnenderweise findet, wie Seidel einleitend bemerkt, der fragwürdige stammesbiologische Ansatz des berüchtigten, von den Nationalsozialisten vereinnahmten Literaturhistorikers Josef Nadler keinen rechten Zugang zu der hessischen Region. Davon abgesehen hatte bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts der damals bedeutendste Literaturhistoriker G. G. Gervinus, der übrigens aus Darmstadt stammte und in Gießen studiert hatte, in seiner epochemachenden ‚Geschichte der Deutschen Dichtung‘ Anlass zu konstatieren, dass Darmstadt die günstige Gelegenheit versäumt habe, sich zum Mittelpunkt eines großen literarischen Kreises zu machen. In dieses Muster scheint auch zu

passen, was Christine Haug 1998 in ihrer Dissertation über das Gießener Verlagshaus Krieger festgestellt hat, dass nämlich der Aufbau eines eigenen belletristischen Verlags Krieger verwehrt geblieben sei, da der hessische Raum die literarischen und kulturellen Voraussetzungen dafür in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht erfüllt habe.

Diese drei unterschiedlichen Positionen und Perspektiven beleuchten schlaglichtartig die prekäre Situation, in die sich derjenige nachgerade zwangsläufig begibt, der sich mit der Konturierung des Literaturbetriebs und seiner Funktionszusammenhänge in Hessen-Darmstadt ernsthaft und eingehend auseinandersetzt. An der Tatsache, dass man sich bei einem solchen Unterfangen auf einem historischen Mosaikboden bewegt, der beim Betrachten nicht nur bis zur Mühseligkeit kleinteilig erscheint, sondern in dem auch zu viele Steine fehlen und dessen Farben verblasst sind, hat sich trotz einzelner bahnbrechender Arbeiten, die im letzten Jahrzehnt entstanden sind, bis heute wenig geändert.

Immerhin, für den historischen Zeitrahmen, der von der akribischen Forschungsarbeit Seidels abgesteckt ist und der die von der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung mit den Epochenbezeichnungen Klassizismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang belegten literarischen Strömungen und Bewegungen einschließt, ist nun, von geringfügigen Einschränkungen abgesehen, weitest gehende Abhilfe geschaffen.

Erstmals liegt mit der weit über 700 Seiten umfassenden Untersuchung des Verfassers eine strukturierte, problemorientierte und sozialhistorisch aussagekräftige Synopse der heterogenen literaturbezogenen Bildungs- und Artikulationsformen in den gelehrt-bürgerlichen und adligen Kreisen der spätaufklärerischen Ständegesellschaft Hessen-Darmstadts vor, jedenfalls was den Zeitraum der letzten 50 Jahre vor dem Ausbrechen der Französischen Revolution bzw. dem Beginn der Koalitionskriege betrifft. Die vom Verfasser angesetzten regionalhistorischen Eckdaten, nämlich die Heirat zwischen Henriette Karoline von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt im Jahr 1741 auf der einen und die Übernahme der Regierung durch Ludwig X. im Jahr 1790 auf der anderen Seite, erscheinen auch unter literarhistorischer Perspektive als durchaus plausibel. Denn es handelt sich um eine relativ geschlossene Phase zwischen den heftigen Auseinandersetzungen um den Einfluss des Pietismus im ersten Drittel des Jahrhunderts und dem obskurantischen Verschwörungseifer gegen Freimaurer und Jakobiner nach 1789. Der untersuchte Zeitraum fällt mit dem Ende der so genannten „Frühen Neuzeit“ zusammen. Hier treffen, wie Seidel zu recht anmerkt, „die *Statik* des alteuropäischen Bildungssystems mit seiner rhetorisch-humanistischen Prägung“ und

„die *Dynamik* eines sich ausdifferenzierenden Literaturbetriebes“ aufeinander. Unter den Entwicklungssträngen, die sich in diesem komplexen Gefüge berühren und beeinflussen, befasst sich die Arbeit u.a. mit der Veränderung der Lektüregewohnheiten des Publikums, der Gewinnung neuer Leserschichten durch Buchhandel und Verlage, der Herausbildung neuer Medien, einem zunehmend problematischer werdenden Verhältnis von literarischer Tätigkeit und ausgeübtem Beruf sowie einem nicht zu unterschätzenden Paradigmenwechsel innerhalb des rhetorischen Unterrichts.

Es geht Seidel nicht um den Entwurf einer regionalen Literaturgeschichte im konventionellen Sinn, er erstellt stattdessen eine quellenzentrierte, sozialhistorisch akzentuierte Mikrohistorie, die das ganze Spektrum des auf den regionalen Literaturbetrieb bezogenen Materials wie Schulordnungen und Schulprogramme, Vorlesungsverzeichnisse und Berufungsakten, Zeitungen und Zeitschriften, Kalender, Briefe, Kasualdichtungen usw. einschließt und auf seine Beziehung zum literarischen Leben hin erfasst. Vor allem den beiden Zentren intellektuellen Lebens in der Landgrafschaft, Darmstadt und Gießen, gilt Seidels Augenmerk. Diese werden in ihren jeweils spezifischen Bedingungen beleuchtet, wobei unerwartete Konstellationen und scheinbare oder tatsächliche Brüche im Gesamtbild des literarischen Lebens der Region zum Vorschein kommen.

Entfaltet wird der literatursoziologische und regionalhistorische Ansatz in sieben Großkapiteln, aus deren Perspektivenreichtum wir uns für die vorliegende Rezension, dem engeren Bedürfnis der MOHG entsprechend, die Passagen über Oberhessen bzw. Gießen hervorheben wollen.

Bereits im ersten der umfangreichen Kapitel, das der Schulpoesie und der ästhetischen Erziehung in ihrer Bezogenheit auf literaturpädagogische Diskussionen im Einzugsbereich der Gelehrtschulen gewidmet ist, sind es die Gießener Verhältnisse und Begebenheiten, die den Schwerpunkt der Darstellung ausmachen. Die Hinführung zu literarischer Praxis am Gießener Pädagogium wird vor dem Hintergrund des Gießener „Archivs für die ausübende Erziehungskunst“ Carl Christian Heylers und dem literaturpädagogischen Konzept von Martin Gottfried Köster in jeweils eigenen Unterkapiteln abgehandelt.

Mit der rhetorisch-poetischen Unterweisung und berufsvorbereitenden Schreibpraxis an der Gießener Universität setzt sich das komplette zweite Kapitel auseinander. Hier werden Themen wie Ansätze eines literaturwissenschaftlichen Lehrbetriebs, die Rolle des Lehrstuhls für Rhetorik und Poetik, der akademische Unterricht Christian Heinrich Schmidts, die „Teutsche Gesellschaft“ in Gießen, die Aufgabe der Zeitungen und Zeitschriften im Einflussbereich der Universität, die

Gießener Gelehrten Carl Friedrich Bahrdt und Christian Heinrich Schmid in der Konkurrenz um ihren Einfluss auf die „Franckfurtischen gelehrten Anzeigen“ oder das „Giesner Wochenblatt“ als publizistisches Forum für Berufsanfänger vorgestellt.

Das vierte Kapitel nimmt den Literaturbetrieb in der Region, speziell den Einfluss lokaler und regionaler Bedingungen auf individuelle literarische Aktivitäten in den Blick, wobei des „Anthologisten“ und „Enthusiasten“ Christian Heinrich Schmid als exponiertem Gegenpol zu Julius Friedrich Höpfner ebenso eingehend gedacht wird wie des Repräsentanten des ‚Sturm und Drang‘ Friedrich Maximilian Klinger.

Die Chancen und Herausforderungen für Frauen im Literaturbetrieb der Spätaufklärung und der Empfindsamkeit, die das Thema des 6. Kapitels bilden, bewegen sich von der zeitgenössischen Diskussion um das Für und Wider weiblicher Bildung in Programmen aus dem Umfeld der Gießener Universität zur literarischen Sozialisation von Frauen (Heinrich Martin Köster, Justus Balthasar Müller), über Johanna Maria Elisabeth Merck als Autorin in eigener Sache hin zur Teilnahme von Frauen an der empfindsamen Briefkultur bzw. am literarischen Diskurs, wobei es allerdings vor allem Darmstädter Frauen sind, die Seidel in diesem letzteren Zusammenhang behandelt.

Was das Personal der Gießener Schriftstellerinnen und Schriftsteller anbelangt, so verdanken wir Seidel nicht nur den erfreulichen Zuzug einer Reihe neuer Gießener Schriftstellernamen, sondern vor allem die Deckung einer seit längerem empfundenen Forschungslücke, was Friedrich Justinian von Günderode, Johanna Maria Elisabeth Merck und Charlotte Elisabeth Nebel anbelangt, neben der Entdeckung Ludwig Julius Friedrich Höpfners als Lyriker; ganz zu schweigen davon, dass über die drei bekanntesten Gießener Schriftsteller dieser Zeit, Klinger, Schmid und Bahrdt, viel Grundlegendes und teilweise Neues mitgeteilt wird. Vielleicht zu recht fehlt in der Liste Johann Friedrich Hahn, der zwar 1753 in Gießen geboren wurde, der aber seine eigentliche literarische Wirkung erst in Göttingen entfaltete und der in der Literaturwissenschaft durch die Verbindung zum Göttinger Hain und seine Nähe zu Klopstock auf überregionales Interesse stößt.

Dass neben den intellektuellen Zentren Darmstadt und Gießen auch Landstädte, Dörfer und Adelsitze als mögliche Kristallisationspunkte literarischen Lebens in Frage kommen, konstatiert Seidel zwar, doch sieht er sich mit dem etwas lapidaren Hinweis, dass „der Quellerschließung hier allerdings Grenzen gesetzt“ seien, außer Stande, dieses Themenfeld ebenfalls noch zu beackern.

Das sicherlich dem ohnehin bereits enormen Umfang des Bandes geschuldete Fehlen eines Orts- und Sachregisters, das in diesem Zusammenhang wenigstens ansatzweise kompensatorisch hätte wirken können, erscheint daher als höchst bedauerlich. Der selbst gesteckte Anspruch, dass „*auch* eine Art Nachschlagewerk zu diesem vielgestaltigen Abschnitt der hessen-darmstädtischen Literatur- und Kulturgeschichte intendiert“ sei, muss in dieser Hinsicht als nicht eingelöst betrachtet werden.

Interferenzen zu maßgeblichen Zentren des Literaturbetriebs außerhalb des historischen hessen-darmstädtischen Territoriums - im Falle Gießens zu den Nachbarstädten Wetzlar (Reichskammergericht) und Marburg (Universität) -, oder Fernwirkungen, die etwa von Frankfurt, Bad Homburg und Kassel ausgingen, behandelt Seidel nicht systematisch. Sie finden allerdings immer dann Erwähnung, wenn die Präsentation des Materials dies erforderlich macht oder als sinnvoll erscheinen lässt. Seidel entschuldigt sich beim Leser, dass in solchen Fällen „eine zu starre Fixierung auf die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt wichtige Komponenten des Untersuchungsgegenstandes außer acht lassen“ müsste; - wir hätten im Gegenteil ein noch mutigeres Sicheinlassen auf diese grenzübergreifenden Zusammenhänge gewünscht.

Mit Blick auf den von Seidel zugrunde gelegten erweiterten Literaturbegriff bleibt kritisch anzumerken, dass die für die Spätaufklärung wichtige Textsorte der Autobiographie nicht in angemessener Weise berücksichtigt ist. Gerade aus Gießener Perspektive erscheint es bedauerlich, dass der Autor die Chance auslässt, einen so aktuellen und innovativen Forschungsgegenstand wie das Wechselverhältnis von Pietismus und Spätaufklärung in diesem Zusammenhang zu berühren. Vor dem Horizont der Wertschätzung der Gattung von den pietistischen Erweckungserzählungen hin zu der Entwicklung der spätaufklärerischen Gelehrtenautobiographie hätten sich, etwa in den beiden unterschiedlichen Autobiographien Ludwig Benjamin Ouvriers, markante Aufschlüsse zu diesem Zusammenhang gewinnen lassen können.

Wir wollen die Besprechung des Bandes nicht beenden, ohne abschließend darauf hingewiesen zu haben, dass Seidel auch in einigen anderen Publikationen sich mit der Erforschung und Dokumentation der literarischen Kultur Gießens befasst hat. Der im Literaturverzeichnis als im Druck befindlich ausgewiesene Titel über die „Teutsche Gesellschaft“ in Gießen ist mittlerweile erschienen: Gelehrtensozietät oder Seminar? Die „Teutsche Gesellschaft“ in Gießen (1763-1765), in: Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung, hrsg. von Holger Zaunstock und Markus Meumann. Tübingen 2003 (= Hallesche Bei-

träge zur Europäischen Aufklärung 21), S. 43-56. Weiterhin sei neben der Edition von Christian Heinrich Schmid's Text „Über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses.“ (= Kleines Archiv des 18. Jahrhunderts; St. Ingbert 1998) hier auf das von Seidel verfasste Kapitel über „Volksaufklärung und Literatur in Hessen-Darmstadt bis zur Zeit der Französischen Revolution“ in dem von Bernd Heidenreich herausgegeben Band *Aufklärung in Hessen* (= Kleine Schriftenreihe zur hessischen Landeskunde 7; Wiesbaden 1999) hingewiesen.

Rolf Haaser

**Karl/Charles Follen: Deutsch-Amerikanischer Freiheitskämpfer. Eine Biographie von Frank Mehring. (Studia Giessensia, Bd. 12), Verlag der Ferber'schen Universitätsbuchhandlung Gießen 2004, VII, 224 Seiten, 12,80 Euro.**

Nach Karl Follen ist sowohl in Gießen als auch in Cambridge/MA eine Straße benannt worden. Die Frage nach dem Namensgeber fällt, je nachdem wo man sie stellt, sehr unterschiedlich aus. In Gießen erinnert die Karl-Follen-Straße an den Spross einer angesehenen Gelehrten- und Beamtenfamilie, der in seiner Heimatstadt Theologie und Rechtswissenschaft studierte und maßgeblich dazu beitrug, dass Gießen neben Jena und Heidelberg in der Entstehungsgeschichte der deutschen Burschenschaften zentrale Bedeutung gewann. Follen nahm, so lässt sich das Erinnerungsbild kurz umreißen, wie viele Angehörige seiner Generation an den anti-napoleonischen Befreiungskriegen teil, geriet in den Sog der sich formierenden deutschen Nationalbewegung, avancierte als Gründer der radikalen „Gießener Schwarzen“ zu einem der führenden Köpfe der revolutionären Studentenbewegung, redete einer leidenschaftlichen Gesinnungsethik (der Zweck rechtfertigt die Mittel) das Wort, wurde nach dem Mord des Studenten Karl Ludwig Sand an den Schriftsteller August von Kotzebue der geistigen Mittäterschaft verdächtigt und sah sich gezwungen, in die USA zu emigrieren, um den europaweiten Verfolgungen durch die Restaurationsmächte zu entkommen.

Ganz anders als dieses Gedenken an den radikalen Burschenschaftler sieht das Lebensbild aus, das die Follen Street in Cambridge ins Bewusstsein ruft. Hier spielt die Erinnerung an die bewegten Gießener Jahre keine Rolle mehr. Gedacht wird ausschließlich des amerikanischen Staatsbürgers Charles Follen, wie sich der vollständig akkulturierte Emigrant aus Deutschland inzwischen nannte. Einen herausragenden Platz nehmen in diesem imaginierten Porträt die großen Verdienste ein, die sich der Inhaber der ersten Professur für deutsche Lite-

ratur an der renommierten Harvard-Universität erworben hatte, vor allem als Vermittler der literarischen Klassik, des deutschen Idealismus und der protestantischen Theologie. Mit eingeschlossen ist das Gedenken an Charles Follen als den Gründer der Cambridge Anti-Sklavengesellschaft und einen der führenden Köpfe in der neuenglischen Abolitionisten-Bewegung. Eine nicht unerhebliche Rolle spielt ferner die Erinnerung an den unitaristischen Geistlichen, der sich für religiöse Freiheit, universale Brüderlichkeit und christliche Philanthropie engagierte.

Wie lassen sich die unterschiedlichen Erinnerungsbilder zu einem Ganzen zusammenfügen? Wie stellt sich die erste Lebenshälfte von Karl/Charles Follen dar, wenn man sie im Lichte seiner amerikanischen Karriere betrachtet? Und umgekehrt: Was ist in der zweiten Lebenshälfte aus dem Freiheitsenthusiasmus und dem Widerstandsgeist des Burschenschaftlers geworden? Von diesen Fragen lässt sich die breit angelegte, gut recherchierte und in mancherlei Hinsicht innovative, aber leider schludrig redigierte Studie Frank Mehrings leiten. Sie zeichnet in zehn Kapiteln den Lebensweg Follens nach: von der Geburt 1796 in Romrod bei Gießen bis zum Tod, der den deutsch-amerikanischen Freiheitskämpfer 1840 bei einem Schiffbruch ereilte. Mit dieser Darstellung nimmt der Autor Abschied von der bisher vorherrschenden nationalen Betrachtungsweise sowohl der deutschen als auch der amerikanischen Historiker, die jeweils nur eine Lebenshälfte beleuchten. Stattdessen richtet Mehring in Anlehnung an die moderne transnationale Geschichtsschreibung das Augenmerk auf die wechselseitigen Einflüsse der politischen Kultur des Aufnahmelandes und der Immigranten. Der Autor gelangt anhand umfangreicher Quellen- und Literaturstudien zu Ergebnissen, die das bisher vorherrschende Geschichtsbild teils korrigieren, teils erweitern.

So wird beispielsweise deutlich, dass die bis heute in der Geschichtsschreibung fortlebende Interpretation Treitschkes von der aktiven intellektuellen Mittäterschaft Follens an der Ermordung Kotzebues ebenso wenig haltbar ist wie die von manchen amerikanischen Autoren vertretene Kontinuitätsthese. Follen hielt in den USA zwar an seinen schon in Gießen ausgebildeten Freiheitsideen fest, löste sich aber vom nationalen Pathos und schwor auch der Gewalt ab, zu der er sich im Kampf gegen Metternichs uneinsichtige und kompromisslose Verfolgungspolitik bekannt hatte. In den demokratischen Vereinigten Staaten stellte er sich im Gegensatz zu den extremistischen Abolitionisten vorbehaltlos auf den Boden der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Allerdings klagte er anders als die Verteidiger der Sklaverei deren konsequente Verwirklichung ein und wurde deshalb vielfach als „ausländischer Brandstifter“ angefeindet. Doch davon ließ sich Follen

nicht beirren. Die kulturellen Prägungen, die er in Deutschland erhalten hatte, blieben auch in den Vereinigten Staaten von Amerika bestimmend. „Sie reiften im neuen demokratischen Umfeld und erhoben Follen zu einem Botschafter der Freiheit“ (S. 201), dem Frank Mehring mit seiner biographischen Studie ein eindrucksvolles Denkmal errichtet hat.

Helmut Berding

**Irmtraut Sahmland, Sabine Trosse, Christina Vanja, Hartmut Berger und Kurt Ernst (Hg.): „Haltestation Philipppshospital“. Ein psychiatrisches Zentrum. Kontinuität und Wandel 1535-1904-2004. Eine Festschrift zum 500. Geburtstag Philipps von Hessen (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbands Hessen, Quellen und Studien, 10). 494 Seiten, zahlr. Abb., Marburg 2004, 30 Euro**

Den Anlass für die Publikation des vorliegenden Bandes über das Philipppshospital in Hofheim (heute Gemarkung Riedstadt-Goddelau) bildete ein doppeltes Jubiläum: zum einen der 500. Geburtstag Landgraf Philipps des Großmütigen, der mit der Begründung der vier „Hohen Hospitäler“ eine institutionelle Unterbringungsmöglichkeit für Bedürftige der Landbevölkerung schuf, zum anderen die 100-jährige Wiederkehr der Umbenennung der Hofheimer Anstalt in „Philipppshospital“. Diese ordnete sich in den Kontext des damaligen, in zahlreichen Feiern akzentuierten Gedenkens an den bedeutenden Hessenfürsten ein.

Anders als für die übrigen „Hohen Hospitäler“ konnte Philipp für die Gründung in Hofheim nicht auf Klosterbesitz zurückgreifen. Vielmehr lieferte hier die Umwidmung des Grundbesitzes einer Pfarrei die Basis zur Einrichtung des Hospitals in der Obergrafschaft Katzenelnbogen. Dieses war für ein breites Spektrum Bedürftiger bestimmt: Kranke, Arme und Alte.

Allerdings bildeten im Laufe der Zeit die psychisch Gestörten einen immer größeren Anteil der Aufgenommenen. Zusammen mit neuen Auffassungen über die Behandlung Geisteskranker führte dies im 19. Jahrhundert dazu, dass das Hospital in Hofheim immer ausschließlicher als Irrenanstalt diente. Ab 1821 war hier mit Franz Amelung erstmals auch ein akademisch ausgebildeter Arzt in fester Anstellung tätig. Einer seiner Nachfolger, Georg Ludwig, sollte in verschiedenen Funktionen für die psychiatrische Versorgung im Großherzogtum Hessen maßgebliche Bedeutung erlangen. Ihm kam großer Einfluss auf den

Bau der Landes-Irrenanstalt in Heppenheim (eröffnet 1866) und später der Psychiatrischen Universitätsklinik in Gießen (eröffnet 1896) zu.

Die philanthropischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts, den Geistesgestörten durch ein geregeltes Leben in der Anstalt Möglichkeiten zur Gesundung zu bieten, wurden allerdings in erheblichem Maße dadurch konterkariert, dass die konzentrierte Unterbringung der oft unruhigen und aggressiven Patienten in der Realität zu einer von vielfältigen Störungen beeinträchtigten Atmosphäre führte.

Im Großherzogtum Hessen konnten die bereits erwähnten Neugründungen die permanent steigende Nachfrage nach Anstaltsplätzen letztlich nicht befriedigen. So wurde in den Jahren 1891 bis 1904 eine umfangreiche Erweiterung des Philippphospitals in Hofheim notwendig. Ihr Ergebnis ist bis heute prägend für das bauliche Erscheinungsbild der Anstalt. Nach damals modernen Gesichtspunkten entstand eine „agrikole“, auf weitgehende Selbstversorgung ausgerichtete Anlage, die durch eine so genannte „Geschlechterachse“ geteilt wurde: östlich der Straße nach Goddelau befanden sich die Gebäude für weibliche Kranke, westlich die für männliche Patienten.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde die Behandlung der Patienten in der ersten Zeit nach der Aufnahme durch strenge Bettruhe bestimmt. Leitend war hierbei die Vorstellung, dass Geistesgestörte in ähnlicher Weise wie somatische Patienten als Kranke zu betrachten seien. Hinzu traten neue Therapiemethoden wie die oft über mehrere Tage oder gar Wochen hin angewandten Dauerbäder, die die Patienten entspannen und beruhigen sollten, in manchen Fällen aber durchaus auch als Disziplinierungsmaßnahme angewandt wurden. Im Philipppshospital stellte man um 1904 für dieses aufwendige Verfahren - so musste über einen längeren Zeitraum eine konstante Badetemperatur garantiert werden - eine besondere Anlage fertig.

Die Zeit des Nationalsozialismus hatte auch für das Schicksal der Patienten des Philippphospitals tragische Auswirkungen. Gemäß den Vorgaben des 1933 in Kraft getretenen „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ kam es zu zahlreichen Zwangssterilisierungen. Im Rahmen der berüchtigten T4-Aktion wurden von den Ärzten des Philippphospitals alle Patienten in Meldebögen beurteilt, anhand derer externe Gutachter darüber entschieden, ob die Kranken im Rahmen der so genannten „Euthanasie“ getötet werden sollten. Leitendes Kriterium war dabei die Arbeitsfähigkeit der Patientinnen und Patienten. Bestand diese nicht oder in sehr eingeschränktem Maße, so gab es nur für einige Gruppen wie z. B. Kriegsteilnehmer noch Aussicht, der Ermordung zu entgehen. Keinerlei Chancen hatten die jüdischen Patienten, deren Abtransport über die Sammelanstalt Heppenheim in die Gaskammern

von Hadamar Anfang 1941 die „Euthanasie“ für die dem Philippphospotal Anvertrauten einleitete. Insgesamt wurden 596 Menschen in den Tod geschickt. Auch für die Zeit nach dem offiziellen Stopp des Euthanasie-Programms lässt sich eine deutlich erhöhte Sterberate nachweisen. Diese ist z. T. dem Umstand geschuldet, dass aus anderen Anstalten, die in Lazarette umgewandelt wurden, in relativ großer Zahl Patienten ins Philippphospotal verlegt wurden. Dabei entsprachen die Umstände des Transports und die Versorgungsmöglichkeiten in Goddelau keineswegs ihren Bedürfnissen. Ferner trug die dramatische Absenkung der Pflegesätze zur Verschlechterung der Situation bei. Ob darüber hinaus wie in anderen Anstalten auch im Philippphospotal im Rahmen der „wilden Euthanasie“ Kranke durch Hungerkost oder überdosierte Medikamente getötet wurden, lässt sich aus den vorhandenen Akten nicht sicher beantworten.

In der Nachkriegszeit bildete die Anstalt immer noch eine Welt für sich. Dies ergab sich durch die oft jahre- oder jahrzehntelange Aufenthaltsdauer der chronisch Kranken oder geistig Behinderten und wurde entscheidend dadurch gefördert, dass man in großem Umfang auf Selbstversorgung setzte, auch um die Pflegesätze, die nur zur Hälfte von den Krankenkassen übernommen wurden, so gering wie möglich zu halten. In den 50er Jahren zeichnete sich mit der Einführung der Neuroleptika erstmals die Möglichkeit einer wirksamen medikamentösen Behandlung psychotischer Patienten ab.

Grundlegende strukturelle Veränderungen wurden durch die im Auftrag des Deutschen Bundestages erarbeitete Psychiatrie-Enquête von 1975 eingeleitet. Diese forderte eine gemeindenahe und bedarfsgerechte Versorgung der psychiatrischen Patienten, die körperlich Kranken gleichgestellt werden sollten. Ein weiteres Ziel war die Verknüpfung des stationären, teilstationären und ambulanten Angebots. Für das Philippphospotal brachte diese Phase mit Tagen der offenen Tür, der Gründung des Psychosozialen Vereins Riedstadt und verstärkter Einbeziehung der Angehörigen die Öffnung nach außen. Gleichzeitig war unübersehbar, dass die baulichen Gegebenheiten den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprachen. So boten Säle mit bis zu 30 Betten den Patienten kaum eine Privatsphäre. Auch die gemeinsame Unterbringung von psychisch Kranken und geistig Behinderten erfüllte deren unterschiedliche Bedürfnisse nicht. Dies machte umfangreiche Umbauten notwendig und führte zur Schaffung einer Klinik für psychisch Kranke, einer Heilpädagogischen Einrichtung für die Behinderten und einer Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Die Geschlechtertrennung der Patienten wurde in allen Bereichen nach und nach aufgehoben. Einen weiteren Entwicklungsschritt stellte die in den 90er Jahren auf breiter Basis betriebene Enthospitalisierung dar.

Der vorliegende Band liefert keineswegs eine geschlossene Darstellung der Geschichte des Philipppshospitals, wie sie noch 1904 vom damaligen Leiter der Anstalt, Rudolph Mayer, versucht wurde. Vielmehr werden insgesamt 33 Abhandlungen präsentiert, die sich mit unterschiedlichen Phasen der Geschichte des Hauses, seiner momentanen Verfassung und einigen Perspektiven für die Zukunft auseinandersetzen. Es ist ein wichtiges Verdienst der Herausgeberinnen und Herausgeber, dass für diese Beiträge insgesamt 35 sachkundige Autorinnen und Autoren gewonnen werden konnten. Dabei stellen die meisten historischen Beiträge zur Entwicklung von der Reformationszeit bis zum Ende des Nationalsozialismus die lokalen Entwicklungen in den Rahmen der allgemeinen Hospital- und Psychiatriegeschichte. Das hilft, die örtlichen Gegebenheiten einzuordnen und zu bewerten. Von besonderem Wert ist es, dass mit Hilfe des umfangreichen Aktenbestandes ein Bild des Anstaltsalltags gezeichnet und für bestimmte Phasen sogar die Patientensicht erschlossen werden kann.

Die Beiträge zur Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg stammen überwiegend von ehemaligen oder jetzigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses. Dabei ist es bereichernd, dass die unterschiedlichsten Gruppen - genannt seien hier ärztliches und Pflege-Personal, Pfarrer, Pädagogen und die Angehörige einer Patientin - zur Sprache kommen. So gewinnt man unter ganz verschiedenen Blickwinkeln Eindrücke der tief greifenden Veränderungen der Psychiatrie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Insgesamt ergibt sich ein facettenreiches Bild, das allerdings für das erste Drittel des 20. Jahrhunderts etwas fragmentarisch bleibt. Gerade angesichts des unheilvollen Geschehens im Dritten Reich würde man sich hier umfassendere Informationen wünschen, um beurteilen zu können, ob spätere Entwicklungen bereits vorbereitet wurden oder ob ganz andere Ansätze dominierten.

Aufgrund der bereits erwähnten Sachkunde der Autorinnen und Autoren, die zur Verortung des örtlichen Geschehens in größere Zusammenhänge führt, ist der Band nicht nur aus lokalthistorischer Perspektive beachtenswert, sondern kann allen an der Hospital- und Psychiatriegeschichte Interessierten empfohlen werden.

Darüber hinaus bietet seine Lektüre am Beispiel des Philipppshospitals auch Einblicke in aktuelle Entwicklungen und Probleme der Versorgung psychisch Kranker und geistig Behinderter - hier sei nur die steigende ökonomische Orientierung im Gesundheitswesen genannt.

Irmgard Hort

**Rudolf Lenz (Hg.): Viertes Marburger Personalschriften-Symposium. (Band 4 der Reihe Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften) 644 Seiten, plus SW- und Farbabbildungen, Hardcover, 64 Euro, Franz Steiner Verlag Stuttgart 2004, ISBN 3-515-08561-0**

Der vorliegende Band dokumentiert das Symposium, das anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Forschungsstelle für Personalschriften an der Philipps-Universität Marburg vom 28.-31. Oktober 2002 stattfand. Eigentlich wäre das Jahr 2001 das korrekte Jubiläumswort gewesen, doch wie Prof. Dr. Rudolf Lenz in seinem Vorwort schreibt, wollte man das Symposium in die Feierlichkeiten zum 475-jährigen Bestehen der Marburger Universität einbetten. Zum wiederholten Mal war Marburg damit Gastgeber für ein Symposium der Forschungsstelle, bereits 1974, 1977 und 1987 hatte es eine solche internationale, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützte Fachkonferenz gegeben.

Ausgangspunkt für die Marburger Tagung 2002 war die Neuordnung des Begräbniswesens seit der Reformation. Unter Luther erfuhr die Leichenpredigt eine bis dahin nicht gekannte Bedeutung. Für Forschende wurde die christliche Leichenpredigt zu einer schier unerschöpflichen Quelle nicht nur für den Wandel in Theologie und Weltbild des Menschen, sondern darüber hinaus zu einem Fundus für biografische und landeskundliche Erkenntnisse. So ergaben die Forschungen zum Beispiel, dass so manche Lieder in Kirchengesangbüchern zuvor als Auftragskompositionen in Leichenpredigten erschienen waren. Eine weitere interessante Beigabe zu Leichenpredigten waren so genannte Epicedien, Figurengedichte oder Wortspielereien rund um Namen und Beruf des Verstorbenen. Auch zur Personenehrung auf Grabsteinen, Epitaphen genannt, gibt es einen Beitrag. In den Werkstattberichten ist zu lesen von Leichenpredigten zum gewaltsamen Tod (Görlitz) oder von Erkenntnissen über Heiratskreise und sozialen Wandel (Berlin), die man daraus gewinnen kann.

Im Tagungsband ist für jeden der sechs Arbeitsbereiche eine zusammenfassende Darstellung der Diskussionen angefügt. Außerdem ist die Ausstellung „Deß einen Todt, deß andern Brod“, die anlässlich des Symposiums im Foyer der Marburger Universitätsbibliothek gezeigt wurde, ausführlich dokumentiert. Nicht nur die Ausstellung, auch die mittlerweile mehr als 2.000 Datensätze umfassende Bibliografie zur Leichenpredigten-Literatur ist seit der Tagung im Internet abrufbar ([www.uni-marburg.de/fpmr](http://www.uni-marburg.de/fpmr)).

Dagmar Klein

**Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur, Teil 2: Archäologie und Kunstgeschichte, hrsg. vom Zentralinstitut für Sepulkralkultur in Kassel, bearbeitet von Reiner Sörries und Stefanie Kröll. 440 Seiten, 142 Abbildungen, Hardcover, 56 Euro, Thalacker Medien Braunschweig 2005, ISBN 3-87815-182-9**

Schon bei der Gründung 1979 gehörte es zum Vorhaben des Zentralinstituts für Sepulkralkultur in Kassel ein Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur zu erstellen. Das Wörterbuch ist auf fünf Bände angelegt, um der Komplexität und Vielgestaltigkeit des Themas Rechnung zu tragen. 2002 erschien der erste Band zu Volkskunde und Kulturgeschichte, in 2005 folgte Band 2 zur Archäologie und Kunstgeschichte. Der Direktor des Museums für Sepulkralkultur, Dr. Reiner Sörries, ist Hauptbearbeiter des Lexikons. An diesem Band hat die Kunsthistorikerin Dr. Stefanie Kröll als Expertin mitgearbeitet.

Der Bogen ist gespannt von der altägyptischen Kultur über die klassische, griechisch-römische Antike bis zur mittelalterlichen, teils neuzeitlichen Kunstgeschichte. Die moderne und zeitgenössische Kunst (Praxis und Gegenwart) soll dann in Band 3 berücksichtigt werden. Außer dem Christentum werden weitere Kulturkreise mit ihren Vorstellungen vom Tod und ihren Bestattungsriten vorgestellt: Etrusker und Germanen, Kelten und Kopten, Slawen und Wikinger, Islam und Judentum. In alphabetischer Ordnung wird wenig Bekanntes vorgestellt etwa unter den Stichworten wie: Bustum, Lychnapsia und Valhöll, aber auch Erstaunliches zu vermeintlich gut Bekanntem, wie unter: Ebenbildlichkeit, Obduktion und Rückenlage. Und es sind brandaktuelle Themen aufgenommen wie: Ötzi.

Die übersichtliche Seitengestaltung und das System der zahlreichen Querverweise wurden beibehalten, so dass dieses Lexikon zum interessanten Lesebuch wird, erst recht in Kombination mit Band 1. Denn Überschneidungen waren unvermeidlich, also wird bei dem einen oder anderen Stichwort auf Band 1 hingewiesen. Auch für interessierte Laien ist der Einstieg in die Thematik gut möglich über allgemeine Begriffe wie Bestattung (-sformen) und Friedhof (archäologisch, in der Kunst, islamisch, jüdisch), Grabdekoration und Grabmalformen (griechisch, jüdisch, mittelalterlich, römisch). Literaturhinweise ermöglichen wiederum die Vertiefung eines speziell interessierenden Themas. Die Bibliothek im Museum für Sepulkralkultur steht auch Nicht-Mitgliedern zur Nutzung offen. Korrekturen, Ergänzungen und Aktualisierungen werden auf der website publiziert: [www.sepulkralmuseum.de](http://www.sepulkralmuseum.de).

Dagmar Klein

**Lexikon früher evangelischer Theologinnen. Biographische Skizzen, hrsg. vom Verband Evangelischer Theologinnen, 497 Seiten, Paperback, zahlreiche SW-Abbildungen, Neukirchener Verlagshaus 2005, ISBN 3-7975-0081-5**

Ende Oktober 1925 trafen sich in Marburg die Mitglieder des Verbands evangelischer Theologinnen zu ihrer ersten gemeinsamen Tagung. Die ersten Frauen hatten ihr Theologiestudium absolviert, nachdem Preußen und Hessen sie 1908 als letzte deutsche Staaten offiziell zum Universitätsstudium zugelassen hatten. Sie hatten ihre Abschlüsse in evangelischer Theologie gemacht und einige hofften nun auf eine Anstellung als Vikarin oder auf ein Pfarramt. Doch die Zeiten waren noch andere. Wie in allen gesellschaftlichen Bereichen waren Theologinnen ihren männlichen Kollegen längst nicht gleichgestellt. Zu kirchlichen Prüfungen wurden sie nicht zugelassen.

Sie wichen auf andere Berufsfelder aus, wurden Lehrerinnen, Dozentinnen, Diakonissen, arbeiteten als Gemeinde- und Pfarramtshelferinnen in Gemeinden, Gefängnissen und Krankenhäusern. Ihre Zuständigkeit war auf Frauen, Kinder und weibliche Jugendliche beschränkt. Einige waren mit einem Pfarrer verheiratet und arbeiteten in der Gemeinde mit, natürlich ohne ein eigenes Amt zu versehen. Noch bis in die 50er und 60er Jahre war es verpönt, dass Pfarrfrauen überhaupt einen eigenen Beruf ausübten. (siehe Katalog zur Ausstellung 1996: Pfarrfrau - um Gottes Lohn, Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt)

Ilse Härter, eine der frühen Theologinnen erinnert sich: „In der frühen Zeit war die weibliche Hierarchie in der Kirche so aufgebaut, oben stand die Pfarrfrau, dann die Diakonisse, dann die Lehrerin, die schon anerkannter Beruf war. Das Schlusslicht waren wir Theologinnen.“ 1927 wurde in der altpreußischen Union das Gesetz zur Vorbildung und Anstellung von Vikarinnen erlassen, das richtungweisend für die anderen Landeskirchen wurde. Demnach wurden die ausgebildeten Theologinnen nicht eingesegnet, nicht ordiniert, sie durften die Sakramente nicht austeilen, behielten den Titel Vikarin und mussten unverheiratet bleiben. Das so genannte Zwangszölibat, das seit 1895 für Frauen in staatlichen Diensten galt, wurde also kommentarlos auf die Frauen im kirchlichen Dienst übertragen. Und analog zur staatlichen Gesetzgebung auch erst 1972/74 abgeschafft.

Die Bestrebungen der Theologinnen um ihre innerkirchliche Gleichstellung wurden von den Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus überlagert. Viele der Frauen schlossen sich der Bekennenden Kirche an, wurden ‚illegal‘ geprüft und eingesegnet, einige auch ordiniert. Innerhalb des Verbands evangelischer Theologinnen diskutierte

man bereits die Grundlagen für kommende Gesetze. Der Krieg veränderte die Situation wiederum, die Pfarrer wurden Soldaten und die Gemeinden verwaisten. Auch hier ist dieselbe Entwicklung wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen festzustellen: die Frauen füllten die Lücken und erfüllten ihre Aufgaben mit großem Engagement. Im Kriegsalltag ergaben sich zahlreiche Ausnahmegenehmigungen, die jedoch nach Kriegsende zurückgenommen wurden als die Männer zurückkehrten.

Die theologische Diskussion entbrannte erneut, nur zog jetzt das Argument nicht mehr, dass Frauen als Amtsträgerinnen nicht geeignet wären. Nach und nach wurden die Bestimmungen zwar gelockert, aber der Wirkungskreis der Theologinnen blieb am Rande der Gemeinden angesiedelt, häufig in Barackensiedlungen für Flüchtlinge, in Krankenhäusern und Gefängnissen. Die Gleichstellung von Pfarrer und Pfarrerin geschah erst in den 1970er Jahren, je nach Landeskirche zu einem anderen Zeitpunkt, das Schlusslicht war Schaumburg-Lippe 1991.

Der Konvent Evangelischer Theologinnen hat sein 80-jähriges Bestehen zum Anlass genommen, an die mühsame Entwicklung des Theologinnen-Amtes zu erinnern und ein Lexikon mit biografischen Skizzen herausgebracht. 450 frühe Theologinnen wurden gefunden, 72 Personen machten sich an die teils aufwändigen Recherchen und lieferten Beiträge, manche nur einen, andere bis zu vierzig. Nicht von allen porträtierten Frauen konnten Fotografien beigebracht werden, von den Gefundenen waren einige in schlechtem Zustand. Angesichts der Vielzahl hat sich das Redaktionsteam auf eine Seite pro Lebenslauf geeinigt, was für die Lesbarkeit durchaus angenehm ist. Aus der Warte der Historikerin höchst bedauerlich ist allerdings die Entscheidung, auf Quellenangaben zu verzichten. Wer weiter recherchieren möchte wird im Vorwort an das Archiv des Konvents Evangelischer Theologinnen in Bovenden verwiesen.

Unter den porträtierten Frauen sind auch die ersten beiden Gießener Pfarrerinnen. Elisabeth Buchholz (1909-1998) wurde 1950 als erste Frau in Hessen ordiniert, sie arbeitete in Gießen als Krankenhauspfarrerin. Adelheid Ziemendorff (1911-2000) wurde 1951 in der Pankratius-Gemeinde ordiniert, blieb lange Jahre Vikarin, sie versah ab 1966 stellvertretend die Luther- und Andreaskirche, bevor sie 1974 endlich Inhaberin einer Pfarrstelle wurde, in der Andreaskirche; schon vier Jahre später begann ihr Ruhestand.

Aufgeführt ist auch die Marburger Lehrerin und Stadtverordnete Helene Jahn (1879-1944), der 1923 von der Theologischen Fakultät der Universität Gießen die Ehrendoktorwürde verliehen wurde. Es fehlt allerdings Prof. Marie Veit (1921-2004), die erste Theologie-Dozentin

an der Gießener Universität 1972-1989, die 1946 bei Bultmann in Marburg promoviert wurde.

So gibt es wahrscheinlich in allen Landeskirchen noch weitere Theologinnen, die es zu entdecken und zu würdigen gilt. Das vorliegende Lexikon ist nicht nur ein wichtiges Nachschlagewerk, sondern bietet Anregungen zum Weiterarbeiten. Vielleicht entsteht daraus ja auch das eine oder andere exemplarische Lebensbild. Die zweite Auflage des Lexikons ist in Arbeit.

Dagmar Klein

**Hanno Müller (Röntgenstr. 29, Fernwald-Steinbach): Familienbuch Butzbach Bd. I (2003), Familien 1560-1625, Bd. II (2004), Familien 1626-1692 und Bd. III (2005), Familien 1693-1782, Butzbach, Ev. Gemeinde (Kirchplatz 12, 35510 Butzbach), pro Band 25 Euro**

Seit dem Jahre 2003 hat der im Gießener Raum bestens bekannte Steinbacher Familienbuchautor Hanno Müller für die Butzbacher Ev. Markus-Kirchengemeinde jährlich ein Buch im Format DIN A 4 fertig gestellt mit 352, 379 und 384 Seiten. Diese nicht nur familiengeschichtlich, sondern auch in historischer und volkskundlicher Hinsicht bedeutsamen Schwergewichte enthalten in Bd. I - III auch 39 bzw. 62 und 81 Gießener Personen und sind somit eine wertvolle Ergänzung zu dem in den Jahren 1974 und 1975 vom Oberhessischen Geschichtsverein herausgegebenen Gießener Familienbuch.

So lernt man in Band I die Vorfahren des bekannten Gießener Juraprofessors, Geheimer Rat und Kanzler Dr. Justus Sinolt genannt Schütz, kennen, bekanntlich 1592 in Butzbach geboren und 1657 in Gießen verstorben, der einen Butzbacher Urgroßvater namens Wilhelm Wenix hatte, Gasthalter „Zum Roten Kreuz“ am Butzbacher Marktplatz, in dessen Gasthaus im Jahre 1530 die erste evangelische Taufe in Butzbach stattfand. Weiter erfährt man dass dessen Bruder, der Urgroßonkel Caspar Wenix, im Jahre 1525 von einem Baum vor dem Butzbacher Stadttor herab die erste evangelische Predigt hielt. Aber nicht nur die Butzbacher Reformationsgeschichte lernt man so nebenbei in Band I kennen, auch barbarisch anmutende „Bräuche“ wie die Enthauptung eines Bigamisten und die Bestrafung einer Kindsmörderin, die lebendig begraben wurde, lernt man kennen. Im Jahre 1601 fand in Butzbach eine „Strohhochzeit“ statt, wie der damalige Kirchenbuchsreiber berichtet. Dieser Hochzeit folgte prompt ein „Dreimonatskind“. Sogar Goethe kannte diesen anscheinend sehr alten

Volksbrauch des „Heckerling-Streuens“ und berichtet in seinem „Faust“ über diese Art der Bloßstellung „gefallener Mädchen“.

Hanno Müller hat zur Ergänzung des ältesten Kirchenbuches noch die Namen der Butzbacher Steuerpflichtigen aus den zehn Stadtrechnungen der Jahre 1560 bis 1579 eingearbeitet, um Lücken in den Anfangsjahren der Kirchenbuchführung zu schließen. Wer über das Jahr 1560 hinaus weiterforschen will, kann sich an einem beachtlichen Literaturverzeichnis über Butzbacher Familien der Vorkirchenbuchzeit orientieren und beispielsweise über die bekannten Butzbacher Familien Eppstein, Orth und Zaunschliffer seine Ahnen bis in den mittelalterlichen Hochadel zurückverfolgen.

Die vielen hessenweit bekannten Beamtenfamilien in allen drei Bänden resultieren aus der Tatsache, dass Butzbach von 1609 bis 1643 Residenzstadt des Landgrafen Philipp III. von Hessen-Butzbach war und anschließend Witwensitz bis 1658. Von 1688 bis 1709 wurde es erneut Witwensitz, diesmal für die Darmstädter Landgräfin Elisabeta Dorothea und anschließend bis 1741 Alterssitz von deren Sohn Prinz Heinrich von Hessen.

Man erfährt, dass dieser Prinz Heinrich der Miteroberer von Gibraltar für England war und im Butzbacher Landgrafenschloss (heute Rathaus) einen Herrn von Drachstädt als Stallmeister hatte, welcher der Urgroßvater der Dichterin der Frühromantik, Louise Auguste von Günderode war, welche das Butzbacher Stammhaus ihrer Familie längere Zeit besuchsweise bewohnte. Prinz Heinrich von Hessen hatte auch einen Koch namens Bernhart Pfeil, dessen Sohn Leopold Heinrich Pfeil Französischlehrer des späteren Dichturfürsten Johann Wolfgang Goethe wurde. Ein weiterer berühmt gewordener „Butzbacher Bub“ war der am 8. Mai 1777 in Gießen als Sohn des dortigen Professors Dr. Michael Lobstein geborene Johann Friedrich Lobstein, dessen Vater den gesellschaftlichen Abstieg vom Gießener Professor zum Butzbacher Pfarrer hinnehmen musste, als der Sohn gerade erst drei Monate alt war. Letzterer war aber tüchtiger als der Vater, ging im Alter von 13 Jahren von Butzbach zum Studium nach Straßburg und wurde als dortiger Anatomieprofessor einer der Lehrer von Georg Büchner.

Der erfahrene Autor Hanno Müller hat vom Inhalt her das gebracht, was man von guten Familienbüchern heute erwartet. Überflüssig zu sagen, dass alle wünschenswerten Register und Statistiken in allen drei Bänden auch tatsächlich vorhanden sind. Beispielsweise kann man unter dem Register „Varia“ in Band II nachlesen, welche Butzbacher im Dreißigjährigen Krieg erschossen, erstochen, erschlagen, von „Strauchdieben im Stadtwald“ umgebracht wurden oder erfroren. Hervorzuheben sind die außergewöhnlich umfangreichen und informativen

Pest-Statistiken in diesem Band II. Für das Jahr 1611 sind, durch Vergleich der Stadtrechnungen (Steuerlisten) mit den Sterberegistern der Kirchenbücher, die Pestopfer sogar straßenweise verzeichnet.

Die drei Bände sind jedem zu empfehlen, der in Butzbach Vorfahren hat. Aber selbst ortsfremde Wissenschaftler und Heimatfreunde ohne familienkundliche Interessen brauchen nicht lange über Sinn und Nutzen dieser drei Butzbacher Familienbücher nachzudenken, wenn sie sich erst einmal in das Ortsregister und die vorzüglich erschlossenen Register „Berufe und Ämter“ und das Register „Varia“ vertieft haben. Es ist zu hoffen, dass der für das Jahr 2006 angekündigte Band IV, der bis zum Jahre 1875 gehen soll, erscheint.

Bodo Heil

**Susanne Meinl, Jutta Zwilling: Legalisierter Raub. Die Ausplünderung der Juden im Nationalsozialismus durch die Reichsfinanzverwaltung in Hessen, Wissenschaftliche Reihe des Fritz-Bauer-Instituts Frankfurt, Band 10, 745 Seiten, Hardcover, zahlreiche SW-Abbildungen, 44, 90 Euro, Campus-Verlag Frankfurt-New York 2004, ISBN 3-593-37612-1**

2003 wurde in Gießen die Ausstellung „Legalisierter Raub - Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933-1945“ gezeigt. Die Dokumentation stieß auf reges Interesse bei der Bevölkerung, ebenso das umfangreiche Rahmenprogramm mit Vorträgen und Führungen. Neben Bettina Leder vom Hessischen Rundfunk war Dr. Susanne Meinl vom Fritz-Bauer-Institut in Frankfurt an der Erstellung der Ausstellung maßgeblich beteiligt.

Die im Mai 2002 in Frankfurt erstmals eröffnete Wanderausstellung basiert auf Zwischenergebnissen eines Dokumentations- und Erschließungsprojekts der Hessischen Landesregierung und stellt anhand von konkreten Beispielen die Entrechtung und Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus dar. Die Involvierung der Finanzämter in dieses Geschehen war bis dahin, zumindest in der breiten Öffentlichkeit, wenig bekannt.

Dr. Meinl konnte darüber hinaus im Stadtarchiv Gießen einen interessanten Fund machen. Ein Kontingent an Fotografien, das einst den Weg von Gießen nach Israel und wieder zurück ins Gießener Stadtarchiv genommen hatte, entstammte „jüdischen Vermögensakten“ aus dem Gießener Finanzamt. Warum sie der staatlich angeordneten Vernichtung entgangen waren, bleibt unbekannt.

Die Besonderheit dieser möglich gewordenen Zuordnung von Archivmaterial erwähnt Dr. Meinel auch in der jetzt vorliegenden Publikation „Legalisierter Raub. Die Ausplünderung der Juden im Nationalsozialismus durch die Reichsfinanzverwaltung in Hessen“. Gemeinsam mit Jutta Zwilling von „Zeitsprung. Kontor für Geschichte“ (Frankfurt) hat sie das 745 Seiten umfassende Nachschlagewerk erarbeitet. Obwohl viel Schriftgut verloren ging, sei es durch routinemäßige Aktenvernichtung, durch Kriegsbombardierung oder gezielte Vernichtung 1945, haben sich dennoch Regalkilometer an Akten in den vier Hessischen Staatsarchiven erhalten. Das vorliegende Buch erschließt deren Inhalte und will darüber weitere Recherchen und regionalhistorische Auseinandersetzungen ermöglichen. Gedacht ist dabei ebenso an Fachpublikum wie an interessierte Laien.

Zusätzlich haben die Autorinnen Gespräche mit Zeitzeug/inn/en geführt: mit denen, die dem Holocaust entgingen, und mit denjenigen, die an Ausplünderungen und „Wiedergutmachung“ beteiligt waren. Sie erläutern Zuständigkeiten und Abläufe in der Finanzverwaltung des Reiches, sie beschreiben jedes einzelne Finanzamt in Hessen, nennen die jeweiligen Verantwortlichen. Eine gezielte Suche bei den zahlreichen Orten und Namen sind über die Kapitelübersicht und über das Personenregister im Anhang möglich. In gebotener Kürze werden beispielhaft einzelne Biografien vorgestellt, auch hierbei sind beide Seiten berücksichtigt: die vom bürgerlichen wie ökonomischen Tod Diskriminierten und die Beamten, die gemäß einer Aussage des Oberfinanzpräsidenten Dr. Hans Werth, als folgsame „Verwaltungssoldaten“ handelten.

Dass sich Finanzbeamte ebenso wie Mitglieder von SS und Gestapo sowie einfache „Volksgenossen“ am eingezogenen Vermögen der „antisemitisch Verfolgten“ bereicherten, das zeigte bereits die Ausstellung anhand von Einzelschicksalen. Die akribisch genaue Verschriftlichung des „organisierten Raubmords“ führt die unfassliche Größe des Vorhabens und die gnadenlose Zielstrebigkeit des „Unrechtsstaates“ erschreckend deutlich vor Augen.

Dagmar Klein

**Jürgen Wagner, Der Wörtersammler Karl Weigand (1804-1878) und seine Zeit, Hrsg. vom Historischen Archiv der Gemeinde Florstadt anlässlich des 200. Geburtstags des Sprachforschers und Mundartsammlers, 247 Seiten, Hardcover, zahlreiche SW-Abbildungen, 15 Euro, Selbstverlag Gemeinde Florstadt 2004, ISBN 3-00-014963-5**

Sein 200. Geburtstag war Anlass für eine Publikation zu dem Wörtersammler Karl Weigand (1804-1878), geboren in Nieder-Florstadt in der Wetterau. Dort erinnert seit dem 150. Geburtstag eine Gedenktafel an ihn und wurde eine Schule nach ihm benannt. Den größten Teil seines Lebens verbrachte Weigand jedoch in Gießen, zunächst als Student der Theologie und ab 1837 als Lehrer an der neu gegründeten Realschule (Vorläufer von Herder- und Liebig-Schule), deren Rektor er 20 Jahre später wurde. 1851 wurde er außerdem zum außerordentlichen, 1867 zum ordentlichen Professor der Ludwigs-Universität ernannt. Er vertrat den Pfarrer bei Sonntagspredigten, ließ sich 1946 sogar nachträglich ordinieren.

Sein letztes Wohnhaus an der Südanlage 21 zählt zu den wenigen, die die Kriegsbombardierung überstanden. Eine verwitterte und schlecht lesbare Steintafel erinnert noch heute an: „Dr. phil. Friedr. Ludw. Karl Weigand, Direktor der Realschule, erster Inhaber der Professur für deutsche Sprache an der Universität, Freund Jakob Grimms“. Sein schlichter Grabstein auf dem Alten Friedhof erhielt eine Restaurierung, wann und von wem initiiert ist offenbar unbekannt, doch wurde dabei der Name seiner Ehefrau Rosine in Helene umgewandelt.

Der Journalist Jürgen Wagner (Bad Nauheim) hat sich auf die Suche gemacht nach dem Menschen und Wissenschaftler Karl Weigand. Ihn bewegte die Frage, wie dieser es geschafft hat vom Förstersohn zum Universitätsprofessor aufzusteigen. Zu Nachruhm kam der Lehrer für Theologie, deutsche Sprache und Geschichte durch seine Mitarbeit für das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Nach dem Tod von Jakob Grimm übernahm er sogar dessen Aufgabe und gab das Wörterlexikon bis zum Buchstaben F heraus. Danach wurde er durch andere Aufgaben, schließlich durch eine Krankheit davon abgehalten.

Den Mediävisten ist Karl Weigand bekannt als Mitarbeiter am „Lexer“, dem von Matthias Lexer herausgegebenen Mittelhochdeutschen Wörterbuch, für das er ebenfalls Begriffe und deren Ableitungen beitrug. In der Wetterau blieb er in Erinnerung, weil er Lieder und Gedichte in Mundart sammelte und publizierte, vor allem aber, weil sein Gedicht „Die Wearrera soll leawe“ (Die Wetterau soll leben) Titel für eine beliebte Sammlung von Mundartgedichten wurde. Seinen Plan für ein Wetterauer Wörterbuch konnte er nicht mehr umsetzen, aber seine

Vorarbeiten flossen ein in das Oberhessische Wörterbuch seines Berufskollegen Wilhelm Crecelius. Außerdem erforschte Weigand die Ursprünge der oberhessischen Ortsnamen.

Der Autor Jürgen Wagner steht seinem Forschungs'objekt' in Wortliebe, Detailfreudigkeit und Denken in historischen Zusammenhängen in nichts nach. Das glückliche Zusammentreffen mit historisch interessierten Menschen der Gemeinde Florstadt führte zur Finanzierung eines prachtvollen Buchs. Zwar ist es nicht nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten präsentiert, es gibt keine Fußnoten, doch werden Literatur und Quellen in der Regel im Text genannt, so wie es beim journalistischen Schreiben üblich ist. Unterhaltsam und abwechslungsreich präsentiert, bietet das Buch auch die Möglichkeit zum Schmökern, sei es in den Geschichtsexkursen oder in den Erklärungen für Ortsnamen, die jedem Kapitel folgen. Dem schlichten Lesevergnügen kann man sich hingeben bei den Mundartgedichten von Karl Weigand, die im vorliegenden Buch erstmals an einem Ort versammelt sind.

Dagmar Klein

**Michael Kraus: Theo Koch-Grünberg - Bildungsbürger im Urwald. Die deutsche ethnologische Amazonienforschung (1884-1929), Reihe Curupira, Band 19, Marburg 2004, hrsg. v. Förderverein „Völkerkunde in Marburg“ ([www.curupira.de](http://www.curupira.de)), 539 Seiten, Paperback, zahlreiche SW-Abbildungen, 25 Euro, ISBN 3-8185-0397-4**

**Theodor Koch-Grünberg - Die Xingu-Expedition (1898-1900), hrsg. von Michael Kraus, 505 Seiten, Hardcover, zahlreiche SW-Fotografien, 99 Euro, Böhlau-Verlag Köln-Weimar-Wien 2004, ISBN 3-412-08204-X**

„Am Anfang war das Scheitern.“ So beginnt die Tagebuch-Edition einer gescheiterten Expedition nach Amazonien (1898-1900). Es war die erste Expedition des damals 27-jährigen Theo Koch aus Grünberg, an der er als wissenschaftlicher Begleiter teilnahm. Er fotografierte während der gesamten Zeit und hielt seine Eindrücke regelmäßig in einem Tagebuch fest. Eigenen Aussagen zufolge hat er darin zwar nie mehr gelesen, dennoch dürften ihn die Erinnerungen beeinflusst haben.

Diese Negativerfahrungen hielten den Altphilologen und Lehrer nicht von weiteren Exkursionen ab, im Gegenteil er hatte daraus gelernt und seine eigenen Expeditionen waren erfolgreich. Nach der Exkursion von 1905 fügte er den Namen seiner Geburtsstadt Grünberg an seinen Nachnamen, unter diesem wurde er dann bekannt. Theo Koch-Grün-

berg starb nach beruflichen Erfolgen in Deutschland - als Museumsleiter in Stuttgart mit Lehrauftrag an der Universität Heidelberg - zu Beginn einer späteren Exkursion, am 8. Oktober 1924.

Sein Nachlass wurde von der Familie sorgsam gehütet und 1999 an die Völkerkundliche Sammlung der Philipps-Universität Marburg gegeben. Michael Kraus erhielt die Möglichkeit über ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft drei Jahre lang an der Sichtung dieser umfangreichen Dokumentensammlung zu arbeiten. Dabei modifizierte sich sein ursprüngliches Erkenntnisinteresse. Er sichtete noch andere Nachlässe in diversen deutschen Archiven und Museen von Berlin bis Freiburg. Der Umgang mit den Primärquellen fokussierte seinen forscherblick auf die handelnden Personen und erweiterte ihn zugleich auf die Rahmenbedingungen des Reisens und Forschens in der Kaiserzeit.

Michel Kraus gelingt in seiner Dissertation das Kunststück, wissenschaftlich exakt und zugleich gut lesbar zu schreiben. Er formuliert sein Erkenntnisinteresse und setzt sich damit in Gegensatz zu Theorie-diskussionen seines Fachs, der Ethnologie. Er verliert über all den Argumentationen dankenswerterweise nicht seinen Humor. Er benennt die Definitionsmacht des schreibenden Subjekts, die genauso für die Amazonienforscher gilt, die einst über Indianer am Xingu und Orinoco schrieben, wie für derzeitige Ethnologen, die über die frühen Forschungsreisenden in häufig abwertender Weise urteilen. Kraus geht aufgrund dieses Wissens behutsam mit seinem Material um, er lässt die sechs Forschungsreisenden und andere Kollegen häufig im Originalton zu Wort kommen, was das Lesen lebendig und streckenweise zum reinen Vergnügen macht. Er sucht das Gemeinsame im bildungsbürgerlichen Hintergrund der Forscher und arbeitet doch die Unterschiede heraus.

Ihm gelingt es darüber hinaus, die Fülle des Materials zu sortieren und unter Oberbegriffen nachvollziehbar zu präsentieren - das zweite Kunststück des Autors, das für eigenständiges und klares Denken spricht. Zunächst werden die Einzelpersonen kurz vorgestellt, ihre Interessen, Motivationen und Arbeitsmöglichkeiten benannt; dazu kommen Porträts der Institutionen in Deutschland, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert federführend in der Völkerkunde waren. Am umfangreichsten ist die Analyse der Expeditionen, was von den Plänen daheim über die häufig widrigen Rahmenbedingungen in Südamerika bis zu den eigentlichen Forschungen reicht. Zitate wie: „als Gott die Sterne schuf, machte der Teufel die Moskitos“ vermitteln eine kleine Ahnung davon.

Ein weiteres Kapitel stellt Methoden, Themen und Weltbild der Amazonienforscher vor. Für Fachfremde ist es das vielleicht spannendste Kapitel, wenn etwa unter der Überschrift „Mit Goethe im Urwald“ nicht nur die Lektüre für unterwegs benannt wird, sondern bürgerliche Wertvorstellungen in den Kategorien der Beschreibungen deutlich werden. Recht amüsant liest sich dies, wenn die eigene Schamhaftigkeit betroffen ist. So schreibt Koch-Grünberg etwa: „Gar nicht prude waren sie dagegen bei Wörtern, die wir allenfalls nur verblümt auszusprechen wagen. Ja es bereitete ihnen offenbar einen naiven Genuß, mich wiederholt nach dergleichen in meiner Sprache zu befragen, so daß meine gute Erziehung sich manchmal unwillkürlich dagegen sträubte, ... zumal in Anwesenheit von Damen, die jedoch gar nichts dabei fanden.“

Das andere publizistische Ergebnis von Michael Kraus intensiver Beschäftigung mit der deutschen ethnologischen Amazonienforschung ist die vorbildliche und optisch ansprechende Herausgabe der Forschungstagebücher von Theodor Koch-Grünberg. Der erste, bereits erschienene Band ist der Xingu-Expedition (1898-1900) gewidmet, weitere Bände sollen folgen.

Dagmar Klein

**Elkerhäuser Schriften, Band 1, Ingrid Krupp: Schloss Elkerhausen, Museums- und Schlossführer 2005, 176 Seiten, 32 farbige Abb., 1 Zeichnung, kartoniert, 28,90 Euro; Selbstverlag Dr. Ingrid Krupp, Burgring 18, 35796 Weinbach-Elkerhausen**

Passend zum Tag des Denkmals im September 2005 erschien der Schloss- und Museumsführer für Schloss Elkerhausen in Weinbach. Er ist angelegt als Band 1 in der Reihe Elkerhäuser Schriften, das heißt die Herausgeberin plant langfristig noch weitere Schriften. Das kleine Fachwerkschloss bei Weilmünster/Weilburg hat eine lange und abwechslungsreiche Geschichte. Dr. Ingrid Krupp, die seit 1979 Besitzerin des Schlosses ist, kümmerte sich nicht nur um die Restaurierung, sondern auch um die Geschichte des Gebäudes und seiner Besitzer: das Rittergeschlecht der Herren von Elkerhausen, genannt Klüppel.

Schon als Studentin der Kunstgeschichte suchte Ingrid Krupp nach einem geeigneten denkmalpflegerischen Objekt, das sie beispielhaft renovieren und der Öffentlichkeit zugänglich machen konnte. Gefunden hat sie es in dem kleinen Schloss Elkerhausen, das im Zuge der Eingemeindung nach Weinbach als Verwaltungsgebäude nicht mehr benötigt wurde. Eine erste Finanzspritze für die umfangreichen Restau-

rierungsarbeiten war das Preisgeld von 5000 Mark, das Ingrid Krupp 1982 für ihre Magisterarbeit über „Die Herren von Elkerhausen und ihre Burgen“ erhielt, abgedruckt in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG Band 67/1982).

Der Oberhessische Geschichtsverein Gießen e.V. (OHG) hatte den Geschichtspreis aus Anlass seines 100-jährigen Bestehens ausgeschrieben. Den historischen Bezug stellen die Herren von Elkerhausen selbst dar, die einst wichtige Amtsträger (auch) im Raum Gießen waren.

Ein Ritter Heidenreich von Elkerhausen ist 1259 als Burgmann in Gießen nachgewiesen, ein anderer gleichen Namens war im 14. Jahrhundert Amtmann in Gleiberg. Aber auch als Stiftsherren in Wetzlar und Burgmannen in Cleeburg waren die Herren von Elkerhausen zeitweilig zuständig. Sie besaßen in Gießen nicht nur eine Burg, sondern auch Grund und Boden in der Umgebung, und sie hatten diverse Rechte und Lehen. Die Stadt Gießen kaufte von ihnen 1502 ein mit „Stelzenmorgen“ bezeichnetes Waldstück bei Wieseck, das die Einnahmen der Stadt durch den Verkauf von Eichenholz erheblich steigerte. In der Schifftenberg-Basilika befindet sich die Grabplatte des Hans Heinrich von Elkerhausen, genannt Klüppel, der als Deutschordensritter Komtur (= Verwalter) auf dem Schifftenberg war. In der Stadtkirche von Limburg und in der Bergkirche von Laudenbach befinden sich ebenfalls Grabmäler für Mitglieder dieser Familie.

Im Erdgeschoss von Schloss Elkerhausen hat Ingrid Krupp ein Museum eingerichtet. In einer Abteilung präsentiert sie zeitgenössische Kunst, mit Schwerpunkt auf den 1970er Jahren. Davon ist eine kleine Auswahl mitsamt Beschreibung auch im Führer abgebildet. Die andere Museumsabteilung ist der Geschichte des Gebäudes und seiner Besitzer gewidmet. Neben Fundstücken, die bei den Restaurierungsarbeiten gefunden wurden, sind auch Landkarten, Repliken von Dokumenten und Fotos zu sehen. Zu den Fundstücken gehören zum Beispiel Nadeln, denn schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde im Schloss eine Nadelmanufaktur eingerichtet. Ab 1844 befand sich hier die Schule mit Lehrerwohnung, ab 1913 die Gemeindeverwaltung. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden Flüchtlinge, Heimkehrer und alliierte Soldaten hier untergebracht. Das Museum ist geöffnet: Mittwoch-Samstag 15-18 Uhr, Sonntag 11-13. Sondertermine nach Vereinbarung, Tel. 06474-8390.

Dagmar Klein

**Moritz Neumann: „Im Zweifel nach Deutschland“. Geschichte einer Flucht und Rückkehr. Verlag Zu Klampen, Springe 2005, 377 Seiten, 24,00 Euro, ISBN 3-934920-57-8**

„Im Zweifel nach Deutschland“ ist auf den ersten Blick ein etwas merkwürdiger Titel für ein Buch, das die dramatische und zugleich packende Lebensgeschichte eines Mannes zwischen 1933 und 1948 erzählt, der als deutscher Jude die Verfolgung und Vernichtung seines Volkes in abenteuerlicher Weise überlebt. Doch dieser Zweifel und die immer wieder an sich selbst gestellte Frage, ob er in das Land seiner Väter, das zum Land der Täter geworden war, zurückkehren darf, durchzieht wie ein roter Faden einen großen Teil des Buches und bleibt beinahe bis zum Schluss unbeantwortet.

Moritz Neumann, langjähriger Vorsitzender des Landesverbands der Jüdischen Gemeinden in Hessen, der schon als Kind gebannt den Erzählungen seines Vaters Hans lauschte, hat mit diesem Roman ein Stück Zeitgeschichte der besonderen Art zu Papier gebracht, weil hier das Einzelschicksal im Mittelpunkt bleibt und so das schreckliche Geschehen und Erleben nicht anonymisiert wird. Durch eingehende Recherchen und umfangreiche Gespräche hat sich der Autor in bewundernswerter Weise in die Zeit eingearbeitet, die sein Vater durchstehen musste. Entstanden ist eine sehr persönliche romanhafte Biografie des Vaters, in der es zu eigenartigen und zufälligen Begebenheiten und Begegnungen kommt, die man für unglaublich halten müsste, hätte nicht der Rezensent ähnlich merkwürdige Erinnerungen an diese bewegte Zeit.

Hans Neumann entstammt einer Breslauer Kaufmannsfamilie national-liberaler Prägung, doch schon in jungen Jahren wird er Sozialdemokrat und engagiert sich im Reichsbanner Schwarz/Rot/Gold. Als das elterliche Textilgeschäft im Zug der Nazi-Programme geplündert wird, wehrt sich Hans aktiv und muss fliehen. Er geht zunächst nach Prag, doch er will nicht untätig bleiben und schließt sich nach Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs den internationalen Brigaden an, die Francos Vormarsch zu stoppen versuchen. Nach der Niederlage der Republik flieht er über die Pyrenäen nach Frankreich, wo sich seine Situation als Emigrant und ehemaliger Spanienkämpfer erneut dramatisch zuspitzt, als die deutsche Wehrmacht in Paris einzieht.

Er schließt sich der Fremdenlegion an und entgeht so der drohenden Verhaftung. So entkommt er zwar den Nazis, erlebt aber dort erschreckende Unmenschlichkeit und einen ungeahnten Antisemitismus. Während der unklaren politischen Situation der Vichy-Regierung in Frankreich war die Fremdenlegion sich weitgehend selbst überlassen und agierte wie sie wollte. Mit anderen jüdischen Legionären wurde

auch Hans entlassen und zur Zwangsarbeit an einer Wüsteneisenbahn in Marokko verpflichtet. Während dieser Zeit in mehrfacher Weise vom Tode bedroht, wird Hans Neumann schließlich von den Truppen de Gaulles befreit und tritt in die französische Armee ein, um für die Befreiung Frankreichs mitzukämpfen. In Paris betritt er das erste Mal seit über zehn Jahren wieder eine Synagoge.

Nach und nach erfährt Hans dann vom Schicksal seiner Familie, vom Tod seiner Eltern und vom gewaltsamen Ende anderer Angehöriger. Er erkennt das ganze Ausmaß der Katastrophe, die über Europa und vor allem über das jüdische Volk hereingebrochen ist, und er weiß zunächst nicht, wo er bleiben soll. Er hat denkwürdige Begegnungen mit Menschen unterschiedlichsten Charakters und Herkunft. Es kommt zu eindringlichen Gesprächen, deren Form und Inhalt der Autor subtil nachzeichnet und die immer wieder um die Frage kreisen, kann ich, Hans Neumann, nach all dem, was ich erlebt habe, nach Deutschland zurückkehren.

Nach Kriegsende schlägt es ihn dann mehr zufällig nach Fulda, wo er sich um die Bedürfnisse der Versprengten des Holocaust kümmert und am Aufbau einer kleinen jüdischen Gemeinde beteiligt ist. Noch immer ist nichts entschieden. Eine schwere Krankheit, die er sich bei der Zwangsarbeit in der Wüste zugezogen hatte, verhindert die ins Auge gefasste Auswanderung. Während der Fuldaer Zeit lernt er seine Frau kennen, die das KZ überlebte, gründet eine Familie und entscheidet sich schließlich, in Deutschland zu bleiben.

Vielleicht haben die Worte des Vaters - Moritz Neumann erinnert sich - den Ausschlag gegeben: „Doch wenn die Anständigen nicht zurückkommen, wer soll das Land aufbauen?“

Das Buch, lebendig und spannend erzählt, macht die große Geschichte in einem individuellen Schicksal begreifbar und ist eine Bestätigung für all die Menschen, die jüdisches Leben in der Bundesrepublik Deutschland wieder möglich werden ließen.

Erwin Knauß

**Gerhard Menk: Gustav Könnecke (1845-1920). Ein Leben für das Archivwesen und die Kulturgeschichte. Marburg 2004, 120 Seiten, 9 Abb., kart., 8 Euro (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 13, Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde 42).**

„Ich wollte Archivar sein, weiter nichts“, so schrieb Gustav Könnecke in einer im Februar 1912 verfaßten Denkschrift über seine Archivarskarriere. Dass diese Aussage allerdings bei weitem nicht den vielfältigen Wirkungskreis von Könnecke umreißt, verdeutlicht die von Gerhard Menk vorgelegte biographische Skizze dieses Mannes, der ein herausragendes Beispiel für einen wissenschaftlich engagierten Archivar mit Aktivitäten auf ganz unterschiedlichen Feldern ist. Könnecke hat nicht nur dem preußischen Archivwesen zahlreiche zukunftsweisende Impulse gegeben, sondern er hat darüber hinaus im Bereich der Kulturgeschichte und in wissenschaftsorganisatorischer Hinsicht Erstaunliches geleistet.

Seine Archivlaufbahn verlief ungewöhnlich rasch. Nach seiner Einstellung am Königl.-Preußischen Hausarchiv in Berlin im Dezember 1870 wurde er ein Jahr später an das Staatsarchiv Marburg - das zweitgrößte preußische Archiv - versetzt, wo er bereits im Herbst 1876 (Könnecke war erst 31 Jahre alt) zum Leiter avancierte. Die neue Position, die Könnecke bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1912 innehatte, nutzte er konsequent zur Umsetzung seiner archivfachlichen Vorstellungen, die aus heutiger Sicht überaus fortschrittlich anmuten und kaum etwas von ihrer Aktualität eingebüßt haben. So hatte sich Könnecke bereits Jahre vor der Einführung des Provenienzprinzips in den preußischen Archiven für ein provenienzzgerechtes Vorgehen bei der Ordnung von Archivbeständen eingesetzt. Ähnlich revolutionär war seine Forderung nach der Durchführung von Archiv-Ausstellungen, um das Interesse einer breiten Öffentlichkeit auf archivische Angelegenheiten zu lenken. Er selbst schritt hier mit gutem Beispiel voran und veranstaltete 1878 eine Ausstellung mit Schätzen des Marburger Staatsarchivs, die eine lebhaftige Diskussion über die Frage von Sinn und Unsinn der Ausstellungstätigkeit im Archivwesen auslöste. Könnecke ließ sich davon in seinem Bestreben, das Marburger Staatsarchiv mehr und mehr nach außen zu öffnen, nicht beirren und setzte durch weithin beachtete Ausstellungen und eine regelmäßige Vortragstätigkeit wichtige Akzente im kulturellen Leben der Universitätsstadt Marburg. Im Rahmen dieser engagierten Öffentlichkeitsarbeit sind auch die Bemühungen Könneckes um eine kontinuierliche Erweiterung der Marburger Archivbestände zu sehen, wozu auch nichtstaatliche Überlieferungen wie etwa die Unterlagen der Universität Marburg gehörten, die sich seit 1890 als Depositum im Staatsarchiv Marburg befinden. Diese

Aktenübernahmen dienten vorrangig dem Zweck, sie für die Benutzung zugänglich zu machen und damit einen größeren Interessentenkreis an das Staatsarchiv heranzuführen. Dass Könnecke im Archivbereich als Neuerer, wenn nicht gar als Vorreiter auftrat, zeigt sich nicht zuletzt an der zentralen Rolle, die ihm bei der Einrichtung der ersten deutschen Archivschule in Marburg im Jahr 1894 zukam. Als Dozent lehrte er hier das Fach Archivwissenschaft, das nun erstmals als eigener Lehrgegenstand angesehen wurde.

Einer der von ihm aufgestellten Forderungen ist Könnecke allerdings selbst nicht gerecht geworden, eine klare Trennungslinie zwischen dienstlicher Tätigkeit und privater Forschung zu ziehen. Zu sehr lagen ihm literaturhistorische und kulturgeschichtliche Studien am Herzen. Die zeitaufwändigen Recherchen für seinen „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (erstmalig 1885-1887 veröffentlicht) und für sein posthum erschienenes Werk über Grimmelshausen hatte Könnecke während seiner Dienstzeit und unter Nutzung seiner Kontakte als Archivdirektor durchgeführt. Beide Publikationen haben ihn in der Germanistik bekannt gemacht, wo seine Name heute noch stärker in Erinnerung geblieben ist als in der Archivwelt. Die sonst bei Archivaren so beliebten landesgeschichtlichen Forschungsthemen interessierten Könnecke dagegen kaum. In seinem engeren Marburger Wirkungskreis ist er daher weniger publizistisch als wissenschaftsorganisatorisch hervorgetreten. Von 1878 bis 1906 hatte Könnecke den Vorsitz des „Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde“ inne, der unter seiner Führung einen imposanten Aufstieg nahm. Bei der Gründung der Historischen Kommission für Hessen im Jahr 1897 gehörte Könnecke zu den Männern der ersten Stunde und erlangte damit eine weitere Schlüsselposition im Kulturleben Marburgs. Schließlich sei noch erwähnt, dass von Könnecke die Anregung zur Gründung der ersten berufsständischen Vereinigung deutscher Archivare in Form einer eigenen Sektion des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine ausgegangen ist.

Neben den zahlreichen Verdiensten Könneckes verschweigt Menk auch nicht die Schattenseiten von dessen Persönlichkeit. Mit zunehmendem Alter wurde Könnecke starrsinnig und streitsüchtig, was die Harmonie unter den Marburger Archivkollegen stark beeinträchtigte. Wegen der ständigen Querelen wurde der einst geschätzte Marburger Archivdirektor für die übergeordnete Archivbehörde in Berlin letztlich untragbar und man drang auf seine Demission. Die eingangs zitierte Denkschrift, die Könnecke eigens zur Abwehr der ihm drohenden Entlassung verfasst hatte, änderte nichts an dem wenig glanzvollen Ende

seiner Karriere, im Oktober 1912 mußte er seinen Abschied aus dem preußischen Archivdienst nehmen.

Menks Studie porträtiert nicht nur einen der großen preußischen Archive des ausgehenden 19. Jahrhunderts, sondern sie öffnet zugleich den Blick für die Bedeutung der außeruniversitären Wissenschaft für den Wissenschaftsbetrieb: sie war und ist für diesen unentbehrlich.

Eva-Marie Felschow

**Gabriele B. Clemens: Sanctus amor patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert, Tübingen 2004, 415 Seiten nebst Tabellen**

„Geschichtsvereine waren elitär, undemokratisch und auffallend aristokratisch geprägt. Die in den Assoziationen vertretenen Bürger überließen den Adligen häufig die Repräsentationsaufgaben und erforschten mit ihnen einträchtig die historische Welt der Aristokratie und der Monarchien“ (S. 401). Dies ist der durchaus verblüffende Befund der Trierer-Habilitationsschrift von Clemens. Clemens war, bis sie sich zu ihrem Ergebnis vorgearbeitet hatte, von zwei untersuchungsleitenden Hypothesen ausgegangen: Waren die Geschichtsvereine als bürgerliche Vereine Teil der bürgerlichen Emanzipationsbewegung? Und: Fungierten die Geschichtsvereine als Motoren der nationalen Einheit? (S. 17, 393). Dass beide Thesen nicht als haltbar gelten können und - auf der Basis der untersuchten Vereine - weitgehend falsifiziert wurden, ist das Ergebnis gründlicher Untersuchungen. Clemens analysierte hierfür die Mitgliederstruktur der von ihr untersuchten Vereine, welche Tätigkeiten, Aufgaben und Ziele sie verfolgten sowie die von ihnen eingesetzten Mittel der Aufgabenerfüllung. Für die Analyse der Mitgliederstruktur wählt Clemens eine sozialgeschichtliche Methode; bei den Tätigkeitsfeldern wird die Disziplinentwicklung nachgezeichnet und damit eine Entwicklung der Geschichtswissenschaften im 19. Jahrhundert geleistet. Über die Analyse des Geschichtsverständnisses und der Geschichtsbilder rekonstruiert sie zugleich das kollektive Gedächtnis. All dieses wird einem Vergleich zwischen der Entwicklung in Deutschland und Italien zugeführt. Aus komparatistischen Gründen werden deshalb auch vergleichbare Städte in Deutschland und Italien herangezogen, die eine breite regionale Streuung in beiden Ländern sicherstellen. Für Deutschland wählte sie die Vereine aus Dresden und München, Stuttgart, den erst 1865 gegründeten Berliner Verein, den hamburgischen und den Kölner Geschichtsverein aus. Der Untersuchungszeitraum bezieht sich auf den Beginn des 19. Jahrhunderts bis

zum Ausbruch des 1. Weltkrieges. Die Quellenlage für die untersuchten Vereine erwies sich insgesamt als sehr gut (S. 18).

Die Untersuchungen zur Mitgliederstruktur der deutschen Geschichtsvereine (S. 31 ff.) zeigen, dass Adligen die Schlüsselpositionen bei der Gründung der Vereine und der Abfassung der Statuten zukamen (393). Partikularfürsten waren entweder initiativ für Vereinsgründungen oder griffen Anregungen zur Gründung aktiv auf. Die Zusammensetzung der Vorstände, welche über Kooptationsmechanismen und kaum von demokratischen Urwahlmechanismen geprägt waren, beförderte eher die Exklusivität einer Notabelngesellschaft. Der Mitgliedsanteil des Adels dürfte mit 20 bis 30% zu veranschlagen sein und entspricht insoweit Ergebnissen, wie sie für Frankreich, England, Belgien und Italien ermittelt wurden. Clemens folgert hieraus: „Die deutsche Gesellschaftsgeschichte hat den Adel im Vereinswesen bislang ... übersehen“ (S. 394). Dabei sei wohl vor allem der Anteil der Adligen in der Staatsverwaltung oder im Militär zu wenig beachtet und fälschlicherweise Berufsgruppen zugeschlagen worden, die als bürgerlich gekennzeichnet worden seien. Die angebliche Dominanz von Lehrern als Berufsgruppe könne aufgrund der Analyse der Mitgliederstruktur auch nicht bestätigt werden; viel mehr sei eine starke Beteiligung des Klerus, vor allem für den Kölner Geschichtsverein wie auch in Bayern mit 30 bis 40% aller Mitglieder herauszuheben. Clemens betont, dass darüber hinausgehende generalisierende Aussagen schwierig zu treffen seien. Zum Teil lasse sich eine Dominanz von Verwaltungs- und Justizbeamten feststellen. Die Mitwirkung von Kabinettsvertretern in den Vorständen sei in einer Reihe von Residenzstädten zu beobachten, ob dies mehr der Sicherung der Staatsraison oder ihrem genuinen Interesse an der Landesgeschichte zu verdanken sei, könne man nicht sicher sagen. Offiziere als Mitglieder seien nicht in dem Ausmaß nachweisbar, wie gelegentlich angenommen. Schließlich sei festzustellen, dass sich eine Reihe von Fachleuten, wie Hochschuldozenten, Archivare, Bibliothekare und Museumsmitarbeiter von Anfang an an der Vereinsarbeit beteiligten. Insofern sei von der Berufsgruppe her nicht auf die vielfach beschriebene zunehmende Professionalisierung der Geschichtsvereine erst im Laufe der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu schließen, diese sei vielmehr Ausdruck der sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts für diese Tätigkeiten herausbildenden Universitätsausbildung. Bemerkenswert sei, so Clemens, dass sich bei der Mitgliederstruktur mehr Gemeinsamkeiten zwischen den deutschen und den italienischen Geschichtsvereinen nachweisen lassen, als es Unterschiede gebe.

Die Gründungen der Geschichtsvereine sind nicht als Reaktion auf die napoleonische Herrschaft und auch nicht mit einem national orientier-

ten Anspruch erfolgt. Die Gründungsabsichten von Geschichtsvereinen vor allem in den Residenzstädten sind primär der Unterstützung der legitimistischen Ansprüche der jeweiligen Herrscherhäuser gewidmet.

Hinsichtlich der wahrgenommenen Aufgaben und Arbeitsfelder gab es zwischen Italien und Deutschland signifikante Unterschiede. Im Zentrum der italienischen Geschichtsvereine stand die Edition von Quellen und Herausgabe von historiographischen Arbeiten. In Deutschland kennzeichnen inhaltliche Schwerpunkte die Arbeit der Geschichtsvereine, deren altertumskundliche Ausrichtung, die Denkmalpflege und Sammeltätigkeit. Quelleneditionen werden vereinzelt auch vorgenommen, jedoch verbreitete sich dieser Aufgabenstrang erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Für Deutschland sei charakteristisch die Verstaatlichung bzw. Kommunalisierung spezifischer Aufgaben, wie sie zunächst von den Geschichtsvereinen wahrgenommen wurden. Dies gelte insbesondere für die Denkmalpflege, den Betrieb von Museen sowie Bibliotheken. Deshalb verlagere sich der Schwerpunkt der Arbeit der deutschen Vereine im Laufe des 19. Jahrhunderts wie in Italien auf die Historiographie. Seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts sei in Deutschland außerdem eine Zunahme der Vereinsgeselligkeit zu verzeichnen, z.B. aus Anlass von Vorträgen, Festessen und Exkursionen; darin spiegele sich auch ein Trend der kaiserzeitlichen Festkultur. Das Verhältnis zu Nachbarorganisationen sei von einem Drang zur Selbständigkeit und Autonomie geprägt. Eine Kooperation über den Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumskundlichen Vereine habe letztlich keine funktionierende nationale Kooperation hervorgebracht.

Was das Verhältnis zu den Akademien, Universitäten und historischen Kommissionen betrifft, lässt sich für Deutschland festhalten, dass - anders als in Italien - es die historischen Kommissionen waren, die sich zunehmend und verstärkt den Quelleneditionen widmeten. Die deutschen Universitäten konzentrierten und orientierten sich an der Nationalgeschichte, während die Geschichtsvereine landes- und regionalgeschichtlich arbeiteten. Dass in Berlin beides aufgrund der preußischen Ausrichtung zusammenfiel, darf als Ausnahme von dieser Regel gelten.

Was das Geschichtsverständnis, wie es in den Geschichtsvereinen entwickelt und gepflegt wurde, anbelangt, so lässt sich dieses anhand des Mottos „Große Männer machen Geschichte“, seien es Adlige, Senatoren, Bischöfe, Fürsten, Könige charakterisieren. Ihnen wurden literarische Gedenksteine aus den Geschichtsvereinen gesetzt und diese können wegen ihrer auf Glorifizierung ausgerichteten Personalisierung von Geschichte nicht als wissenschaftlich-kritische Historiographie gewertet werden. Weitere Schwerpunkte bildeten Genealogie und

Heraldik. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte eine thematische Öffnung der bis dahin eher staats- und dynastiezentrierten Historiographie zu volkskundlichen, ethnografischen Themen. Freilich betont Clemens, dass die von ihr untersuchten Vereine sich auch dagegen eher als immun erwiesen. Die Auswirkungen der Mitgliederstrukturen lässt sich an der Auswahl der Themen festmachen: Die in den Vereinen aktiven Kleriker förderten vor allem die Kirchengeschichte, so wie die in den Geschichtsvereinen vertretenen Adligen die Geschichte der Aristokratie voranbrachten. Bevorzugte Epochen waren deshalb das Mittelalter und die frühe Neuzeit. Das historiographische Interesse galt den glänzenden Zeiten und den glänzenden Persönlichkeiten. Damit sollte Rezipienten ein Identifikationsangebot gemacht werden bzw. das vorhandene Identitätsverständnis befestigt werden - man arbeitete eben einer Notablen-Gesellschaft zu. Im Fokus stand deshalb auch die Förderung regionaler Identitäten, nicht aber solche einer nationalen Provenienz. Der elitäre Habitus der Vorstände ist schließlich greifbar in den zahlreichen Nekrologen, wo Vorstandsmitglieder als „Priester der Klio“ gefeiert und ihnen für ihren Dienst am Vaterland, gemeint ist damit der jeweils dynastisch geprägte Partikularstaat, gedankt wurde.

Es sind diese Ergebnisse, die Clemens zu ihrem eingangs beschriebenen Fazit kommen lassen. Der Befund der von ihr ausgewählten Vereine legt nahe, dass in ihnen im 19. Jahrhundert Repräsentationsaufgaben der Adelswelt erfüllt wurden und Bürgerliche mit ihnen einträchtig die historische Welt der Aristokratie und Monarchien erforschten, den Adel als Mäzene darstellten, um das Bild von den historischen Leistungen des Adels im Interesse der Sicherung der Familien und Standessolidarität ins öffentliche Bewusstsein zu bringen.

Clemens setzt mit ihrer Arbeit einen gewissen Kontrapunkt gegen die weithin vertretene These, dass durch die Einführung des Vereinswesens zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Verbürgerlichung der Gesellschaft voran gebracht worden sei. Für den Bereich der von Clemens untersuchten Geschichtsvereine gilt dies ganz offensichtlich nicht. Freilich, Clemens untersucht auch nur einen Ausschnitt der deutschen Geschichtsvereine, weshalb Verallgemeinerungen möglicherweise noch etwas voreilig sein dürften. Hierzu müssten eine Reihe anderer bedeutender Vereine zusätzlich untersucht werden, um den Befund verallgemeinern zu können. Aus einer hessischen Perspektive ist mit Bedauern festzustellen, dass die relativ gut erforschte Vereinsgeschichte des wohl ersten deutschen Geschichtsvereins, nämlich des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung (dessen Adelsanteil betrug 56%, S. 66 mit FN 157) ebenso wenig wie die Geschichte des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen mit in die Untersuchung und in den Vergleich einbezogen wurden. Die Geschichte

beider Vereine würde wohl zur Verbreiterung der von Clemens herausgearbeiteten These beigetragen haben. Die an den Quellen orientierte Arbeit von Clemens zeigt, dass das rechtliche Gebilde eines Vereins trotz seiner Öffnung für alle Bevölkerungsschichten und seine grundlegende demokratisch angelegte Verfassung keine Garantie für gelebte Demokratie ist. Der von Clemens herausgearbeitete Kooptationsmechanismus der Vorstände könnte Anlass geben, eine breiter angelegte Geschichte der Vereine zu schreiben, die womöglich die nicht sonderlich demokratisch ausgeprägte, sondern hierarchisch verfasste Lebensform vieler Vereine ans Tageslicht brächte. Und weiter: Dass es, vor allem bei bildungsbezogenen Vereinen, eine starke soziale Schranke gibt, die sich mit der Vorstellung eines demokratischen Vereinswesens gleichfalls bricht, dürfte auch grundsätzlich kaum erstauen. Was Clemens für die Geschichtsvereine notiert, dass nämlich ein wesentlicher Teil der bürgerlichen Schichten in ihnen sich aristokratisch orientierte, bestätigt frühere Thesen, wonach sich die deutsche Entwicklung im 19. Jahrhundert gerade durch diese Tendenz auszeichnete. Die gegenteilige These, dass sich die Verbürgerlichung der deutschen Gesellschaft gerade über das Vereinswesen nachweisen lasse, wird durch die Arbeit von Clemens geschwächt. Und man wird sagen müssen: Es wird hohe Zeit, die Geschichte der Geschichtsvereine im 19. Jahrhundert weiter zu vertiefen. Dass es außerdem auch noch allerhöchste Zeit wird, die Untersuchungen auf das 20. Jahrhundert auszuweiten, sei wenigstens am Rande erwähnt. Denn es ist schon bemerkenswert, dass dieser Teil deutscher Geschichte bisher allzu stark vernachlässigt wurde. Aus ihren Ergebnissen könnten sich dann Fragen der Kontinuität und des Bruchs des historischen Bewusstseins genauer erfassen und beschreiben lassen. Und wenn diese dann mit so profunder Sachkenntnis und vor allem auch: gut lesbar, geschrieben sind, wie dies die Habilitationsschrift von Clemens leistet, wäre die Geschichtswissenschaft auf diesem Feld ein ganzes Stück vorangekommen.

Michael Breitbach



# Aus dem Vereinsleben

Dagmar Klein

## Veranstaltungen und Ehrungen der Jahre 2004/05

Die Exkursionen und Vorträge der Jahre 1991-1999 sind in den MOHG 84/1999 publiziert, zusammen gestellt vom damaligen Schriftführer Prof. Dr. Hans-Heinrich Kaminsky; die von 1999/2000-2004 in den MOHG 89/2004.

### 1. OHG-Vorträge 2004/05

20. Okt. 2004	Philipp der Großmütige und die Solms	Dr. Cornelia Dörr, Kunsthistorikerin Marburg, Kuratorin der Landgraf-Philipp-Ausstellung im Marburger Landgrafenschloss
3. Nov. 2004	Hof und Geselligkeit bei Philipp d. Großmütigen	Dr. Margret Lemberg, Archivpädagogin i.P., Marburg
17. Nov. 2004	Anfang und Ursachen der prozessualen Auseinandersetzungen der Gemeinde Freienseen mit den Grafen zu Solms-Laubach	Prof. em. Dr. iur. Bernhard Diestelkamp, Frankfurt
1. Dez. 2004	Die Festung Gießen und Landgraf Philipps Festungsbau	Dipl.Ing. Elmar Brohl, Baudirektor i.P., Marburg, Vorstand Deutsche Gesellschaft für Festungsforschung
15. Dez. 2004	Die Ausgrabungen in der keltischen Saline Bad Nauheim	Dr. Guntram Schwitalla, Bezirksarchäologe, Landesamt für Denkmalpflege (LfD) Wiesbaden

- |                   |   |  |
|-------------------|---|--|
| 16. Dez.<br>2004  | Kriegsende 1945 – Der innere Zusammenbruch des Reiches  | Prof. em. Dr. Hans Mommsen, Historiker, in Zusammenarbeit mit dem JLU-Sonderforschungsbe- reich Erinnerungskulturen unter Leitung von Prof. Dr. Jürgen Reulecke, Historiker Universität Gießen |
| 12. Jan.<br>2005  | Gießen-Chikago-Gießen. Die Tagebücher von Georg Edward  | Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Freundeskreis Gailscher Park Rodheim (Biebertal) und Dr. Brigitte Hauschild, Oberstudien- rätin, Gießen  |
| 26. Jan.<br>2005  | Das Außenkommando des KZ Buchenwald in Gießen   | Peter Schlagetter-Bayertz, Kulturwissenschaftler, Gießen   |
| 23. Febr.<br>2005 | Die bürokratische Verfol- gung. Doktorgradent- ziehungen an der Uni- versität Gießen  | Dr. Peter Chroust, Hessisches Landesinstitut für Pädagogik, Frankfurt  |
| 2. März<br>2005   | Römer, Kelten und Ger- manen in der Übergangszeit   | Prof. Dr. Egon Schallmayer, Landesarchäologe, LfD Wiesbaden  |
| 16. März<br>2005  | Taubenerker an oberhessi- schen Bauernhäusern. Zu landesherrlichen Verord- nungen als Hintergrund eines Baustils und zu einer Liebhaberei auf dem Dorfe | Dr. Siegfried Becker, Institut für Europäische Ethnologie Universität Marburg, Vorsitzender Hess. Vereinigung für Volkskunde (HVV)   |

## 2. OHG-Exkursionen 2005

H = Halbtags, G = Ganztags, T = Tage

4. Juni 2005 (H)	Naturwissenschaftlich- historischer Gang durch den Hangelstein	Erwin Knauß und Forstamtsdirektor Klaus Schwarz
3./4.Sept. 2005 (2 T)	Auf den Spuren Albert Schweitzers im Elsass	Günter Kern
17. Sept. 2005 (G)	Wüstung Baumkirchen und Schlossbibliothek und -museum Laubach	Manfred Blechschmidt
29. Okt. 2005 (G)	Kassel: Museum für Sepulkalkultur und Antikensammlung	Dagmar Klein und Siemer Oppermann

## 3. Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde geehrt. Am 11. Mai 2005 wurden geehrt für:

30 Jahre Mitgliedschaft (10)

Prof. Dr. Peter Moraw, Prof. Dr. Arthur Scharmann, Dieter Steil, Dr. Martin Thomas (alle Gießen), Margit Bayer, Dieter Wolf (beide Butzbach), Eva-Maria Rodenhausen (Laubach), Dr. Karl Ullrich Seelbach (Münster), Dr. Dieter Neukirch (Wettenberg)

25 Jahre Mitgliedschaft (16)

Peter Chroust, Hannelore Klingelhöfer-Bartolomäus, Dietmar Kratz, Gottfried u. Ruth Lenz, Burkhard Schirmer, Anneliese Walter, Nicolaus Webler (alle Gießen), Dr. Ulrich Dürr (Biebertal), Dr. Heide Krantz (Grünberg), Volkmar Köhler, Inge Rinn (beide Heuchelheim), Günther Sames (Linden), Prof. Dr. Otfrid Ehrismann, Heide-Maria Sauer (Staufenberg), Helmut Sauer (Gera)



# Presseberichterstattung

## Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2004/05

### Er gehört zu den ganz großen Hessen

Dr. Cornelia Dörr eröffnete Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins - Landgraf Philipps Leben in Bildern

Im voll besetzten Netanyasaal des Alten Schlosses eröffnete Dr. Michael Breitbach für den gastgebenden Oberhessischen Geschichtsverein am Mittwochabend die Vortragsreihe im Winterhalbjahr 2004/05, die diesmal eine breit gefächerte Thematik von den Kelten bis zur jüngeren Zeitgeschichte umfasst und gleich mit drei Vorträgen den 500. Geburtstag Landgraf Philipps des Großmütigen würdigt, dem in diesem Jahr viele Veranstaltungen gewidmet sind. Der Landgraf stand auch im Mittelpunkt des ersten Vortrags, den die Kunsthistorikerin Dr. Cornelia Dörr dem Thema „Landgraf Philipp im Bild - Triumphe, Niederlagen und Memoria“ zugeordnet hatte.

Als Kuratorin der noch bis zum 28. November im Marburger Schloss zu besichtigenden Ausstellung des Landes Hessen war die Referentin geradezu prädestiniert, das Auditorium mit einer Fülle von Wissen und viel Bildmaterial mit dem bewegten Leben des Landgrafen vertraut zu machen, der unbestritten zu den ganz großen Hessen gehört, aber in Gießen durchaus ambivalent gesehen wird, hat doch sein „Mauerbau“ die Stadtentwicklung erheblich behindert.

Auf die Präsenz des Landgrafen in Gießen und in Marburg ging Dörr zunächst ein und erinnerte an die Verdienste Philipps, der als einer der Wegbereiter der Reformation deutliche Zeichen in der Geschichte setzte. Obwohl immer noch viele Bilder von ihm existieren, wie Dr. Dörr trotz einiger technischer Pannen mit dem Bildmaterial eindrucksvoll belegte, ließ sich Philipp nur gelegentlich und eher unwillig porträtieren. Sicher bezeugt, aber nicht mehr erhalten, sind Gemälde von Lucas Cranach und Tizian, die beide ein Raub der Flammen wurden. Das zwischen 1530 und 1540 entstandene Cranachbild ging beim Brand des Kasseler Stadtschlusses verloren, das Tizianbild Anfang des 19. Jahrhunderts beim Brand des Alcazar in Madrid, wie es hieß.

Abgesehen von der jetzigen Ausstellung erinnert im Marburger Schloss nicht mehr sonderlich viel an den 1504 im Westflügel geborenen Landgrafen, der 1518 vorzeitig für mündig erklärt wurde und sofort einen Baustopp für das Marburger Rathaus aussprach, das 1510 unter dem Ständeregiment seinen Baubeginn hatte. Mit Genehmigung Philipps

konnte der Bau dann 1523 abgeschlossen werden, wobei mit der Abbildung der heiligen Elisabeth demonstriert wurde, in welcher Ahnenreihe sich der junge Landgraf sah. Durch die zweite Ehe seiner Mutter Anna von Mecklenburg mit Otto von Solms ergaben sich auch Beziehungen verwandtschaftlicher Art zu diesem Adelsgeschlecht.

Abbildungen Philipps auf Regentafeln, Holzschnitten wie dem einer 1534 in Mainz gedruckten Bibel oder auf dem Bild von Erhard Schön, zeigen den Landgrafen mit der charakteristischen Barettform seiner Kopfbedeckung. Ins Siegelbild der 1527 von ihm gegründeten Marburger Universität geriet Philipp durch den fehlenden Segen von Kaiser und Papst für die protestantische Universität, sodass Philipp sein Bild an deren Stelle setzte. Jahrhundertlang führte die Universität dann ein anderes Siegel, ehe 1916 der Wunsch nach dem alten mit Philipps Bild wieder aufkam, was während der Weimarer Republik konsequent abgelehnt, 1933 dann aber genehmigt wurde.

Philipps weiterer Werdegang führte zu einer nicht nur altersbedingten Änderung seiner Darstellung im Bild. Nach seiner ersten Begegnung mit Luther 1521 in Worms machte Philipp 1527 mit der Homburger Synode und der ersten hessischen Kirchenordnung ebenso von sich reden wie mit der Gründung der Marburg Universität. 1529 lud er zum Marburger Religionsgespräch, 1530 war er Mitunterzeichner der Confessio Augustana, 1531 zählte er zu den Gründern des Schmalkaldischen Bundes und wurde gemeinsam mit Johann Friedrich von Sachsen sein Hauptmann, und 1534 konnte er nach Einschätzung der Referentin als eines seiner erfolgreichsten Jahre werten. Wie umstritten seine Person und seine Taten waren, erläuterte Dr. Dörr am Beispiel des Philippssteins in Haina, einer Bildhauerarbeit des Philipp Soldan von Frankenberg. Auch hier steht Philipp ausdrücklich in der Nachfolge der heiligen Elisabeth und wird als Herkules abgebildet, der den gierigen Mönchen - die, wie sich denken lässt, von der Umwandlung ihres Klosters in ein Hospital nicht sonderlich begeistert waren -, die Keule zeigt. Auf einigen Bildern ist das Kürzel vdMiÄ zu finden, als „verbum domini manet in aeternum“ Kennzeichen des Schmalkaldischen Bundes.

Erfolge wie der in der Schlacht bei Wolfenbüttel 1542 blieben Philipp im 1546 begonnenen Schmalkaldischen Krieg versagt; schon 1547 unterwarf er sich mit dem Fußfall in Halle dem Kaiser, bei dem er aber anstatt der erhofften Verzeihung bittere Rache und Gefangenschaft zu erwarten hatte. Darstellungen der kaiserlichen Propaganda bieten in der Folge ganz andere Darstellungen Philipps wie die des gebundenen hessischen Löwen auf einer Spottmedaille, über den der Adler des Kaisers triumphiert. Nach Philipps Tod setzte nicht zuletzt durch seinen

ältesten Sohn Wilhelm IV. wie in der Wilhelmsburg in Schmalkalden oder mit dem späteren Stammbaum aus dem „Monumentum Mauricianum“ die positive Darstellung wieder ein, im 19. Jahrhundert durch Historiengemälde wie die des Darmstädter Males August Noack verklärend weitergeführt.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 22. Oktober 2004 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Abends Entspannung durch Instrumentalisten, Sänger und „Knaben“**

Dr. Margret Lemberg aus Marburg sprach auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins im Netanyasaal des Alten Schlosses über Philipp den Großmütigen

Auch mit seinem zweiten Vortrag im Winterhalbjahr, den am Mittwochabend Dr. Margret Lemberg (Marburg) im Netanyasaal des Alten Schlosses zum Thema „Hof und Geselligkeit bei Philipp dem Großmütigen“ hielt, hatte der Oberhessische Geschichtsverein wieder den Publikumsgeschmack genau getroffen. Auf jeden Fall mussten noch zusätzliche Stühle gestellt werden, bevor Dagmar Klein die 122 Gäste begrüßen konnte. Sie bezeichnete Dr. Lemberg, die vor ihrer jetzigen Tätigkeit am Staatsarchiv Marburg lange im Schuldienst tätig war, als „umfassend produktiv“ und verwies auf ihren Anteil an diversen Ausstellungen und Publikationen.

Die Referentin, die sich dieses Themenbereichs bereits in Verbindung mit der Landgraf-Philipp-Ausstellung angenommen hatte, ging zunächst auf die strenge Sitzordnung an fürstlichen Höfen überhaupt ein und machte an einem Beispiel deutlich, wie rigoros der Landgraf auch gegenüber seinen Söhnen auf der Einhaltung der Hofordnung bestand. Diese Ordnung regelte alles bis ins Kleinste, so etwa auch die Ausrichtung der zweimal täglich anstehenden großen Mahlzeiten für die ganze Hofgesellschaft, die in den Gemächern des Landgrafen oder den „Frauzimmern“ ausgerichtet wurde und, wie alles und jedes, streng hierarchisch geordnet waren.

Während der teilweise Stunden andauernden Mahlzeiten war der Platz einzuhalten, allein der Narr durfte während dieser Zeit umhergehen und seine Späße machen. Für die Versorgung der rund 350 Personen erstellte der Haushofmeister gemeinsam mit dem Küchenschreiber einen Wochenplan; nach diesem „Anschlag“ wurden die Einkäufe getätigt. Die Hofdiener hatten Anspruch auf Speisung und auf Kleidung, Schuh-

geld gar es pro Quartal, Stoffe wurden oft auf der Frankfurter Messe gekauft, die Fertigung der Kleider in Kassel vorgenommen. Wie die Referentin in ihrem mit aufschlussreichem Bildmaterial illustrierten Vortrag deutlich machte, war es offenkundig notwendig, bei Hof genau auf das Benehmen zu achten und etwa „gotteslästerlichem Fluchen, unzüchtigen Worten und groben Ausdrücken“ gegenzusteuern.

Für alle Gebäude des Landgrafen galt der Burgfrieden, auf dessen Verletzung strenge Strafen standen, die auch Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit nicht ausschlossen. Der Alltag begann um 7 Uhr mit dem Morgentrunck von Suppe und Bier, neben den beiden großen Mahlzeiten prägte schier unerschöpfliche Arbeit den Alltag. In diesem Zusammenhang erinnerte die Referentin an die Situation des Umbruchs, die zur Zeit des Landgrafen herrschte, da die Reformation einen hohen Verwaltungsaufwand erforderte, sich der Übergang zum Steuerstaat vollzog und ab 1519 eine einheitliche Verwaltung und Rechtsprechung für die Landgrafschaft Hessen eingerichtet wurde. Für die Umgebung des Landgrafen war aber auch für abendliche Entspannung durch Instrumentalisten, Sänger und „Knaben“ gesorgt, der Landgraf selbst spielte gerne Schach mit eingeladenen Professoren oder würfelte schon einmal mit seinesgleichen um höhere Beträge. Mit großer Leidenschaft ging Philipp der Jagd nach, wobei es ihm gelang, Regierungsgeschäfte mit diesem Vergnügen zu verbinden. Demzufolge hatte der Reformator Bucer, der Philipp zur Einschränkung seiner Jagdleidenschaft mahnte, keinen Erfolg, beschied ihn der Landgraf doch mit der Antwort, er habe bei Jagden schon mehr gearbeitet als andere Fürsten ohne Jagd.

Besonders intensiv widmete sich Dr. Lemberg auch den zu Beginn des 16. Jhs. zwar eher seltenen, dann aber besonders prunkvollen Festen. Hier sind in erster Linie die Festlichkeiten zur Heimführung der Landgräfin Christine von Sachsen 1524 und anlässlich der Eheschließungen der Töchter 1541, 1544 und 1560 zu nennen, wobei Philipp bemüht war, die Ausrichtung auch an den Hof der Schwiegersöhne zu verlegen, mit wechselndem Erfolg. Eine besondere Festlichkeit von sechs Tagen Dauer fand im Juli 1535 in Kassel statt, um die erfolgreiche Schlacht bei Lauffen entsprechend zu würdigen.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 5. November 2004 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## Leute des Grafen trieben Schweine aus den Ställen

Prof. Distelkamp sprach im Oberhessischen Geschichtsverein über den Streit zwischen Freienseen und Solms-Laubach

Auch der dritte Vortragsabend des Oberhessischen Geschichtsvereins, den der mittlerweile emeritierte Prof. Bernhard Distelkamp (Kronberg) am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses hielt, fand regen Publikumszuspruch. Aufgrund des Themas „Anfänge und Ursachen der prozessualen Auseinandersetzungen der Gemeinde Freienseen mit den Grafen zu Solms-Laubach“ konnte der Vorsitzende Dr. Michael Breitbach auch eine beachtliche Zahl von Gästen aus den thematisch betroffenen Kommunen begrüßen.

Prof. Distelkamp bezeichnete eingangs Freienseen als im Vogelsberg gelegenes Dorf in 4,5 km Entfernung von Laubach und nur unwesentlich weiter von Grünberg gelegen. Es unterstand den Grafen von Solms-Laubach, doch seit 1554, dem Jahr, in dem die letztlich bis ins 19. Jh. andauernde und 48 Prozesse umfassende Rechtsauseinandersetzung ihren Anfang nahm, bestritten die Bewohner beides: sowohl in einem Dorf zu leben als auch den Grafen von Solms-Laubach untertänig zu sein. Sie vertraten die Ansicht, nur Kaiser und Reich untertänig zu sein. Der Referent vergaß nicht darauf hinzuweisen, dass auch alle älteren schriftlichen Zeugnisse Freienseen als Teil der Grafschaft Solms-Laubach aufführten. Am Widerstand änderten auch diverse Huldigungsakte wie der von 1631 nichts, zu denen die Freienseener gezwungen waren. Bedenkt man, dass zum genannten Zeitpunkt die Grafschaft gerade einmal 874 Untertanen aus 17 Dörfern aufwies, von denen 189 aus Freienseen stammten, wird deutlich, warum die Solmser Grafen in Laubach kein Interesse daran haben konnten, den Ambitionen der unbotmäßigen Einwohner auch nur in Kleinigkeiten entgegenzukommen.

Die Prozesse der Freienseener gegen die Grafen zu Solms-Laubach fallen rechtsgeschichtlich unter den Begriff der „Untertanenprozesse“, mit denen die Reichsgerichte den Untertanen gegen Unrecht durch die Landesherrn oder, wie Prof. Distelkamp unterstrich, als Unrecht empfundene Maßnahmen Rechtshilfe gewährten. In dieser Möglichkeit, Rechtshilfe vor dem Reichskammergericht zu erhalten, sehen einige die Ursache dafür, dass sich etwas wie die Bauernunruhen der Jahre 1524/25 nicht wiederholte. Bezüglich der Intensität der Auseinandersetzung findet sich nach Kenntnis des Rechtshistorikers in den Akten nichts Vergleichbares, der letzte Prozess wurde im 19. Jh. vor dem Großherzoglichen Appellationsgericht in Darmstadt geführt.

Während die Freieenseener den „Bürgermeister des freien Fleckens“ ins Feld führten, stellte sich der gräflichen Seite der Ort als „kümmerliches Dorf“ mit „Heimbürgern“, aber ohne jede Befestigung und ohne Pfarrer dar. Strategie der Solmser war es, mit eher zweifelhaften Maßnahmen wie Freiheitsberaubung und Viehpfändung die Einwohner Freieenseens zu spalten, was nur zum Teil gelang, weil sich zwar einige nicht den Prozessführern anschlossen, wodurch sie aber nicht automatisch die Hoheit der Solms-Laubacher Grafen anerkannten.

Von immenser Bedeutung für die Freieenseener Sache waren zwei kaiserliche Privilegien, 1555 von der kaiserlichen Kanzlei ausgestellt, von denen das eine dem Ort ein Wappen mit zweigeteiltem Schild mit Schwan und Adler zugestand, letzterer eindeutig ein Reichssymbol, von gräflicher Seite als „Anmaßung“ abgelehnt, am 8. Juli 1555 gewaltsam von Kirchturm entfernt. Ein Schutz- und Handelsprivileg wurde erteilt mit dem Argument, dass der Solmser die Freieenseener unterwerfen wolle, obwohl sie vorher frei gewesen seien. Da aber die gräfliche Seite stets entsprechende Gegenargumente anführte, endeten die Auseinandersetzungen oft mit einem Stillhalte-Abkommen, und lange Zeit ruhte die Angelegenheit sogar, weil keine Seite an einer Fortsetzung interessiert war.

An Gründen für die Beharrlichkeit der Absetzbewegung der Einwohner Freieenseens von der Grafschaft nannte der Referent zum einen eine intensive Beeinflussung durch die Wiedertäuferbewegung in den Jahren 1530/40 und eine ursprünglich für Laubach vorgesehene Einquartierung im Jahre 1546. Hinzu kommt der Umstand, dass mit der Gründung der Solms-Laubacher Linie 1546 Laubach zur Residenz ausgebaut wurde und man nicht gewollt war, diesen Ausbau durch Arbeitskräfte zu unterstützen. So kam es zu Aktionen wie der vom 11. November 1552, als Leute des Grafen acht Mastschweine aus Freieenseener Ställen trieben, weil diese „widerrechtlich in gräflichen Wäldern gemästet“ waren.

Abschließend stellte Prof. Distelkamp klar, dass sich die Solmser wirtschaftlich und machtpolitisch die Eskapaden der Freieenseener nicht leisten konnten, und die Freieenseener auf fremde Hilfe angewiesen waren. Und die dürfte, zumindest was die kaiserlichen Urkunden anbelangt, aus zum Teil verwandtschaftlich verbundenen Kreisen der Stadt Grünberg gekommen sein.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 20. November 2004 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Die Rebellen von Freieenseen erstreiten ihr Recht**

Einen spannenden Abend erlebten etwa 80 Besucher im Netanyasaal des Alten Schlosses beim Vortrag von Professor Dr. Dr. h.c. Bernhard Distelkamp. Hinter dem etwas sperrigen Titel „Anfang und Ursachen der prozessualen Auseinandersetzungen der Gemeinde Freieenseen mit den Grafen zu Solms-Laubach“ verbarg sich eine hochinteressante und nicht selten amüsante Analyse eines Rechtsstreits, bei dem Untertanen ihre Herrscher verklagten. Der lokale Bezug des Vortrags sorgte dafür, dass viele historisch interessierte Gäste aus der Region Laubach und Grünberg für den Vortrag nach Gießen gekommen waren.

Das Problem, das die Bauern von Freieenseen mit ihren Herrschern, den Grafen von Solms-Laubach hatten, und weswegen über einen Zeitraum von 250 Jahren insgesamt 48 Verfahren angestrebt wurden, war der Status des Ortes. Angefangen damit, dass Freieenseen sich mehr als Flecken als als Dorf sah. Immerhin war der Ort mit 189 Einwohner der zweitgrößte nach Laubach in der insgesamt winzigen Grafschaft. Schwerwiegender allerdings war der Anspruch der Bauern, nicht dem lokalen Grafen untertan sein zu wollen, sondern lediglich dem Kaiser unterstellt zu sein. Um diesen Willen zu bekräftigen, hatte sich der selbsternannte „Flecken“ 1555 einen Wappen-Schutz und Handelsbrief des Kaisers in Brüssel besorgt. Den dadurch verursachten Wegfall der Steuereinnahmen konnte die kleine Grafschaft unmöglich tolerieren und ersann im Laufe der Jahre vielfältige Methoden, um die Einwohner zu zwingen, von ihrem Streben abzusehen. Mal wurde Vieh gepfändet, mal wurden „rebellische, ungehorsame Aufsässige“ eingekerkert, mal wurde das stolze Wappen, das die Bauern am Kirchturm befestigt hatten, niedergerissen. Dagegen wehrten sich die Untertanen mit immer neuen Anrufungen verschiedener Gerichtshöfe und erwirkten erneut diverse Schutzbriefe direkt beim Kaiser. Vom Grafen eingeschüchterte Bauern, die sich nicht weiter an den Prozessen beteiligten wollten, wurden im Gegenzug von der Dorfgemeinschaft vom Gemeinnutzen ausgeschlossen, durften weder Weiden benutzen noch Holz für den Winter schlagen.

Die Hartnäckigkeit und Radikalität, mit denen die Bauern von Freieenseen gegen ihre Herrscher vorgingen, erklärte Professor Distelkamp mit dem Auftreten der so genannten „Wiedertäufer“, die in der Grafschaft Fuß gefasst hatten und die das bestehende Herrschaftssystem grundsätzlich ablehnen.

Der Professor für bürgerliches Recht und Rechtsgeschichte hat im Zuge seiner Recherchen viele Untertanenprozesse aufgearbeitet, jedoch keinen vergleichbaren Fall gefunden, in dem ein Dorf mit einer derart

grundsätzlichen Argumentation versuchte, auf Rechtswegen seinen Willen durchzusetzen.

Distelkamp hatte an diesem Abend lediglich die ersten Ergebnisse seiner Archivstudien präsentiert. Seine gekonnte Vortragsweise und das spannende Thema wird sicherlich dazu führen, dass er am Ende seiner Recherchen erneut nach Gießen geladen wird, um auf einige offene Fragen Antworten zu liefern.

*Tobias Bach (tbc), erschienen am 20. November 2004 im Gießener Anzeiger (GA)*

## **Bei Beschuss bröselte selbst die dickste Mauer**

Elmar Brohl referierte beim Oberhessischen Geschichtsverein über den Festungsbau von Landgraf Philipp

Mit einem weiteren Vortrag über Landgraf Philipp den Großmütigen würdigte der Oberhessische Geschichtsverein am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses dessen Lebenswerk anlässlich der Festlichkeiten zu dessen 500. Geburtstag, diesmal mit dem Thema „Die Festung Gießen und Landgraf Philipps Festungsbau“, zu dem sich Dipl.-Ing. Elmar Brohl vor erneut zahlreich erschienenen Besuchern ausgesprochen kompetent äußerte. Warum dem Referenten diese Material so vertraut ist, machte Manfred Blechschmidt in seiner Begründung deutlich, wobei er darauf verwies, dass Brohl während seiner Tätigkeit als Baudirektor in Marburg an der Freilegung und baulichen Sicherung der Reste der Marburger Festung entscheidend beteiligt war, zudem Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung ist und zahlreiche Publikationen zu dieser Thematik verfasst hat.

Elmar Brohl erinnerte dann daran, dass das 16. Jahrhundert nicht nur eine neue Geisteshaltung hatte, sondern auch große technische Fortschritte, etwa im Buchdruck, in der Metallurgie, aber eben auch im Festungsbau mit sich brachte. Er führte das bisher recht geringe Interesse an Landgraf Philipps Festungsbau darauf zurück, dass von den großen Anlagen in Marburg, Kassel, Gießen und auch Ziegenhain so gut wie nichts übrig blieb.

Beim Amtsantritt Philipps 1518 litt der Festungsbau noch unter dem Problem der unvollständigen Flankierung mit toten Winkeln, worüber sich bereits ganze Generationen von Baumeistern die Köpfe zerbrochen hatten. Eine für mehrere Jahrhunderte geltende Lösung wurde schließlich in Italien mit dem Bau von fünfeckigen Bastionen gefunden, die flankierendes und kreuzendes Feuer aus der Nachbarbastion ermög-

lichten, was in Deutschland ab 1569 umgesetzt wurde. Eine niederländische Variante kam um 1600 hinzu. Als Zwischenlösung bot sich die Anlage von Rondellen im Vorfeld an, wobei die letzten nennenswerten Maßnahmen 1734 an der Festung Marburg erfolgten.

Geschütze wie Gewehre funktionierten zu dieser Zeit nach dem Prinzip des Vorderladers, hinzu kamen Mörser. Im Unterschied zum Mittelalter, bei dem bei Belagerungen sinnvoller Beschuss fast nur von oben möglich war, erlaubte jetzt die hohe Geschwindigkeit der Feuerwaffen beim Abschuss den Beschuss des Mauerfußes in gerader Richtung, wobei auch die dickste Mauer nach mehrtägiger Schusswirkung zu bröseln begann. Wie der Referent mit aufschlussreichem Bildmaterial etwa von der Belagerung Frankfurts 1552 oder der viel besungenen Feste Kufstein 1504 zeigte, war es nunmehr auch möglich, Mörsergranaten in hohem Bogen über die Wallanlagen zu feuern.

Mit den ererbten Burganlagen mittelalterlichen Stils konnte Philipp bezüglich der Befestigung nicht sehr viel anfangen: In Marburg stand zwar ein Turm von 1478 von beachtlicher Dicke, aber mit totem Winkel, die andere Seite unbefestigt, Breuberg und Königstein mussten neu befestigt werden. Natürlich wusste auch Philipp von der Unzweckmäßigkeit befestigter Höhenburgen, über die sich sein Konkurrent Reinhard von Solms schon 1525 schriftlich ausgelassen hatte, wobei Brohl betonte, dass sich die Adeligen bereits ab 1400 in den Tallagen ansiedelten. Der Landgraf hatte das Konzept befestigter Höhenburgen schon 1527 aufgegeben und setzte in Kassel, Gießen und Rüsselsheim auf die Befestigung von Burgen in Tallage mit riesigen Anlagen aus Erdwerk und Rondellen vor den Knickpunkten.

Dieses Bauprinzip hatte Philipps Dresdner Verwandtschaft bereits ab 1513 angewandt und lag auch dem in relativ kurzer Bauzeit von 1531 bis 1539 erfolgten Ausbau der Gießener Festung zugrunde. Schon vorher in den Jahren 1523 bis 1525 war der Kasseler Festungsbau mit Erdwällen und neuer Befestigung der oberen und unteren Neustadt in Angriff genommen worden, auf Gießen folgte dann Ziegenhain. Alle großen Landesfestungen konzentrierten das Artilleriefeuer auf vier große Rondelle und waren wie Kassel, Gießen, Ziegenhain, Marburg und das heute außerhalb Hessens gelegene Rheinfels Erdfestungen. Wo es sich machen ließ, wurde die neue Anlage gebaut, wobei die alte vorsorglich noch stehen blieb.

Während für die 1547/48 geschleifte Festung Kassels schöne detaillierte Zeichnungen existieren, ist das Material für Gießen eher bescheiden, wie der Referent unterstrich. Die älteste Darstellung von 1612 zeigt, dass Erdwälle aufgeworfen wurden, die fast die gesamte Bebau-

ung verdeckten. Ein Umbauvorschlag von 1616 stellt nach Einschätzung Brohls die Systematik der Rondelle recht gut dar und lässt auf die Verwendung welscher Giebel wie in Gifhorn oder am Kasseler Schloss schließen.

Bilder wie das bekannte Valentin Wagners „Von den Wällen von Gießen“ (16.11.1631) oder das Staubach-Aquarell von 1785 zeigen, dass das Prinzip des Bastionarsystems nach Marchi 1599 in Gießen nicht mehr realisiert wurde. Auch Philipps Schlossbau war nur in Teilen an der Renaissance orientiert, die sonst weit verbreitet war. So kam der Vortragende bezüglich Philipps Festungsbau zu dem Fazit, dass dieser - an Europa gemessen - nicht immer auf der Höhe der Entwicklung war, und das wohl aus Kostengründen, wegen des Zeitaufwands für Umbauten und inneren Widerstands gegen die „kaiserlichen“ Fünfeck-Bastionen. Konsequenz war er aber nach Einschätzung Brohls allemal.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 3. Dezember 2004 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Bald gibt's echten Kelten-Kringel**

Dr. Guntram Schwitalla referierte beim Oberhessischen Geschichtsverein

Im Normalfall sind es gerade die „Buddelthemen“, wie es Manfred Blechschmidt in der Begrüßung der Gäste, die am Mittwochabend auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins in den Netanyasaal des Alten Schlosses gekommen waren, launig formulierte, die den Vortragsabenden Rekordbesuch beschwerten. Diesmal blieb trotz des faszinierenden Themas „Die keltischen Saline von Bad Nauheim“ und des Referenten Dr. Guntram Schwitalla, während der Zeit der Grabungen zuständiger Bezirksarchäologe beim Landesamt für Denkmalpflege und vielen Besuchern von früheren Vorträgen in bester Erinnerung, so mancher Platz leer, als der Redner mit seinen mit Lichtbildern unterstützten Ausführungen begann.

Schwitalla setzte sich zunächst kritisch mit dem auseinander, was heutzutage als „keltisch“ bezeichnet wird und vom Artuskreis über die den Tourismus fördernden „Highland Games“ in Schottland bis zur „keltischen“ Musik reicht, was nach seiner Auffassung so gut wie nichts mit den Kelten der Latène-Zeit zu tun hat. Hier habe man im 18. Jh. zunächst in Irland und Schottland eine pseudokeltische Tradition geschaffen, die so nie existiert habe. Aussagekräftiger sei dagegen der

Brief des Apostels Paulus an die Galater, die erste Erwähnung bei einem Geschichtsschreiber aus Milet im 6. Jh. v. Chr. und das, was Herodot im 4. Jh. v. Chr. zu berichten wusste. Herodot erwähnte eine Keltentadt namens Pyrene an den Quellen der Donau. Caesars ausführliche Darstellungen entstammen, wie Schwitalla unterstrich, nicht der Perspektive eines Geographen oder Historikers, sondern der eines Militärführers und Politikers. Klar sei, wie Schwitalla sagte, dass es ein keltisches Volk wie in der Rückprojektion des 19. Jhs. ebenso wenig gegeben habe, wie sich vor den Befreiungskriegen ein Bayer oder Preuße als „Deutscher“ bezeichnet hätte.

Objektives über die „Kelten“ lasse sich nur nach Auswertung der archäologischen Forschungen sagen, wobei viele Befunde aus der Bad Nauheimer Grabung noch interpretiert werden müssen. Vor der intensiven Darstellung dieser Grabung neben der Dankeskirche, wo einst Hilberts Parkhotel stand, stellte der Referent noch weitere keltische Anlagen der weiteren Umgebung vor wie den Altkönig, den Glauberg mit seinen spektakulären Funden, die Alteburg bei Biebergemünd-Kassel und den Hainkeller bei Lützel. Das Areal in der Bad Nauheimer Innenstadt befinde sich auf einer gigantischen Asche-Schuttschicht, einem aufgefüllten Tal, wobei die 2001 geöffnete Fläche 4800 Quadratmeter groß ist.

Dass überhaupt in der keltischen Saline gegraben werden konnte, und dann noch länger als geplant, hing mit nicht vorhersehbaren Fakten zusammen, die sowohl mit dem Wechsel der Investoren als auch mit der Entdeckung eines von einem Bauwerk umschlossenen Beckens aus römischer Zeit zu tun hatten, das ausgerechnet kurz vor dem eigentlich fixierten Grabungsende gefunden wurde.

Bei aller Ergebnisoffenheit der Fundauswertung könne schon gesagt werden, dass alle in der Grabung gesicherten Befunde Reste von Geräten oder Einrichtungen sind, die der Salzgewinnung dienten. Öfen mit halbrundem, korbartigem Geflecht, das mit Lehm verstrichen wurde, mit nach oben offenen Löchern und Tonstützen zum Aufsetzen von Gefäßen wurden befeuert. Sole wurde von oben nachgegossen, bis die Gefäße voll waren. Dabei waren die Temperaturen so hoch, dass sich die Lehmwände verziegelten und die Öfen nach einer bestimmten Zeit nicht mehr zu reparieren waren. Die Gefäße für das Salz wurden zer schlagen, das Salz entnommen. Solche Scherben fanden sich ebenso wie die von den großen Vorratsgefäßen für die Sole und natürlich eine Menge an Resten von Öfen und Asche.

Hinzu kamen viele Befunde kleinerer Flächen zum Vorkochen der Sole, für die aus immer größerer Entfernung Holz herbeigeschafft werden musste, was noch dendrochronologisch zu bestimmen ist. Be-

reits geschehen ist dies mit dem Holz aus der römischen Fundstätte, bei der nach Auffassung Schwitallas das Becken selbst kein Bad darstellte, wohl aber der Beschickung eines in der Nähe befindlichen Bades mit Sole gedient haben könnte. Noch heute befindet sich an dieser Stelle eine aktive Solequelle. Ermittelt wurde mittlerweile, dass die Bäume für diese Einrichtung in den Jahren von 83 bis 86 n. Chr., also in römisch-germanischer Zeit gefällt wurden.

Als Quelle für den Reichtum des Keltenfürsten vom Glauberg scheidet die Bad Nauheimer Saline wegen zeitlicher Unvereinbarkeit aus. Man könne ebenfalls jetzt schon sagen, dass die Funde von Schmuckstücken nicht darauf schließen lassen, dass die Arbeiter in der Saline Sklaven oder Arme waren. Zudem fanden sich hier bereits Reste kultivierten Obstes, das man bisher erst mit den Römern verbunden hatte. Hier warte noch viel Arbeit auf die Archäobotaniker, zumal auch eine dicke Schicht verkohlter Getreidekörner gefunden wurde. Augenzwinkernd erklärte der Archäologe, dass ein in der Saline gefundenes Brot in Kringelform beste Chancen habe, in absehbarer Zeit auf allen „Keltenfesten“ in Deutschland als „echter Bad Nauheimer Kelten-Kringel“ vermarktet zu werden.

Eine Vortrag, der so recht Appetit auf alle noch der Veröffentlichung harrenden Forschungsergebnisse machte.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 17. Dezember 2004 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **NS-Regime driftete von der Bauerkrise in den Blutrausch**

Der renommierte deutsche Historiker Hans Mommsen sprach über Zusammenbruch des Dritten Reichs - Als 14-Jähriger brennendes Gießen gesehen

Den „derzeit wohl bekanntesten und profiliertesten Zeithistoriker, einen der besten Kenner von Weimarer Republik und Drittem Reich und eines der international angesehensten Aushängeschilder unserer Historikerzunft“ begrüßte Prof. Jürgen Reulecke, Sprecher des Sonderforschungsbereichs Erinnerungskulturen, am Donnerstagabend in der Uni-Aula: Prof. Hans Mommsen sprach aus Anlass des 60. Jahrestags der verheerenden Bombardierung Gießens auf Einladung des Sonderforschungsbereichs und des Oberhessischen Geschichtsvereins über den „inneren Zusammenbruch des Dritten Reiches“. Mommsen stammt aus Marburg. Als 14-Jähriger sah der Sohn des Historikers Wilhelm Mommsen von der Terrasse seines Elternhauses aus den

Feuerschein der brennenden Stadt Gießen. 1959 promovierte Mommsen nach dem Studium der Geschichte und Philosophie in seiner Heimatstadt, 1967 habilitierte er sich in Tübingen. Gastwissenschaftleraufenthalte an renommiertesten Universitäten wie Harvard und Princeton folgten in den Siebzigerjahren. Seit seiner Emeritierung im Jahr 1996 lebt der heute 74-Jährige in Feldafing.

„Der Wind, den Göring gesät hat, schlug als Feuersturm auf Deutschland zurück“, sagte Geschichtsvereinsvorsitzender und Uni-Kanzler Dr. Michael Breitbach. Doch „hat die äußere Zerstörung auch einen Beitrag zum inneren Zusammenbruch geleistet?“ Das hat sie nach Mommsens Worten nicht in jeder Hinsicht: „Zwiespältig“ nannte er die Auswirkungen der Bombardierung. Kriegsentscheidend seien die Zerstörung der Schlüsselindustrien, des Transportsystems und der Treibstoffproduktion gewesen. Doch die psychologischen Auswirkungen der Flächenbombardements auf die Bevölkerung hätten im Gegensatz zu den Erwartungen der Alliierten gestanden. Viel „Solidarität und Hilfsbereitschaft, die das Regime zu nutzen wusste, um den Durchhaltenwillen beträchtlicher Teile des Volkes anzustacheln“ seien die Folge gewesen. Aber auch eine politische Passivität, die nach Kriegsende bis in die Bundesrepublik herüber geschwappt sei.

Erstaunlich hoch sei bei Zeitzeugen immer noch die Wertschätzung der „Nationalsozialistischen Wohlfahrt“ (NSV), die unter anderem für die Versorgung der sieben Millionen Ausgebombten zuständig war. Der Einsatz des NSV sei jedoch im Zuge der unter anderem von Goebbels betriebenen Reaktivierung der NSDAP erfolgt, eines „aufgeschwemmten und politisch debilen Apparats“, dessen Ansehen bei der Bevölkerung längst „auf dem Nullpunkt angelangt war“.

Spätestens seit 1942 sei die „Krise des Regimes zur Dauererscheinung geworden“. Es wurde nur noch „von Terror und Selbstbeschwörung zusammengehalten“. Hitler habe mit den Rückschlägen an der Ostfront alle anderen Politikfelder vernachlässigt, gerade die Wirtschafts- und Innenpolitik. Die Reichsressorts und die „immer zahlreicheren Sonderbehörden“ hätten sich verselbständigt, bis sich die „staatliche Einheit in einem Heer von Zuständigkeiten auflöste“. Auch ein Kriegskabinet fehlte.

Reformbestrebungen - wie sie etwa von Rüstungsminister Albert Speer und Propagandachef Josef Goebbels ausgingen - seien auch am Widerstand des Diktators gescheitert, weil der bei allen Einschnitten um seine Popularität fürchtete. Dies gerade seit dem Sturz Mussolinis, der dem NS-Regime als „bedenkliches Menetekel“ gegolten und hektische Reaktionen hervorgerufen habe.

In der Schlussphase des Krieges, als „Endsieg“-Phantasien angesichts von Bombardements, Flüchtlingsstrecks und der Zerstörung der Infrastruktur längst „surrealen Charakter“ annahmen, „gewannen Kräfte die Oberhand, die jeden Respekt vor Menschenleben eingebüßt“ hatten, so Mommsen. Nach dem „Endsieg“ sollte die Rückkehr zu den Ursprüngen der NS-Bewegung einen völligen Neuanfang ermöglichen. Aber die „rücksichtslose Ausrottung von Gegnern und so genannter Defätisten war die Voraussetzung dafür“, was in einen „gespenstisch anmutenden Bluttausch“, in die Ermordung Tausender Unschuldiger mündete.

Spätestens seit Stalingrad sei absehbar gewesen, dass sich das Regime „auf eine verhängnisvolle militärische Krise zubewegte“. Wäre das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 geglückt, „hätte das Deutschland und Europa ungeheure Leiden erspart, denn in der Zeit danach gab es noch einmal so viele Tote und Verwundete wie in den vorherigen Kriegsjahren“.

Reulecke dankte für den „immens facettenreichen Vortrag“ - nachdem für die Zuhörer offenbar keine einzige Frage mehr offen war.

*Bernd Schäfer (bs); erschienen am 18. Dezember 2004 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Starrköpfiger Unrechtmilderer**

Tagebücher des Poeten und Literaturprofessors Georg Edward vorgestellt

Er war offenbar ein Unrechtmilderer Idealist, Humanist. Ein in sich widersprüchlicher Mensch im steten Widerspruch mit anderen. Ein Heimatliebender zerrissen zwischen zwei Heimatorten, in denen er nicht Wurzeln fassen konnte. Oder einfach ein Starrkopf. All diese Attribute (letztlich auch Komplimente) fielen am Mittwochabend für einen Gießener Charakter: Georg Edward (1869-1969). Auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins präsentierten im nahezu voll besetzten Netanyasaal des Alten Schlosses Dr. Brigitte Hauschild (Gießen) und Prof. Hans-Joachim Weimann (Biebertal) die Tagebücher des Poeten und Literaturwissenschaftlers erstmals der Öffentlichkeit,

Sie haben die ursprünglich 4101 handschriftlichen Seiten in das Word-Format übertragen und zusätzlich mit über 300 Dokumenten und Fotos illustriert. Zum Preis von 10 Euro ist eine CD-Rom beim Stadtarchiv Gießen erhältlich. Unter den Freunden Edwards besonders begrüßt wurde Henriette Ditschler-Voorhoeve. Sie ist mit ihrer eigenen Auto-

biografie auf der CD-Rom vertreten, da sie in freundschaftlicher Beziehung zu Edward in dessen letzten Lebensjahrzehnten stand.

Edwards Tagebücher beginnen 1892 und enden zwei Wochen vor dem Tod kurz vor seinem 100. Geburtstag. Sie sind nicht bloß Zeugnis für Heimatforscher. Selbst für nicht spezifisch an Gießen Vorgebildete gibt die von der Lehrerin und Bibliothekarin Hauschild und dem Forstwissenschaftler Weimann zusammengestellte Textsammlung Aufschlüsse in Literatur- und Kulturszenen, Mentalitäts- und Ereignisgeschichte. Und dies sowohl für deutsche wie auch amerikanische Verhältnisse in einer außergewöhnlich langen Zeitspanne dramatischster Veränderungen.

Ein Leben in mehreren Zeitaltern: Edward wurde am 13. Dezember 1869 ins großherzoglich hessen-darmstädtische Gießen geboren und verstarb am 16. Juli 1969 im bundesrepublikanischen Gießen. Auf dem Alten Friedhof ruht er neben Schwester und Nichte, die ihn zuletzt pflegten. Als Georg Eduard Geilfus wurde er in eine angesehene Gießener Patrizierfamilie geboren. Der Schüler war ein schlechter - und das hieß, dass er sich für seinerzeit wenig gefragte Dinge wie Kunst, Literatur und die englische Sprache, aber nicht für die Schule interessierte.

Schon als Jugendlicher (Lieblingsautor Theodor Fontane) versuchte er sich mit eigenen Werken in den verschiedenen literarischen Gattungen, musste sich indes dazu von dem mit der Familie befreundeten Gießener Dichter Alfred Bock deutliche Kritik gefallen lassen.

1893 überwarf sich der an der Gießener Universitätsbibliothek Tätige mit seinem Vater und verschwand nach Amerika. In Chicago fand er allerdings Anschluss bei Auswanderern aus anderen ersten Gießener Familien. Obwohl ohne Abitur, schaffte es Geilfus, an der Northwestern University im benachbarten Evanston Professor für deutsche Literatur zu werden! Dort war Geilfus eher Lehrender als Forschender, denn nur wenige wissenschaftliche Artikel wurden veröffentlicht. Möglicherweise scheute er auch als Professor die kritische wie kommerzielle Ablehnung, die seinen literarischen Werken zuteil geworden war. Weimann und Hauschild vermissen bei Edward einen eigenen Stil, rechnen die Romane dem „Salon“ und der Gedichte der „Goldschnittlyrik“ zu.

1903 angliert er nur seinen zweiten Vornamen zu Edward und nimmt diesen als Nachnamen an. Nicht bloß die Unübersetzbarkeit des Geburtsnamens, sondern wohl auch sein gespaltenes Verhältnis zur Familie waren für die Vornamenlösung ausschlaggebend, vermuteten die

Referenten. Mit dem Tod seiner Frau Lillie brach Edward mit der Neuen Welt und kehre 1931 nach Gießen zurück.

Abschließend lasen Hauschild und Weimann ausgewählte Passagen aus den Tagebüchern. Edwards Deutschlandbild ließ sich nur am Rande streifen. Er ist mehr ein Landsmann der Dichter und Denker als Kind der politischen Systeme, Hass und Verachtung empfand er für die Nazis: Sein demonstratives Einkäufen in von Juden geführten Geschäften 1933 kann man nur mit zwei Begriffen wiedergeben, die eben nicht germanischen Wortursprungs sind: Chuzpe und Zivilcourage. Prompt wurde er fotografiert und im lokalen Hetzblatt abgedruckt. Er half aber auch ganz konkret Juden beim Ausformulieren von Auswanderungsgesuchen nach Amerika.

*Michael Franz (fz); erschienen am 15. Januar 2005 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Teil eines Systems, an dessen Ende die Gaskammern standen**

Für ein Jahr hatte das KZ Buchenwald in Gießen ein Außenkommando - Vortrag von Peter Schlagetter-Bayertz beim Oberhessischen Geschichtsverein

Anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz hatte der Oberhessische Geschichtsverein am Mittwoch in den Netanya-Saal des Alten Schlosses geladen, um mit einem Vortrag des Museumspädagogen, Kulturwissenschaftlers und Autors Peter Schlagetter-Bayertz seinen eigenen Beitrag zur Erinnerungskultur zu leisten, und zwar mit starkem lokalen Bezug. Für den Vorstand konnte sich Dr. Ludwig Brake, der den Referenten vorstellte, über die beachtliche Besucherzahl freuen.

Schlagetter-Bayertz stellte in seinem mit aufschlussreichem Bildmaterial illustrierten Vortrag „Das Außenkommando des KZ Buchenwald in Gießen“ zunächst klar, dass er diese Thematik (Deckname „Gerta“ im Katalog der Lager und Gefängnisse des Internationalen Suchdienstes des Roten Kreuzes) nicht als Erster untersucht habe. Eine Gruppe im PKH habe dieses Thema bearbeitet; die Ergebnisse seien die Basis für seine Recherche in Weimar und Buchenwald.

Zunächst verwies der Referent auf die verschiedenen Lagersysteme während der NS-Zeit. Lager für Zivil- und Zwangsarbeiter habe es in Gießen viele gegeben, für deren Versorgung mit Häftlingen - in Gießen bis etwa 2000 - sei das Durchgangslager Kelsterbach zuständig gewe-

sen. Die über das Stadtgebiet verteilten Lager für Zwangsarbeiter lagen meist nahe der Einsatzorte. Für das Reichsgebiet nannte Schlagetter-Bayertz die Zahl von 20 000 Lagern, von denen gerade einmal 7000 lokalisiert seien, was den Forschungsbedarf verdeutliche.

In Bezug auf die Entstehung der Konzentrationslager unterstrich der Kulturwissenschaftler den direkten Bezug zum Reichstagsbrand als Initialzündung sowie der folgenden Notverordnung vom 28.2.1933 als Grundlage für Massenverhaftungen. Die ersten Konzentrationslager seien eher spontan entstanden und hatten - wie das hessische Osthofen - häufig kurzen Bestand. Eine Ausnahme stellt hier Dachau dar, das sich zum „Muster-KZ“ entwickelte. Nach der Olympiade 1936 wurden neue und große Lager gebaut, die Internationalisierung der KZ setzte sich 1939-42 ein, von 1942-44 lag die gnadenlose Ausbeutung der Arbeitskraft parallel zur Vernichtungsstrategie der „Endlösung“, bis schließlich unter dem Druck der militärischen Realitäten die noch einmal unter gewaltigem Blutzoll anberaumte Räumung der Lager erfolgte.

Das KZ Buchenwald wurde 1937 mitten im Wald errichtet; dort wurden die Häftlinge mit Rodungsarbeiten und Barackenbau sowie dem Bau komfortabler Dienstwohnungen für die SS-Wachmannschaften beschäftigt. Spielte zu Beginn der Erziehungsgedanke noch eine große Rolle, trat dieser immer stärker zurück. Transporte von Gießen ins spätere „Mutterlager“ Buchenwald gab es unmittelbar nach der Reichspogromnacht 1938, was den Lesern der Lokalpresse so verkauft wurde, dass die deportierten Juden sich freiwillig bei der Polizei gemeldet hätten, um Schutz zu suchen.

Das Außenkommando Gießen entstand im März 1944 und war bis zu seiner Räumung am 27./28.3.1945 unter dem Druck der einmarschierenden US-Truppen auf dem Gelände der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Licher Straße 106 angesiedelt. In der Gießener Anstalt war das Personal von Anfang an gleichgeschaltet worden und so bleiben auch hier Verbrechen wie Zwangssterilisierungen und Selektionen zum Euthanasieprogramm nicht aus, zumal sich seit 1940 einige SS-Einrichtungen auf dem Gelände befanden. Eine neurologisch-psychiatrische Beobachtungsstation der Waffen-SS, die einzige dieser Art im Reich, wurde hier errichtet.

Anlass für die Errichtung des Gießener Außenkommandos war letztlich das Projekt, hier eine Sanitätsausbildungskompanie der Waffen-SS und eine Studentenkompanie für den Führungsnachwuchs zu stationieren, ein mit den Namen Dr. Pippart und Dr. Klein verbundenes Programm, dem eine gewisse Wichtigkeit eingeräumt wurde.

So kamen 1944 insgesamt 80 Häftlinge aus Buchenwald nach Gießen - meist politische Häftlinge, aber auch „Berufsverbrecher“ und Ausländer, etwa 22 Tschechen, fünf Franzosen und ein Italiener.

Schlagetter-Bayertz verwies darauf, dass immer wieder auch Rücktransporte nach Buchenwald erfolgten und die Gesamtzahl bei insgesamt 30 Transporten von Buchenwald nach Gießen und zurück lag. Eine Fülle von Details aus Tätigkeitsberichten und Häftlingslisten machte deutlich, dass auch Gießen trotz fehlender Fluchtversuche von Häftlingen Teil eines Systems war, an dessen Ende eben die Gaskammern und die Leichenberge standen, die sich auch den Befreiern des KZ Buchenwald unauslöschlich ins Gedächtnis gruben.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 28. Januar 2005 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Arm der Nazis reichte bis ins Exil**

Vortrag über Doktorgradentziehung an der Uni Gießen

Unter dem Titel „Die bürokratische Verfolgung - Doktorgradentziehung an der Universität Gießen“ sprach der Politikwissenschaftler Dr. Peter Chroust am Mittwochabend beim Oberhessischen Geschichtsverein im Alten Schloss über einen oft wenig beachteten Aspekt der NS-Verfolgungsgeschichte: Mit der Entziehung von Titel betrieben die Nazis eine perfide Politik, die diejenigen, die sich ins Exil hatten retten können, auch dort noch schädigen sollte.

Erst in den letzten Jahren begannen deutsche und österreichische Universitäten sich mit dieser Vergangenheit auseinander zu setzen. Bereits mit seiner Dissertation an der Justus-Liebig-Universität zum Thema „Gießener Universität und Faschismus. Studenten und Hochschullehrer 1918-1945“ (1993) hatte Chroust einen wichtigen Beitrag dazu geleistet.

Im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins brachte Chroust nun Hintergrundinformationen, demonstrierte, wie die Nationalsozialisten über die Ausbürgerung der Betroffenen die rechtliche Grundlage für den Titelentzug schufen, und zeigte anhand verschiedener Beispiele das Schicksal der verfolgten Wissenschaftler; etwa das der jüdischen Literaturwissenschaftlerin Mona Wollheim oder des Rabbiners Joachim Prinz. Beide emigrierten in die USA, wo Prinz ein bekannter Menschenrechtler wurde und unter anderem mit Martin Luther King zusammenarbeitete.

Ein anderer Fall war der Orientalist Paul Kahle. Seine Frau hatte nach der Reichspogromnacht nicht wie so viele wegschauen wollen, sondern einem jüdischen Kaufmann beim Aufräumen seines zerstörten Ladens geholfen. „Verrat“, titelten die Zeitungen, und Kahle, seine Frau und der Sohn verließen Deutschland so schnell wie möglich. Den Sohn hat Chroust übrigens ausfindig gemacht und von ihm Informationen und Fotos erhalten.

Obwohl der Vortrag wenig strukturiert war und die Berichte über die Schwierigkeiten bei der Erforschung etwas zu umfangreich gerieten, bot Chroust doch einen interessanten und gründlich recherchierten Einblick in diesen Teil Gießener Universitätsgeschichte, der durch die Beispiele ein Gesicht erhielt.

Während die Entziehung des Titels durch die Publikation in NS-Zeitungen allgemein bekannt gemacht wurde - schon, um so der Gefahr der Nichtzustellbarkeit und damit Unwirksamkeit entgegen zu wirken -, geschah die Rehabilitierung der Geschädigten seitens der Bundesrepublik ohne Öffentlichkeit und wohl auch jenseits des öffentlichen Interesses - eine Haltung, die den Umgang mit der NS-Vergangenheit bis in die achtziger Jahre sehr deutlich widerspiegelt. In Gießen wurden bereits 1967 alle Doktorgradentziehungen der Jahre 1933 bis 45 für ungültig erklärt. In Marburg galt dies lediglich für die, denen man aus „rassischen“ Gründen den Titel genommen hatte, also für Juden; politisch Verfolgte blieben außen vor. Einen großen Unterschied dürfte dies allerdings nicht gemacht haben - in keinem Fall sahen die Universitäten die Notwendigkeit, ihre ehemaligen Mitarbeiter anzuschreiben. Von der Rehabilitierung bekamen also noch nicht einmal die Betroffenen etwas mit.

*Nikola Herweg, erschienen am 25. Februar 2005 im Gießener Anzeiger*

## **Mit einem Federstrich den akademischen Titel entzogen bekommen**

Dr. Peter Chroust sprach beim Oberhessischen Geschichtsverein über Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen von 1933 bis 1945

Trotz einiger ungünstiger Rahmenbedingungen wie der Doppelbelegung des Netanyasaals im Alten Schloss, die einen Umzug in den Sonderausstellungsraum erforderlich machte, und einem widerspenstigen Beamer, verstand es Dr. Peter Chroust, den der Oberhessischen Geschichtsverein für den Mittwochabend als Referenten gewonnen hatte, die erneut zahlreichen Besucher in seinen Bann zu ziehen. Dies

lag mit Sicherheit daran, dass der Referent mit dem Thema „Die bürokratische Verfolgung Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933 bis 1945“ ein Thema behandelte, das eine Fülle neuer Erkenntnisse versprach.

Der Referent bezifferte die Zahl der von der Entziehung der akademischen Grade betroffenen Personen nach derzeitig allgemeinem Konsens auf etwa 1600 Personen, verwies aber gleichzeitig darauf, dass nach seinen eigenen Forschungen diese Zahl deutlich zu tief gegriffen sei, wenn man zu den deutschen Hochschulen die damals zum Reich gehörenden österreichischen Universitäten hinzunehme. In den Jahren 1998 und wieder 2000 habe es bezüglich der Aufarbeitung dieses Themas wichtige Impulse gegeben, so dass bis heute die Wiener und die Berliner Humboldt-Universität, aber auch die in Göttingen, Marburg und München, erste Publikationen vorlegen konnte.

Während man sich in der Weimarer Republik, besonders in den wirtschaftlichen Krisenzeiten, allenfalls mit der Problematik der Entziehung akademischer Würden im Falle von Hochstaplern und Betrügern befasste und Sanktionen unterschiedlich ausfallen konnten, setzte unter den Nazis gleich nach der „Machtergreifung“ eine erste Entlassungswelle ein, nach deren eigener Rechtsauffassung gedeckt durch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, das als Instrument genutzt wurde, um aus „rassischen“ oder politischen Gründen unliebsame Hochschullehrer zu entfernen. Im September 1933 brachte eine Anfrage bayerischer nationalsozialistischer Studenten das Thema auf, wieso Leute, die einen „undeutschen Geist“ repräsentierten, ihre akademischen Grade behalten dürften. Ein entsprechendes Gesetz erschien aber erst, wie der Referent vermerkte, 1939.

Dr. Chrousts Vortrag gewann nicht zuletzt dadurch eine besondere Dichte, dass er nicht nur die theoretischen Grundlagen erläuterte, die zur bürokratischen Verfolgung führten, sondern auch konkrete Fallbeispiele vorstellte und Einblicke in seine eigenen Recherchen gewährte sowie zeitgenössische Bilddokumente der damaligen Ludwigs-Universität präsentierte. Gießen hatte, wie Chroust hervorhob, einen starken SA-Anteil in der Studentenschaft, was er mit der Faszination der sozialrevolutionären Aspekte für die Studenten erklärte. Eine akademische Feier am 8. Mai 1933 wurde in Gießen von einer „öffentlichen Verbrennung zersetzender Schriften“ begleitet, die von der NS-Propaganda ins Ausland ausgestrahlten Bilder dieser reichsweiten Aktion veranlassten Roosevelt zum Kommentar: „Books cannot be killed by fire“.

Die von August 1933 an erscheinenden Ausbürgerungslisten im „Reichsanzeiger“ boten bis zur gesetzlichen Festlegung vom 7. Juni

1939 mit dem „Gesetz über die Führung akademischer Grade“ die Grundlage für die bürokratische Verfolgung, die einer verblüffend simplen Logik folgte. Wer Deutschland verlassen hatte, schädigte deutsche Belange. Wer deutsche Belange schädigte, wurde ausgebürgert. Wer ausgebürgert war, hatte keinen Anspruch mehr auf akademische Grade und bekam diese entzogen.

Dabei wurde bei der Entziehung auf Grund des Reichsbürgergesetzes unterschieden nach den Kategorien „Halbjude/Mischling“, „Volljude“ und „arisch“. Die Statistik wurde bis zur dritten Stelle hinter dem Komma geführt. Letztlich vergingen von der Anfrage des Reichswissenschaftsministeriums bei der Universität bis zum Federstrich, der die Entziehung des Doktorgrades bedeutet, und der „Vollzugsmeldung“ meist nur wenige Tage.

An persönlichen Schicksalen wie etwa dem von Walter Schirn oder dem des liberalen Rabbiners Joachim Prinz zeigte der Referent auf, wie sich die ins Exil gelangten Deutschen teilweise völlig neuen und oft wirtschaftlichen Schwierigkeiten gegenübersehen. So war etwa der ausgebürgerte, in Gießen promovierte Kinderarzt Dr. Franz Hanau in den New Yorker Bronx antisemitischen Vorurteilen ausgesetzt.

Auch vor dem Entzug der Ehrendoktorwürde scheuten die Nazis nicht zurück. Als eindrucksvolles Beispiel führte der Referent das Schicksal des Orientalisten Prof. Paul Ernst Kahle und seiner Familie an. Für Gießen können nach den Forschungen Dr. Chrousts 36 Fälle als gesichert gelten, weitere zehn bis elf gilt es näher zu untersuchen.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 25. Februar 2005 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Ungeheure Dynamik**

Prof. Egon Schallmayer beim Geschichtsverein

Erfahrungsgemäß sind es die archäologischen Themen, die unter den vom Oberhessischen Geschichtsverein angebotenen Vortragsveranstaltungen den besten Zuspruch finden, und das bestätigte sich auch am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses, als schließlich rund 160 Besucher Platz gefunden hatten. Dies war sicherlich primär dem Thema „Römer, Kelten und Germanen in der Übergangszeit“ zu verdanken, aber auch dem Umstand, dass der hessische Landesarchäologe mit diesem Thema seinen Antrittsbesuch beim Oberhessischen Geschichtsverein machte. Dabei bestätigte sich die von Dr. Manfred Blechschmidt in der kurzen Begrüßung geäußerte Erwartung nach-

drücklich, dass die Übergangszeit vom 1. Jh. v. Chr. bis zum 1. Jh. nach der Zeitenwende gerade für den mittelhessischen Raum spannende Ergebnisse erwarten lassen, nachdrücklich.

Prof. Egon Schallmayer verwies zunächst darauf, dass der Begriff „Übergangszeit“ relativ jungen Datums ist und einen Zeitraum beschreibt, in dem sich eine ungeheure Dynamik entfaltete, die sich in den archäologischen Funden wieder finden lässt. Er werde in seinem Vortrag die Quintessenz der neuesten Forschungsergebnisse vorstellen, wobei er sich der neuesten Präsentationstechniken bediente.

### Leidvolle Folgen

Caesar, der auf dem ersten Bild zu sehen war, wurde mit seinem Werk über den Gallischen Krieg zum Urheber einer Abgrenzung, indem er den Rhein als Grenze zwischen Kelten und Germanen beschrieb. Diese Grenze habe es so nie gegeben, was aber nicht verhindert habe, dass mit ihr ideologische Herrschaftsansprüche begründet wurden und leidvolle Folgen für die Geschichte unseres Kontinents eintraten.

Archäologische Funde der letzten 30 bis 40 Jahre versetzten die Wissenschaft heute in die Lage, die historischen Quellen der meist römischen Autoren neu zu bewerten. Mit den Kimbern und Teutonen lernten die Römer erstmals Germanen physisch kennen - und das mit desaströsen militärischen Erfahrungen wie in der Schlacht von Noreia 113 v. Chr. und mit ihnen die „*furor teutonicus*“, bis Marius mit seiner Heeresreform und den Siegen bei Aquae Sextiae und Vercella dem Siegeszug ein Ende machte. Es sei aber denkbar, dass diese beiden Stämme den Römern als „Kelten“ erschienen, hatte sich doch das keltische Siedlungsgebiet vom Rhein-Main- und Hunsrück-Eifel-Gebiet über ganz Mitteleuropa bis zum Balkan, Kleinasien und Spanien ausbreitet.

### Dünsberg

Im 1. Jh. gab es vor allem zwei wesentliche Siedlungstypen der Kelten, zum einen die „*oppida*“, befestigte Höhensiedlungen meist im Westen und Südwesten, aber auch östlich bis Böhmen und Mähren. Hier nannte der Referent den Dünsberg mit 90 ha, das Heidetränk-Oppidum mit 130 ha und nicht zuletzt das Oppidum bei Manching mit einer Fläche von 380 ha, das damit einer Großstadt entsprach.

Im Unterschied zu den Germanen sei die keltische Gesellschaft eine vielfältige, arbeitsteilige gewesen. Keltische *Oppida* befanden sich in Hessen neben dem Dünsberg auch in Amöneburg, auf der Milseburg und der nur 15 ha umfassenden Alteburg bei Niedenstein, wo etwa der keltische Siedlungsbereich endete und germanisches Gebiet begann.

Die andere keltische Siedlungszone mit eher ländlichem Charakter ist geprüft durch die Viereckschanzen.

### Salzgewinnung

Ausführlich ging der Referent, dem es sichtlich Freude machte, vor Mitgliedern und Gästen eines Vereins zu sprechen, den er eingangs als einen der renommiertesten Vereine seiner Art in Hessen ausdrücklich gewürdigt hatte, auf die frühindustrielle keltische Salzgewinnung in Bad Nauheim ein. Die jüngsten Grabungen in Bad Nauheim mit dem Fund einer römischen Quelfassung in der keltischen Saline konnten mit Jahresangaben dendrochronologisch genau auf Jahre der Übergangszeit festgelegt werden (138 v. Chr., 41 v. Chr., 6 v. Chr., 87 n. Chr.).

Schallmayer zeigte sich überzeugt, dass das Salz aus der Bad Nauheimer Keltensaline nach der Überlagerung der keltischen durch römische und germanische Kultur über ein weit verzweigtes Handelsnetz vertrieben worden sei. Gegen Ende der Latènezeit drückten germanische Völker aus dem Nordosten ins Keltengebiet.

Intensiv ging der Referent auch auf die römische Geschichte ein, die in der Endphase der Republik mit der Heeresform des Marius und dem dadurch entstandenen Klientelverhältnis des Heerführers zu seinen Legionären einen neuen Wachstumsimpuls für das Imperium brachte. Als Kern der Unruhen, die letztlich Caesars Intervention in Gallien möglich machten, seien die immer wieder über den Rhein eindringenden Germanenscharen zu nennen. Caesar ließ zweimal den Rhein mittels einer Holzbrücke überschreiten, was wohl bei Neuwied geschah, sodass selbst die Vorstellung, dass Caesars Truppen entlang dem Lahntal bis zum Dünsberg oder nach Bad Nauheim gezogen seien, im Bereich des Möglichen liege.

### Reiter in Echzell

Nachdem Marcus Agrippa im Auftrag des Augustus Gallien mit einem Straßennetz strukturiert hatte, wurden keltische Bewohner zum Teil umgesiedelt, zum Teil unter eigenen Führern in römische Verbände integriert. Dies sei etwa auch bei der in Echzell stationierten Reitereinheit, der Ala Indiana Gallorum, unter dem Trevererführer Julius Indus der Fall gewesen. Im hessischen Raum habe für Kelten und Germanen eine Romanisierung eingesetzt, in Waldgirmes sollte wohl eine „colonia“ entstehen. Das Traumziel „Elbgrenze“ erreichten die Römer nicht, stattdessen wurden aus Kelten und Germanen römische Bürger.

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 4. März 2005 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Mit Taubenerkern wurde der eigene Wohlstand unterstrichen**

Vortrag mit Dr. Siegfried Becker (Marburg) beim Oberhessischen Geschichtsverein - Hommage an Ehrenmitglied Helmut Nachtigall †

Dr. Siegfried Becker referierte im Oberhessischen Geschichtsverein. Mit einem volkskundlichen Thema beendete der Oberhessische Geschichtsverein am Mittwoch im Netanyasaal des Alten Schlosses seine Vortragsreihe im Winterhalbjahr. Für den Vorstand begrüßte Manfred Blechschmidt die nicht allzu zahlreich erschienenen Besucher und dankte dem Referenten Dr. Siegfried Becker vom Institut für Europäische Ethnologie in Marburg für seinen Vortrag über „Taubenerker an Oberhessischen Bauernhäusern“ und vor allem dafür, dass der Vorsitzende der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde“ zugunsten des OHG auf sein Honorar verzichtete. Gleichzeitig erinnerte Blechschmidt daran, dass die „Hessische Vereinigung für Volkskunde“ eigentlich eine Tochter des Oberhessischen Geschichtsvereins sei, weshalb man sich im Jubiläumsjahr auf eine engere Zusammenarbeit verständigt habe.

Becker betonte zunächst, dass das von ihm gewählte Thema zum einen den Erwartungen an die klassische Volkskunde entspreche, zum anderen als Hommage an das 2003 verstorbene Ehrenmitglied Helmut Nachtigall gedacht sei. Zudem könne man von der Universitätsstadt hinaus aufs Land gehen und den Blick auf die gemeinsame kulturgeschichtliche Entwicklung „beider Oberhessen“ (Gießen/Marburg) richten und sich mit den scheinbaren Nebensächlichkeiten des Alltags befassen, die in der Geschichtsbetrachtung nur zu häufig zugunsten des „Erhabenen“ außer Acht gelassen würden. Mit der Abkehr vom „biederen Hirsebrei“ werde, so der Referent, der die Gelegenheit nutzte, eine Lanze für sein zweifellos faszinierendes Fach zu brechen, oft der Vollzug der Strukturgeschichte vor der Alltagsgeschichte begründet. Schließlich könne mit der Taubenordnung Philipps des Großmütigen auch etwas wie ein Schlussakzent für das Jubiläumsjahr der Landgrafen gesetzt werden.

An Bildmaterial aus Helmut Nachtigalls Werk „Schmuck an Fachwerkhölzern“ stellte der Referent ausgewählte Beispiele von Taubenerkern an Bauernhäusern im oberhessischen Raum vor, wie etwa am Herrenhaus des Hofgutes in Appenborn, am Wohnhaus des Pfaffenhofes in Eberstadt oder am Wirtshaus am Kirchberg bei Lollar, die jeweils an der Wende vom 17. zum 18. Jh. in einem Zeitraum von drei-

zehn Jahren errichtet wurden. Becker setzte sich bei der Frage, ob hier, wie es Hans Naumann 1922 formulierte, „gesunkenes Kulturgut“ vorliege, mit Thesen auseinander, wie sie bereits Spamer kritisierte, die zu wissen glaubten: „Die Volksseele produziert nicht, sie reproduziert.“

Dabei erinnerte der Referent daran, dass die alte Zweischichtentheorie der Volkskunde in den 1980er Jahren eine Wiederbelebung mit umgekehrter Folgerung erlebte, wobei die Eigenständigkeit der Volkskultur postuliert und sie bewusst als Auflehnung der Volkskultur der „kleinen Leute“ gegen die herrschende Kultur interpretiert wurde. In jedem Fall aber könnten Objekte des Alltags als Zeichen kultureller Prozesse gewertet werden und den Abstand zwischen sozialen Schichten demonstrieren.

Im Unterschied zu Nachtigall, der die Funktion der Taubenerker primär im Schutz der Tür sah, konnte der Referent belegen, dass Nachtigalls Deutung die eigentliche Funktion der Taubenerker, die eben gerade in der Beherbergung dieser Vögel lag, nicht berücksichtigte. Dies wies Becker u. a. am Beispiel des Wohnhauses des Lauerschen Hofes in Niederwalgern nach. Das Hofwesen war bekannt für seine schwarzen Pferde, roten Kühe und schwarzen Tauben, und kein Geringerer als Philipp Scheidemann bezeichnete „das Haus des alten Lauer als das gastfreieste in ganz Kurhessen“.

An weiteren hessischen Beispielen aus Frohnhausen/Lahn, Zeilbach im Vogelsberg, Kirchvers, Ober- und Niederwalgern sowie Unterrosphenging der Referent der Frage nach, warum der Mensch die Tauben in unmittelbarer Nähe seines Wohnbereichs hielt. Wobei am Schonkehof (1835) in Niederwalgern der Taubenerker schon seine ursprüngliche Funktion verloren hatte, ein Prozess, der um 1800 eingesetzt hatte: nur noch ein kleines Giebelfeld erinnerte an den Taubenschlag.

Unbekannt waren in Oberhessen frei stehende Taubenhäuser, wie sie in Franken, Bayern und Thüringen existierten, von Beispielen wie den „colombiers“, riesigen Taubentürmen in Frankreich, Nordafrika oder Kleinasien ganz zu schweigen. Auch wenn Jungtauben als Krankenkost durchaus geschätzt wurden und Taubendung gerne auf den Feldern ausgestreut wurde, sah der Referent hierin keine nachhaltige Begründung für das Phänomen der Taubenhaltung am Wohnbereich. Er zog bei seiner Argumentation auch die schon im Mittelalter bekannte Bildsprache der „Tauben“ und „Falken“ heran, damals als Symbole für das Leben der Geistlichen und Ritter verwendet, und erinnerte an die barocke Emblemik wie im Werk des Nicolaus Reusner. Im Zeitalter der Beizjagd, 1387, wird eine Habichtskammer für Marburg erwähnt - 1785 wird das letzte Reihergestade im Waberner Wäldchen aufgegeben, dienten Tauben als Beute und Nahrung der Beizvögel. Nach einer

„Taubenordnung“ vom 17. Mai 1558 hatte der Falkner der Herrschaft das Recht, den „Taubenzehnten“ einzutreiben. Diese Taubenordnung aber geriet rasch in Vergessenheit.

Eine Taubenordnung von 1702 koppelte dann letztlich die Taubenhaltung an den Grundbesitz: Jeder Hufner durfte zwölf Paar Tauben halten, für fünf Paar war eine Taube dem Falkner abzuliefern. Ergo demonstrierten die stolzen Besitzer von Taubenerkern also ihren Wohlstand, die Taubenhaltung war symbolisches Element der Distinktion. „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.“ Denn Geld war mit der Taubenhaltung nicht zu verdienen, ganz im Sinne der abfälligen oberhessischen Redensart: „Wer sei Geald ean die Loft will fläije sieh, der hal' sich Däwwe ean Bie.“

*Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 18. März 2005 in der Gießener Allgemeinen Zeitung (GAZ)*

## **Autoren des Bandes**

Prof. Dr. Friedrich Karl Azzola, Fichtenstraße 2, 65468 Trebur

Helge Braunroth, Münsterer Straße 11, 35392 Wetterfeld

Thomas Euler, Triebstraße 13, 35398 Gießen-Allendorf

Philipp Kobusch, Tulpenweg 17, 35396 Gießen

G. Heinrich Melchior, Christian-Rinck-Straße 11, 35392 Gießen

Heinz P. Probst, Fichtenweg 1, 35305 Grünberg-Queckborn

Hans Reeh, Lindenstraße 5, 35435 Wettenberg

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Friedlandstraße 5, 35444 Biebortal

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 40/1955	2,50 €
Nr. 41/1956	2,50 €
Nr. 43/1959	2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch	2,50 €
Nr. 46/1962	2,50 €
Nr. 47/1963	2,50 €
Nr. 48/1964	2,50 €
Nr. 49/50/1965	2,50 €
Nr. 51/1966	2,50 €
Nr. 52/1967	2,50 €
Nr. 53/54/1969	2,50 €
Nr. 55/1970	2,50 €
Nr. 56/1971	2,50 €
Nr. 57/1972	2,50 €
Nr. 60/1975	2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger	2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG	2,50 €
Nr. 65/1980	2,50 €
Nr. 66/1981	2,50 €
Nr. 67/1982	2,50 €
Nr. 76/1991	2,50 €
Nr. 79/1994	2,50 €
Nr. 80/1995	16,90 €
Nr. 81/1996	19,40 €
Nr. 82/1997	14,40 €
Nr. 83/1998	13,00 €
Nr. 84/1999	17,40 €
Nr. 85/2000	13,20 €
Nr. 86/2001	10,30 €
Nr. 87/2002	14,00 €
Nr. 88/2003	9,30 €
Nr. 89/2004	14,50 €
Nr. 90/2005	€

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

## OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15,00 € jährlich für Einzelmitglieder  
20,00 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen  
BLZ 513 500 25, Kto. Nr. 200 508 512  
Volksbank Gießen  
BLZ 513 900 00, Kto. Nr. 457 701

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die spätere Zustellung ist mit Porto-kosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und bevorzugter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasser verantwortlich. Zukünftige Aufsätze und Beiträge werden druckreif, d.h. ohne Korrekturen und Zusätze für den Druck bereit, erbeten. Die Manuskripte sollten im Ausdruck und auf Diskette vorliegen.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.  
Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen  
Adresse: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e. V.,  
Stadtarchiv, Rodheimer Straße 33, 35398 Gießen  
Telefon: 0641/6940661, Fax: 0641/6940663  
eMail: [stadtarchiv@giessen.de](mailto:stadtarchiv@giessen.de)  
Redaktion: Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,  
Eva-Marie Felschow und Dagmar Klein

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-  
Behaghel-Straße 8, durchgeführt.

